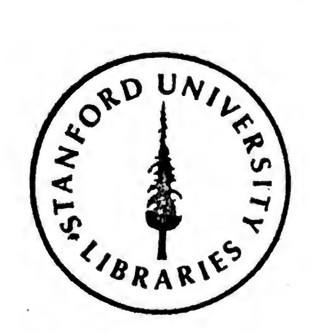
Zwölf Bilder nach dem Leben

Fanny Lewald


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


Digitized by Google

Zwölf Bilder nach dem Leben.

Zwölf

Bilder nach dem Leben.

Erinnerungen

von

Fanny Lewald. – Stahr

Motto:
Und manche liebe Schatten steigen auf!

ihrem geliebten Manne lieben Sohne
Adolf Stahr in herzlichster Liebe
Zu dem 21 April 1888 Fanny Lewald-Stahr

Berlin 1888.
Verlag von Otto Janke.

Ihren und meinen Freunden

zur Erinnerung

an

sie und mich.

Fanny Lewald-Stahr.

Berlin, März 1888.

Einleitung.

Als ich vor siebenunddreißig Jahren allein mit mir selbst, bei meiner Reise durch England und Schottland, auf dem großen Dampfer die Fahrt nach den hebridischen Inseln machte, stiegen, während wir durch sie hinzogen, in dem wallenden Gewölk des Nebels, das uns bisweilen umhüllte, die Gestalten Ossians, eine um die andere vor meinem innern Auge empor.

Ich sah sie wieder vor mir: „den Sohn des Meeres, den Fürsten der dunkeln Schilde“ — und „Morna, die schönste aller Erdenfrauen, das Mädchen mit den schönen langen Haaren“ — und „den Fürsten von Erin“ — sie Alle, Alle in langem Zuge! Und mein jugendliches Entzücken über sie, und lang entschwundene Zeiten, und meine eigene frühe Jugend wurden damit wieder lebendig in mir.

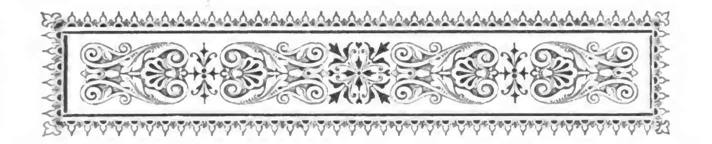
So ziehen jetzt oft in einsamen Stunden die Gestalten von Menschen an meinem Geiste vorüber, die mir und denen

ich nahe gestanden habe, und von denen auch bald kein Augenzeuge mehr Kunde zu geben im Stande sein wird.

Mögen denn diese Blätter an die guten und bedeutenden Menschen erinnern, von denen sie sprechen, und mit ihnen auch die Erinnerung an meine und Adolf Stahr's Freundschaft für sie lebendig erhalten.

März 1888.

Fanny Lewald.



Johanna Kinkel.

1858.

Eine der besten Frauen ist gestorben. In Woking, fern von London, fern von dem Geräusch der Hauptstadt, haben sie sie zur Ruhe bestattet. Ihr Gatte hat ihr die Leichenrede gehalten, Freiligrath ihr einen Lorbeerkranz auf den Sarg gelegt, und Liebe und Verehrung sind ihr in der Fremde in ihr Grab gefolgt. Liebe und Verehrung umgeben auch in Deutschland die Gestorbene, in dem Gedächtniß aller derer, welche sie näher kennen zu lernen das Glück gehabt haben. Und für diese Freunde Johanna's sind die folgenden Erinnerungen, sind die Auszüge aus den Briefen bestimmt, welche ich mittheile, um das Bild der Hingegangenen, ihnen noch einmal mit ihren eigenen Worten, mit der schlichten und heiteren Einfachheit vorzuführen, mit der sie selbst sich zu geben pflegte.

Es war im Mai des Jahres 1850, als ich auf der Reise nach England in Bonn verweilte und mich aufmachte, Johanna Kinkel kennen zu lernen. Mein erster Weg zu ihr war ein vergeblicher. Sie war nicht anwesend.

Kinkel war damals von Naugard nach Köln gebracht, noch einmal vor die Assisen gestellt worden, und seine Gattin war hinübergefahren nach Köln, um ihn während der Verhandlung, wenn auch nur aus der Ferne, zu sehen und zu hören. Gegen Abend erwartete man ihre Rückkehr.

Gegen Abend ging ich noch einmal hin, sie zu suchen. Sie wohnte in einer ziemlich entlegenen Straße, in einem bescheidenen Hause bei ihren Eltern. Der Vater, ein alter Schulmann und treuer Verehrer des preußischen Königshauses, hatte mir am Morgen mit Bedauern von den Verhältnissen gesprochen, welche durch Kinkel über seine Familie hereingebrochen waren. Am Abende sagte er mir, daß die Tochter zu Hause sei, und wies mich die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer.

Johanna hatte eine größere und eine kleine Stube inne, in denen sie mit ihren vier Kindern damals lebte. Ihr Flügel, ihr Schreibtisch und der Spieltisch ihrer Kinder nahmen die größere Stube ein. In dem kleinen Nebengemach standen die Betten ihrer Kinder und das ihre. Kinkels zerschossener Kalabreserhut, mit einem welk gewordenen Kranz darüber, hing an der Wand zu Häupten ihres Lagers.

Sie trat mir freundlich entgegen. Eine mittelgroße Gestalt, in einem altmodigen schwarzen Kleide von geringer Seide. Ihr dunkles Haar war glatt fortgekämmt, ihr Gesicht blaß und angegriffen. Die Formen desselben, die starke Nase, der Mund, die eckigen Backenknochen fielen mir als unschön auf, man hatte mir auch immer gesagt, daß Johanna häßlich sei; aber ich sah das nur einen Moment, denn als sie die großen seelenvollen Augen auf mich richtete, leuchtete mir die ganze Schönheit dieser Frau entgegen.

Sie kam von Köln, sie hatte ihren zu lebenslänglichem Zuchthause verdammten Mann gesehen, sie hatte seine Rede gehört und war ihm, trotz des Abwehrens der Polizeibeamten, in die Arme gestürzt, als man ihn wieder fortgeführt.

Sie erzählte das ruhig, fest und klar, wie ein großes Herz das Unabänderliche auffaßt. Einmal, sagte sie, habe sie auf der Tribüne ihre Kräfte sie verlassen gefühlt. Es sei ihr schwarz vor den Augen geworden; aber Personen, die sich in ihrer Nähe befunden, wären ihr mit Riechwasser zu Hülfe gekommen und sie habe denn doch Gottlob bis zum Ende ausharren können. Erschöpft wie sie war, that es ihr doch wohl, sich auszusprechen, und als ich mich nach langer Unterredung von ihr trennte, schieden wir als Freunde.

Von dem Tage ab sah ich sie täglich während meines damaligen Aufenthaltes in Bonn, und an jedem Tage hatte ich Anlaß, sie mehr zu lieben und zu verehren. Man vergaß es, daß sie eine bedeutende Dichterin, daß sie eine große Musikerin war, weil man immer nur daran zu denken hatte, welch eine Frau und welch ein Charakter sie sei. Immer bemüht, die Kinder ruhig zu erhalten, damit sie den greisen Großeltern nicht beschwerlich fielen, welche ihr wieder Obdach gewährten, und für die sie eine ängstliche Rücksicht verrieth; immer darauf bedacht, den Kindern Freude zu machen, damit sie in ihrer Kindheit nicht zu viel erführen von der Last des Unglücks, das ihre Eltern betroffen hatte, lag ihr zugleich die Pflicht auf, für den Unterhalt dieser Kinder zu sorgen und zu arbeiten, während schon damals — was ich freilich erst später erfuhr — ihre ganze Seele auf die Befreiung ihres Gatten gerichtet war.

Sie gab Musikunterricht von früh bis spät. Ein paar Mal in der Woche fuhr sie nach Köln, um auch dort Unterricht zu ertheilen und kam sie dann am Abende müde und matt nach Hause, so hatte sie doch noch ein freundliches Gesicht für die Kinder, hatte sie doch noch die Stimmung, kleine Kanons für sie zu komponiren, mit welchen die Kleinen sich die Zeit vertrieben. Die Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, mögen damals sich in dem Alter von sieben zu zwei Jahren befunden haben, und sie müssen alle musikalisch sein, denn schon damals sangen sie die kleinen Kanons, deren Texte die allereinfachsten waren, richtig und mit sichtlichem Vergnügen.

Unsere Gespräche galten oft ihr und ihrer Vergangenheit und Zukunft. Man mußte sie hören, wenn sie von ihrem Brautstande mit Kinkel, von ihrer Ehe, von dem Wirken und Schaffen ihres Gatten sprach, um die Kraft der Liebe in ihr zu begreifen; man mußte es sehen, mit welcher Stärke sie ihr Schicksal trug, um ihre Begeisterung für ihre Ueberzeugung, um ihre muthige Geduld und ihre Thatkraft zu verehren, um es zu empfinden, wie sehr sie es vermochte, ihr persönliches Schicksal den allgemeinen Interessen unterzuordnen, wie jeder große, hohe Gedanke sie bereit fand, ihn zu erfassen und sich daran aufzurichten. Muthiger und unverzagter leiden habe ich nie eine Frau gesehen.

Damals war ihr ganzer Sinn darauf gestellt, Kinkel noch einmal zu sprechen, ehe er wieder in das Zuchthaus geführt wurde. Sie erlangte das endlich und erhielt sogar die Erlaubniß, eines der Kinder mit zu dem Vater hinzunehmen. Sie brachte dem Gefangenen das älteste Töchterchen, aber die Kleine erkannte den Vater im ersten Augen-

blicke nicht, „und das" — sagte Johanna — „das ging beinahe über meine Kräfte!"

Auf meine Frage an das Kind, ob der Vater denn anders ausgesehen habe als sonst? antwortete es: „er war so blaß und hatte so große Augen! Und er hatte keinen Bart und so komische Hosen!" (Sie hatten ihn in der Sträflingskleidung gesehen.) Dann fügte die Kleine hinzu, der Papa habe ihr versprochen, wenn er frei werde, ihr die schönste Puppe zu kaufen! — „Gott gebe, daß Du dann noch mit Puppen spielst!" sagte Johanna seufzend.

Sie war den Tag niedergeschlagener, als sie sich sonst zeigte. Am andern Nachmittage kam sie zeitig zu uns. Sie hatte auf ihre Weise Toilette gemacht, hatte einen Shawl und einen Pompadour am Arm, und war offenbar zu einer Spazierpartie gerüstet. „Ich habe Ihnen gestern gewiß mit meiner Verzagtheit den Tag verdorben," sagte sie beim Eintritt, „und habe mir Vorwürfe darüber gemacht. Sie tragen auch Ihr Theil, sind mit Stahr gekommen, ein paar Wochen ruhig beisammen zu sein, ehe Sie nach England gehen; Sie haben auch den ganzen Winter gearbeitet und sollen sich erholen! Da ist's eine Sünde, Ihnen das Herz zu beschweren. Heute bin ich wieder besser. Ich habe mich freigemacht für den Nachmittag, habe Kuchen im Pompadour, und nun wollen wir zum Kaffee hinausgehen nach einem Dorfe, in dem Kinkel immer am Liebsten war."

Sie war unbeschreiblich rührend in dem Bestreben, sich selbst zu vergessen, um Andern einen trüben Eindruck zu sparen; in dem guten Willen uns Freude zu machen, uns Gastlichkeit zu beweisen, während ihr Herz voll Sorge und

Kummer war, während sie mühevoll für den Unterhalt der Ihren arbeitete.

Ein paar Tage später, als ich allein bei ihr war, fand ich sie so verdüstert, daß ich sie fragte, ob ihr etwas Neues, Schweres zugekommen wäre. „Ach nein!“ entgegnete sie, „aber wenn man so ganz auf sich gestellt und so herzzerschlagen ist, wie ich jetzt, da kommen Einem Gedanken, die man sonst wie leichte Schatten an sich vorüberziehen sieht, und stellen sich wie eiserne Schranken vor Einem auf. Ich sollte es vielleicht nicht sagen, aber es kommt mir nicht aus dem Sinn seit neulich. Ich frage mich immer, ob ich nicht auf meine Scheidung von Kinkel antragen soll. Das Recht dazu habe ich, denn das Zuchthaus ist —“

Ich fuhr erschreckt zusammen, ich fürchtete, der Schmerz habe sie irrsinnig gemacht. „Was fällt Ihnen ein?“ rief ich, „wer hat Sie auf den entsetzlichen Gedanken gebracht?“

„Mein Spiegel!“ entgegnete sie, mit einer Ruhe, die in dem Augenblicke etwas Furchtbares hatte. „Sie wissen's ja, ich bin fünf Jahre älter als Kinkel, häßlich bin ich immer gewesen. Das hat mich immer geschmerzt und der Gram hat mich in Monaten um Jahrzehnte gealtert — und in all seinem Elend ist Kinkel noch so schön! So schön! Sie hätten ihn sehen sollen vor seinen Richtern! Wie Christus vor Pilatus stand er da!“ Die Thränen erstickten ihre Worte. „Wenn er nach Jahren frei käme, ein Mann in den Jahren der Kraft! Er liebt die Schönheit!“

„Aber er hat Sie doch geliebt! er ist Ihr Mann, er liebt Sie!“ unterbrach ich sie, in steigender Angst um sie, und nicht wissend, wie ich dem Gedanken begegnen solle.

„Ich bin eifersüchtig von Natur,“ fiel sie mir ein.

„Wenn er frei würde und er könnte mich dann nicht mehr lieben, seine Neigung wendete sich einer Andern zu, ich wäre ein Hinderniß zu seinem Glück auf seinem endlich frei gewordenen Wege —"

„Versündigen Sie sich nicht an Kinkel und an Ihrem ganzen Leben!" rief ich und nahm sie fest bei der Hand, um sie zu sich zu bringen.

„Ich wäre und bliebe ja Sein, trotz der Scheidung, wenn er es wollte! und ich wäre dann zum zweiten Male seine freie Wahl und doppelt glücklich, und er sähe dann, wie ich nur an ihn gedacht und an sein Glück! und nicht an mich — ach! nie an mich!" Und sich mir mit beiden Armen um den Hals werfend und bitterlich weinend, schluchzte sie: „Es wird mich noch wahnsinnig machen und ich muß doch gesund bleiben für ihn, für die Kinder! Aber sagen, aussprechen, mußte ich's einmal! und Sie verstehen es!"

Ich war nicht weniger erschüttert als sie selbst. Ich hielt sie fest und ließ sie weinen. Ich stand vor einer Liebe ohne Gleichen und vor einem Schmerze, dem mit Trosteswarten nicht beizukommen war; denn ihre dichterische Phantasie hatte ihr Möglichkeiten vorgestellt, denen sie in der Wirklichkeit vorzubeugen trachtete. Es war eine der merkwürdigsten Offenbarungen der Frauenliebe, eine Erfahrung, die mir unvergeßlich geblieben ist.

Sie richtete sich plötzlich auf. „Kommen Sie zu den Kindern!" sagte sie — und wie der Mond aus schwerem Gewölk, leuchtete die Mutterliebe in ihr auf und richtete sie in sich selbst empor. Es war nie wieder die Rede von der Stunde, aber sie kam am Abende noch zu uns, nachdem

sie die Kinder zu Bett gebracht und wir saßen lange zusammen am Rheine, ehe wir uns trennten.

Kurze Zeit darauf verließ ich Bonn, und da sie und ich Beide zu arbeiten hatten, waren wir übereingekommen, uns ohne bestimmte Veranlassung nicht zu schreiben. Inzwischen war Kinkel durch die heldenmüthige Treue von Schurz befreit, seine Freunde, Stahr und Hauenschild voran, waren für ihn in der Presse eingetreten, seine Gesinnungsgenossen hatten versucht, ihm mit Rath und That die Wege in London zu ebnen und ihm die Mittel für die erste Einrichtung zu schaffen, und erst als Johanna ihrem Manne bereits mit ihren Kindern nach England gefolgt war, erhielt ich vom 2. Mai 1851 den ersten Brief von ihr. Es heißt darin:

Nr. 1.

„Sie haben mich nicht für undankbar gehalten," schrieb sie, „weil ich so lange schwieg, denn Sie wußten, wie übel ich Anfangs mit all den kranken Angehörigen daran war und daß sich in solchen Zeiten der Konfusion so viel Geschäfte zu häufen pflegen, daß man nachher Monate braucht, um nur die häuslichen Zustände wieder ins Geleise zu bringen. Jetzt sind wir endlich ein Bischen zu uns selber gekommen, und ich sehe es als eine meiner ersten und liebsten Pflichten an, Ihnen, Theuerste! von ganzer Seele für die Sorgfalt zu danken, mit der Sie uns die Pfade in London ebneten. — — Das Geld aus Oldenburg, (wo Stahr damals noch lebte und Freunde für Kinkel gefunden hatte,) das ich hier erhielt, hat dazu beigetragen, uns so behaglich einzurichten, als unsere bürgerlichen Ansprüche reichen. Ich schäme mich dieser Gaben nicht, die uns über die ersten Klippen hinüber

geholfen haben: im Gegentheil, es freut mich, daß wir den Unsern vor den Engländern Ehre machen, die uns nicht auf einem Dachstübchen, sondern in einem zierlichen Blumengärtchen mit — sage und schreibe — zwei Gipsvasen voll Schlingpflanzen an der Schwelle, und einer ganzen Reihe Lorbeerbäumchen aufzusuchen kommen. Jetzt sehen wir, gedeckt durch ein Paar neue Auflagen und durch Kinkels Vorlesungen, der nächsten Zukunft sorgenfreier entgegen. Wir wohnen ganz allerliebst und es sieht weit artiger jetzt in meinem Stübchen aus, als damals, als Stahr mit Schauer und Entsetzen meinen Bonner Schreibtisch wahrnahm, den die Puppen der Kinder mit den Manuskripten theilen mußten. Kinkel hat mich gerade mit so einem Schreibkistchen beschenkt, wie Sie eins haben, weil ich ihm so viel davon erzählte, und ich bin vergnügt, wie ein Kind.

„Die Miß Anna Swanwick, an die Sie uns empfohlen, gefällt uns unbeschreiblich. Wir waren einmal dort in großer Gesellschaft und machten manche neue Bekanntschaften in ihrem Salon, die uns von großem Werth waren. Dann hat sie mit uns die Nationalgalerie durchwandert und mit Kinkel ihre Ansichten über die Gemälde ausgetauscht. Als sie uns später begegnete, war sie uns wie ein milder Stern. Sie ist so überaus freundlich und wohlwollend. Sie hat Lust, eine Stunde von mir zu nehmen, damit ich sie in Geschichte der Musik und Kenntniß der alten Meisterwerke einführen soll.

„Es ist überflüssig, daß Sie mir ‚Verständniß‘ für die Engländer empfehlen, denn ich bin entzückt von England, seiner Lebensart, den Sitten derjenigen Personen, mit denen ich bisher hier verkehrte. Ebenso findet Kinkel in den Eng-

ländern den echt germanischen Bruderstamm, und befreundet sich täglich mehr mit ihrer Art und Weise. Wir sind nun aber auch mit einer Zuvorkommenheit hier behandelt worden, die wir uns garnicht träumen ließen. Es hat im Grunde oft etwas Komisches, wenn man sich sagt, wie hier manche deutsche Ansichten auf dem Kopf stehen. Der mit Orden und Sternen dekorirte Haynau wird durchgeprügelt, und Kinkel, der die preußische Nationalkokarde verloren hat, wird von der Gesellschaft auf Händen getragen.“ — — —

Nr. 2.

Am 30. Juli 1851 schrieb mir Johanna von dem in London erfolgten Tode eines deutschen Literaten, der sein und seiner beiden Schwestern Vermögen in Berlin einem Zeitungsunternehmen geopfert hatte, das durch die Zeitverhältnisse im November 1848 gescheitert war. Er hatte die jüngste seiner Schwestern, die eine sehr schöne Stimme besaß, von Garzia zur Sängerin ausbilden lassen, und Johanna fragte bei mir an, ob ich der jungen Dame, welcher Gräfin Rossi ein schriftliches Zeugniß für ihre Befähigung zu geben sich erbot, nicht Mittel und Wege zu einem Engagement bei einem deutschen Theater eröffnen könne. — Dann kam sie auf ihr eigenes Ergehen und auf ihre Bekanntschaft mit den mir befreundeten Personen zu sprechen.

„Mrs. William Wynn habe ich besucht, aber nicht zu Hause getroffen. Es darf Sie nicht Wunder nehmen, daß dies etwas spät geschehen ist. Während der Londoner Saison muß man wirklich einen Monat betrachten, wie man auf dem Kontinent einen Tag betrachtet; und wer würde Einem in Bonn übel nehmen, wenn man erst am folgenden Tage

einen Empfehlungsbrief abgäbe. — Bei Prokter waren wir einen Abend in Gesellschaft, und haben manche bedeutende Menschen dort gesehen. Miß Swanwick sahen wir häufiger. Miß Jewsbury mit ihrem klaren, guten Verstand hat mir gleich sehr eingeleuchtet. Leider hatte Kinkel Geschäfte und konnte also während ihres Besuchs nicht erscheinen. Da er aber vielleicht in Manchester Vorlesungen zu Stande bekommt, so wird er Miß Jewsbury dort aufsuchen und dann hoffentlich während einiger Monate ihres Umgangs genießen können. — Uns geht es gut. Wir müssen sehr tapfer arbeiten, um uns durchzuschlagen — aber wir schlagen uns durch. Schurz und Strodtmann sind nun auch bei uns. Die deutschen Blätter verbreiteten vor einiger Zeit, es seien kompromittirende Briefe von mir (über die Theilnehmer bei Kinkels Flucht) bei Frau v. Brüningk gefunden worden. Dies ist eine Albernheit. Ich habe der Frau von Brüningk vorher nichts darüber anvertraut, wie Niemandem, und nach der gelungenen Flucht nur, was alle Zeitungen wissen durften, nämlich daß es Schurz gethan. Ist es nicht sehr hart, daß man auf die bloße Muthmaßung hin, ich könnte vielleicht an meine Freundin etwas geschrieben haben, welches ein Licht über diese mysteriöse Flucht verbreiten möchte, diese ganz unschuldige Dame verhaftet und ihrer Papiere beraubt hat! — Unsere Kinderchen sind alle gesund. Stahr's Liebling, das kleine Hermännchen ist gestern drei Jahre alt geworden. Kinkel hält treu sein im Kerker ausgesprochenes Gelübde, daß, wenn er je frei würde, er sich des Sonntags-Nachmittags seinen Kindern nicht mehr abwendig machen lassen wolle. Wir bringen diese Sonntag-Nachmittage meist im Freien zu, lagern unter einem breitschattigen Baum auf einer der unvergleich-

lichen Wiesen Hampsteads, (das an St. Johns Wood grenzt) essen Obst mit unseren Kleinen, laufen einander nach, spielen Ball und treiben viel unschuldige Späße. Unser Glücksstern steigt mit jedem Tage, und hätten die anderen Alle so viel Grund zufrieden zu sein als wir, so hätten wir weiter nichts zu thun als so fortzuleben. Die einzige Schattenseite sind die unzähligen Besuche, die uns an der Arbeit hindern und die Kräfte aufzehren. Wir wehren uns für unsere Existenz so gut wir können. Es wird uns zwar Mancher böse, weil wir die Zeit des Plauderns energisch einzudämmen streben müssen. Indeß ein paar unverständige Feinde mehr, können uns unmöglich so viel schaden, als wenn es dazu käme, daß wir bankerott von London wieder abziehen müßten." —

Nr. 3.

London d. 25. Nov. 1851. Wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, recht ernstlich krank zu werden, so wäre ich noch heute nicht dazu durchgedrungen, Ihren lieben Brief zu beantworten. Leider liegen auch ein paar Kinder mit auf dem Krankenbett, während die übrige Familie sich langsam von der Grippe erholt, die in der vorigen Woche alle Hausgenossen befiel. Ich habe beschlossen, nicht von der Schlafstube zu weichen, bis ich Ihnen geantwortet, denn mit dem ersten Fuß, den ich auf die Treppe setze, kehrt die ganze erdrückende Arbeitslast wieder, nebst den hundertfachen Ansprüchen unserer unglücklichen exilirten Bekannten, an denen meine eigenen Angelegenheiten beinahe zu Grunde gehen. Kennten Sie das Schicksal derer, die als Emigrantenmütter angesehen und behandelt werden! Das Schicksal eines Vorstehers der öffentlichen Arbeiten ist leicht dagegen. Immer wenn ich

mich hinsetzte, zu schreiben, kam ein Brief, der mir eine ganz nothwendige Korrespondenz auferlegte. Die Noth war dringender als das Vergnügen, und so mußte auch unsere Korrespondenz in den Hintergrund treten. Zuletzt war der Londoner November da, und ich war nicht dazu gekommen, uns und den Kindern die unerläßlichen Flanellsachen zu verschaffen. An einem Sturm- und Regenmorgen waffnete ich mich mit tödtlicher Gleichgültigkeit gegen jedes fremde Elend und beschloß, mich durch keinen Brief, durch nichts in der Welt abhalten zu lassen von der Besorgung, welche ich auch machte: leider um ein paar Tage zu spät, um die Folgen des Wetters von uns abzuhalten.

Wie es mir geht? Es könnte mir herrlich gehen, wenn ich allein für meine Angelegenheiten leben könnte. Aber unzählige Menschen nehmen mich in Anspruch für ihre Angelegenheiten. Jeder braucht vielleicht nur ein paar meiner Tage oder Stunden, hält sich daher nicht einmal zum Dank verpflichtet, meint, ich hätte das Zehnfache thun können — aber diese Tage und Stunden summiren sich zu einer Last, die meine Existenz vernichtet. Ich bin mit allen meinen Talenten lebendig begraben, nur noch eine Pflichtmaschine. Ein paar glückliche stille Tage verschafft mir jetzt mein wirklich sehr schmerzhaftes körperliches Leiden — aber die Seele athmet wenigstens einmal auf!

Ihr englisches Tagebuch habe ich mit sehr viel Vergnügen gelesen; denn das Meiste habe ich gerade so gefunden, wie Sie es schildern. Die Empfehlungsbriefe für Manchester und Edingurgh, wo Kinkel im Februar Vorlesungen halten will, nehme ich mit vielem Danke an. Vielleicht gehe ich auf ein

paar Tage selbst hinüber, um Kinkel in diesen Städten zu besuchen, wenn ich aus dem Joch abkommen kann!

Meine Sängerin ist längst in Deutschland. Ihre Frage wegen ihres Aeußeren wage ich Ihnen nicht ehrlich zu beantworten. Ich finde nicht leicht Jemanden häßlich. Mich finden so viele Menschen häßlich, und das thut meinem Herzen weh, denn ich bin nun vierzig Jahre lang an mein Spiegelbild gewöhnt, und habe endlich diese Gewöhnung mit meinem Schönheitsgefühl in Einklang zu bringen gewußt. Ich denke, wenn das Fräulein edel singt, so wird das Publikum sich auch zuletzt an sie gewöhnen.

Mrs. . . scheint doch nur dem Behagen zu leben. Sie machte viele Attentate auf meine Muße. Als ich sie aber zum erste Male in einem verzweifelten Fall, zu Gunsten einer elenden Emigrantenfamilie auf die Probe stellte, fand ich sie ganz die unzugängliche Bourgeois-Dame. Sonderbare Frauenzimmer sind die Freundinnen, die immer dadurch ihre Theilnahme manifestiren, daß sie ein Stück unserer kostbaren Zeit brauchen. Wenn ich mich Jemandes Freund nenne, so suche ich ihn zuerst in seiner Thätigkeit zu fördern.

Kinkels Erfolge in Amerika thun uns wohl nach Naugard und Spandau. Ich lege ein paar Ausschnitte aus amerikanischen Blättern mit bei. Aber wie das Zuchthaus ihn nicht demüthigte, so wird seine einfache Seele durch diese Huldigungen nicht aus ihrer Ruhe gescheucht. Er sehnt sich nach unserem bescheidenen Hause, nach mir, nach dem Unterricht der Kinder zurück. Aber seine Entfernung führt für mich doppelte Sorgen und Mühen herauf, und es ist gut, daß er bald wieder in Manchester und Edinburgh für uns selber thätig sein wird. —

Nr. 4.

London, 13. Aug. 1852. Am 25. November vorigen Jahres habe ich Ihnen geschrieben, und bis heute keine Antwort erhalten. Haben Sie meinen Brief nicht bekommen? Haben Sie keine Zeit gehabt? Ich weiß, Sie sind eine treue Seele, und obschon Niemand hier jetzt von Ihnen direkte Nachrichten hat, gebe ich Ihnen doch Nachrichten von mir.

— — — Ich war fast den ganzen Winter krank, und das sehr ernstlich. Jetzt habe ich mich völlig erholt, und lebe recht fröhlich auf. Der Unterricht der Kinder und meine häuslichen Geschäfte absorbiren fast ganz meine freie Zeit. Außer einem Heft Solfeggien und einer Novelle habe ich nichts geleistet.

Die englische Gesellschaft sagt mir ganz so zu, wie Sie es mir vorhergesagt. Es giebt prächtige Frauen hier, auf die wahrlich unser ganzes Geschlecht stolz sein darf. Ich bin sehr gern in England u. s. w.

Nr. 5.

London, 16. Jan. 1854. — — Ich gebe Ihnen einige Umrisse unseres Familienlebens, und schicke Ihnen unseren gedruckten Lektions-Prospektus mit, der Ihnen einen Blick in das Aeußerliche des „Busineß“ gewährt.

Kinkel und ich spüren nach zehnjähriger Ehe keinen Wandel unseres Gefühls für einander, und die Freude an den Kindern ist noch eine Erhöhung des Zaubers. Die Schattenseite unseres Lebens ist das Uebermaß von Arbeit, das die Nothwendigkeit uns auferlegt. Die Minuten der Rast, des froh an einander Werdens, sind uns kärglich zugemessen, und wir mögen krank oder gesund sein — wir

müssen an die Arbeit. Ein paar versäumte Stunden stellen die Existenz in Frage — also dürfen wir uns nicht schonen. Sie werden sich vielleicht darüber wundern, da wir jetzt gut in London stehen, die Sache hängt aber so zusammen: Durch Kinkels Flucht und unsere Uebersiedelung wurden uns mehr Verpflichtungen gegen Freunde auferlegt, als wir Mittel hatten abzutragen. Darum ist unsere Arbeitskraft auf viele Jahre voraus Andern mit verpfändet. Kinkel ist seit fünf Wochen Patient, und die Genesung geht um so langsamer, als er immer vom Krankenbette hinaus mit wunder Kehle stundenlang unterrichten und Vorlesungen halten geht, wieder sich niederlegen muß, wieder hinaus muß bis Mitternacht, und so fort. Mit mir geht's nicht besser, da ich zu den Musikstunden noch die Verwaltung der großen Haushaltung habe. Ich denke oft an die Naivetät der englischen Proletarier, welche in zehn Arbeitsstunden eine solche Grausamkeit sehen. Wie würden die erst revoltiren, wenn sie so arbeiten sollten, wie unsereins!

Unsere Kinderchen gedeihen gut. Der Aelteste soll jetzt, (wo möglich) ins University-College. Wir können ihn leider in keine vorbereitende Schule thun, da keine zu finden war, die uns zusagte. Wir mußten ihn also im Hause ein bischen lehren, bis er auf den Punkt gelangte, in derjenigen Institution Londons, die frei vom kirchlichen Einfluß ist, einzutreten. Hannchen ist seit einer Woche Schülerin des Hyde-Park-College, wo ihr Vater als Komitee-Mitglied Einfluß hat. Dort ist „das arme Wurm“ das kleinste Kind in seiner Klasse. Sie kennen wohl die Londoner Damen-Collegien? — Die sind herrlich; ich möchte, in Deutschland käme etwas dergleichen empor. — „Das Adela“ kann ich Ihnen am

einfachsten charakterisiren, indem ich seine Spitznamen citire. Sie heißt Miautzi — — und wenn Kinkel aus der „Times“ etwas aus dem Krieg der Chinesen mit den Miautzee's vorliest und es kommt ein barbarisch klingender Name, so fängt sie voraus an zu stampfen, läuft vom Tisch und sagt: das soll gewiß wieder ein Name für mich werden. Hermännchen bleibt immer derselbe, nur daß er groß und stark wird. Dies blumenhafte Gesichtchen, die wunderbaren Augen und sein Kristallstimmchen gewinnen ihm alle Herzen. Wo man nur mit ihm hinkommt, da sitzt er sogleich breit irgend Jemand auf dem Schooß und wird beschenkt und geherzt. Er kann jetzt schon englisch und deutsch lesen und fängt an Klavier zu spielen.

Nr. 6.

London, April 28. — 54. Geliebte Fanny! Vor ein Paar Tagen besuchte mich die Dame, von der ich Ihnen schrieb, daß sie Ihren Roman „Wandlungen“ zu übersetzen die Absicht hatte, und theilte mir mit, daß es ihr wieder leid geworden. Sie habe das Buch in den Buchhandlungen vergebens gesucht, und die Buchhändler hätten ihr davon abgerathen, weil die Vorurtheile der Engländer hinsichtlich der Ehescheidung darin zu sehr beleidigt würden. Ich finde dies sehr kurios, da ja die Engländer ihrerseits beständig die indischen Vorurtheile beleidigen, indem sie die Wittwen der Hindus unverbrannt umherlaufen lassen. Und ist denn vor Liebe verschmachten oder aus Liebe verbrennen so sehr verschieden? Unsereins hätte sich ja gewiß leichter mit seinem Liebsten verbrannt, als dem Scheidungsvorurtheil zu Liebe nicht geheirathet. — (Johanna war nach einer sehr unglück-

lichen Ehe von ihrem ersten Gatten geschieden worden und hatte sich dann später mit Kinkel verheirathet.) — Die Dame, deren Handschrift Sie nicht wiedererkannten, war die Schwägerin der Gräfin d'Avigd'or. Diese Letztere läßt Sie herzlich grüßen und ist mir freundlich, trotzdem, daß sie bei ihrem Besuche mir neulich, wissend oder unwissentlich, auch ihre strengen Gesinnungen über Ehescheidung zu verstehen gab.

Ueber den Krieg mag ich gar nicht reden, weil sonst der Brief in acht Tagen nicht wegkäme.

Wir sind wieder gesund, und arbeiten eben so viel, wie wir müssen; in London giebt's keine Rast, und jetzt am allerwenigsten, wo die Kriegssteuern uns über den Nacken kommen.

Friedrich Althaus war noch vorigen Sonntag bei uns. Der ist recht der Mensch, um in London zu gedeihen. Ein gewinnendes Aeußere, echte Gentlemans-Sitten, voller Kenntnisse, und rather serious and reserved — dem wird's gerathen.

Ich liebe London schrecklich, und begreife, warum so viel Menschen es auf jede Gefahr hin wagen, sich hier einzubürgern. Dennoch wird's manchmal zu toll. In den letzten Tagen allein waren sechs Meldungen neuer Ankömmlinge, die Stellungen suchten, und leider keine Persönlichkeiten, denen es leicht werden wird, deren zu finden.

Ich theile Ihnen noch ein Paar Aeußerungen der Kinder mit, die kleinen Wilden in Ihrem Gedächtniß aufzufrischen. Neulich hörte Hermännchen in der gegenüber liegenden Kirche die Sterbeglocke läuten. „Nicht wahr, Mama!“ sagte er, „wenn sie so läuten, dann wird in der Kirche immer Einer todt gemacht.“

Einige Engländerinnen, welchen Adela besonders des

Seelenheils bedürftig erscheinen muß, haben ihr zahlreiche Traktätchen ins Kinderzimmer gebracht. Neulich findet Kinkel sie beim Lesen, und sagte: „Nun Adela, wird's Dir denn nicht bang, wenn Du so viel vom Teufel liesest, und wie er mit den unartigen Kindern verfährt?" — „O, mir kann er nichts thun," antwortet sie, „ich bin ja keine Engländerin!"

Den Gottfried jun. habe ich endlich in einer Schule jetzt, in der kein religiöser Zwang geübt wird, in der wir aber ein enormes Schulgeld bezahlen müssen. Hannchen steht sich viel besser im Hyde-Park-College. So eine Damenschule ist köstlich. Sie haben die ersten Lehrer, und die feinsten Wissenschaften sind im Schulplan mit eingeschlossen. Der Kontrast ist mir oft komisch, wenn ich an meine Schulzeit denke, und nun Hannchen die Zustände ihres Kollegs beschreiben höre. Die kleinen Madels speisen nach der Karte, wenn zwischen den Stunden nicht Zeit ist nach Hause zu gehen, und bestellen sich ihre **Mutton chops** ins Schulzimmer. Einige kommen zu Pferde vor die Schule geritten, kleine Würmer von acht Jahren! Sie lernen Latein, Chemie und allerlei Kuckuckszeug.

Ich komponire jetzt ein komisches Oratorium für Kinder, worin Katzen und Mäuse singend eingeführt werden. Die Mäuse vertreten mehr die sozialistischen Tendenzen, und die Katzen die militärischen. Es wird sehr spaßig werden und ich muß oft selber lachen, wenn die Kinder singend durchs Haus laufen und die Fugensätze „miau, miau, weewiwibibi" absingen, die drin vorkommen. Jetzt wo ich ein Bischen wieder zu Kräften, und wieder zu dicken Wangen gekommen bin, bricht meine rheinische Natur überall von Neuem durch. Das karnevalistische Element steckt uns so durchaus im Blut. Ich muß eben Spaß haben, und kann mich mit blos erhabenen

Gefühlen nicht vergnügt fühlen. Ach, und die Kinder sind so herrlich voll nichtsnutziger Streiche, und eine tägliche Quelle von Witzen!

Nr. 8.

London, den 25. Mai 1856 — angefangen — Liebste Fanny! Mit der größten Freude begrüßte ich Ihre Handschrift, und die Nachricht, daß Sie und Stahr glücklich sind, hat uns erquickt, wie ein eigenes Glück. Wir sind in Gedanken so oft bei Ihnen gewesen, und haben nach Ihnen geforscht, wo wir nur hoffen durften, eine treue Schilderung Ihres Lebens zu erhalten. Die Novellen und Aufsätze, die wir im Feuilleton der Kölner Zeitung zuweilen fanden, haben uns entzückt. Von allen hat uns die Novelle „vom Gärtner Hansen" (die Hausgenossen) am besten gefallen. Kinkel findet sie eine wahre Musternovelle, und ich hoffe deshalb, daß auch Sie dieses Ihrer jüngsten Kinder vorziehen und unser Urtheil nicht verwerfen. Außerdem habe ich endlich Ihren „Louis Ferdinand" gelesen, dessen Stoff meiner Seele indeß ferner liegt, als die letztern, kleinern bürgerlichen Geschichten. In diese Gestalten kann ich mich so recht hinein denken, während ich vor den Damen im Prinzen-Roman von Neuem das heimliche Grauen fühlte, das ich ehedem in der lebendigen Berliner Gesellschaft oft verspürte. Doch das beweist ja grade, wie gut Ihnen die Schilderung gelungen ist, da uns die Welt Ihres Buchs wie die lebendige umgiebt.

Nun soll ich Ihnen sagen, wie es uns geht, und da muß ich mit der materiellen Grundlage des Lebens wohl anfangen.

Endlich nach jahrelanger Noth und Plage ist es uns ge-

lungen, Schüler genug zu finden, um von dem Ertrag unserer Stunden die Bedürfnisse unserer Familie zu bestreiten. Jetzt geht unser nächstes Streben nach Verbesserung dahin, einige Stunden Rast und ein bescheidenes Bischen von Lebensgenuß zu erobern. Worin das besteht, werden Sie beurtheilen, wenn Sie hören, daß noch alle Zeit mit Arbeit überfüllt ist, so daß wir eine gemeinschaftliche Mahlzeit nur Sonntags halten können, und es ein seltener Genuß ist, wenn Kinkel und ich einmal Abends zu einem kurzen Gespräch Zeit finden, ehe die Uebermüdung eintritt.

Kinkel verläßt meist zwischen 8 und 9 Uhr Morgens das Haus, und selten hören die Stunden und Lektures vor 10 Uhr Abends auf. Dazwischen kommt er für kurze Zeit heim, wenn die Wege es erlauben. An mehreren Tagen aber kann er das Haus vor Mitternacht nicht erreichen. Zuweilen beträgt das Hin- und Hergehen und Fahren 20 engl. Meilen am Tage. Kommt er nach Hause, so muß er noch einen Theil der Nacht dem Korrigiren von manchem Dutzend Schreibebücher der Schülerinnen, und der Geschäftsbrief-Plage widmen, ehe er zu Bette geht. Bis zu diesem Winter hat seine Gesundheit Stand gehalten, nun aber treten Zeichen der Erschöpfung ein, die mir viel Sorge und Leid machen. Es muß bald leichter werden, sonst kommt auch für ihn die Rettung zu spät.

Ich bin unterdeß ganz zum Invaliden geworden. Der Arzt sagt, ich solle immer still liegen bleiben und mich so wenig wie möglich bewegen, dann sei ich nach Jahr und Tag wieder hergestellt. Zu solch einer Kur habe ich aber durchaus keine Zeit. Ich habe einen Mittelweg eingeschlagen. Ich beschränke mich auf etwa vier Stunden Unterricht, thue das

Dringendste von Hausgeschäften (mehr in allgemeiner Kontrolle bestehend) und lasse mich zweimal die Woche in einem Rollstuhl an die frische Luft fahren. Ausnahmsweise gehe ich auch in die Nachbarschaft bei sehr gutem Wetter. Zwischen 6—8 Uhr muß ich mich auf die Schlafstube zurückziehen, denn dann bin ich mit meinen Kräften zu Ende. Ich wollte, ich hätte Zeit, Ihnen eine detaillirte Schilderung von der Hast zu geben, mit der sich eine lehrende und lernende Haushaltung in London früh Morgens in Bewegung setzt. Ein kleiner dramatischer Versuch wird vielleicht genügen.

Kinkel. Himmel, 7 Uhr. Geschwind! Es sind noch Bücher und Diagramme und Landkarten einzupacken. Mary muß um 12 Uhr mit der Mappe voll assyrischer Zeichnungen mich am Bedford College treffen. Hier der Drawing Room muß für die Literaturklasse um 3 Uhr parat sein. Junge! rufe ein Cab an, packe die Bücher für Hampstead hinein und trage die Landkarten fürs Hyde Park College fort.

Aeltester Junge: Mama, ich brauche Federn und Papier.

Aelteste Tochter: Mama, zwei neue Copybooks!

Zweite Tochter: Mama, mein Gummi ist verloren, und ich bekomme einen bösen Strich; leih' mir Deinen.

Jüngster: Mama, ein Schnupftuch.

Kinkel. (Athemlos.) Schnell, schnell, hast Du keine gestempelten Couverts bei der Hand, mir fehlt Eins. Das Cab ist vor der Thüre. Diese Briefe müssen zur Post vor 9 Uhr, die andern können die Kinder auf dem Wege zur Schule abgeben.

Ich. Mary! wer geht aus? Diese bösen Kinder laufen fort, ohne nach den Briefen zu fragen. Schnell! rufen Sie

sie zurück! — Es muß hier Feuer gemacht werden für meine Klasse! —

Köchin. Madame! Der Schlächter fragt, was er bringen soll?

Dieselbe. Der Gemüseverkäufer, Madame!

Ich. Ist das Packet mit den Noten gekommen?

Mary. Die Damen zur Stunde sind da.

Ich. Oh, ich bin nicht halb fertig. — Und dann habe ich noch alle Anordnungen für die Arbeit, Kommissionen u. s. w. zwischen Frühstücken und Anziehen zu geben, und zu verhindern, daß ich aus den Stunden gerufen werde. Abends ist der Schlüsselkorb so voll pro memoria-Zettelchen, Briefen, Bills, Circulars, daß sie fast herausrollen. Dann braucht man noch Stnnden, um die jeden Tag einlaufenden Geschäftspapiere zu erledigen, (d. h. wenn man's ordentlich thun sollte.)

Sagen Sie Stahr, daß ich seinen Rath hinsichtlich des Briefbuchs bis zu diesem Jahre treu durchgeführt habe. Erst jetzt mußte ich's aufgeben, weil jede Zeile mehr schreiben mir oft sauer wird, und nach dem Beantworten der Briefe das Eintragen derselben ins Buch nicht mehr zu leisten war. Kinkel hingegen führt es trotz seiner massenhaften Geschäfts-Korrespondenz durch, und sagt, er sei Stahr ewig dankbar für diesen Rath, denn ohne das Briefbuch wäre gar keine Ordnung und Uebersicht mehr möglich. Es spare Zeit. Ich glaube das auch, aber ich muß es aufgeben, weil ich die gebückte Stellung beim Schreiben nicht lange aushalten kann, eines innerlichen heftigen Schmerzes wegen.

Wir alle waren im Frühling tief bekümmert durch den Tod der Frau Althaus, die wir sehr lieb gehabt haben. Wir

Beide hatten selten eine Freundin gefunden, mit der sich so anmuthig leben ließ. Grade als ihr Leben sich so hoffnungsreich gestaltete, mußte sie scheiden. Man konnte nichts Idyllischeres sehen, als die reizende Einrichtung der kleinen Villa, die das junge Paar mit der treuen Freundin bewohnte. Unsere Zusammenkünfte gehörten zu unseren glückseligsten Stunden.

Den Plan hier Vorlesungen zu veranstalten mit Musik, haben wir vor zwei Jahren auch einmal verfolgt, aber trotz aller Verbindungen, unzähliger Schritte zu diesem Zwecke, gedruckter Anzeigen u. s. w. auch nicht eine einzige Meldung bekommen. Für das Beste was wir leisten könnten, giebt es keine rechte Gelegenheit. Ein in höherer Sphäre Arbeitender wird immer mit dem Hunger zu kämpfen haben. Will man als Ausländer in London das nackte Leben machen, so muß man sich demüthig zu der nämlichen Arbeit entschließen, die ein Dorfschulmeister grade auch thun kann. Dasjenige von Literatur- und Kunstgeschichte-Vorlesungen, von klassischer Musik-Beförderung, das wir Beide betreiben, thun wir hauptsächlich um des inneren Triebes willen. Unser Brod giebt uns das A-B-C und die Tonleiter.

Es ist mir eine rechte Erquickung an Sie, in den Minuten, die ich erhaschen kann, diese Seiten zu schreiben. Mir ist wohl dabei, weil Sie mir nie zürnen, wenn ich's nicht thue. Alle Damen, die nicht arbeiten, nicht schriftstellern, pressen ihre Freunde zur Korrespondenz. Und weil Sie das nicht thun, habe ich allein den Trieb an Sie zu schreiben. Nun will ich kein Wort sagen, um den Dämon in Ihnen auch zum selbstständigen Entschluß kommen zu lassen.

Von Ihren späteren größeren Schriften habe ich nach

mehreren Nachfragen keine in London in der Leihanstalt auffinden können. Der Buchhändler wiederholte mir, es sei wegen der Ehescheidung. Das macht sich schön bei den ewigen Giftmischereien und Halsabschneidereien, womit sich das religiöse England für die Scheidung entschädigt.

Heute ist der 7. Juni. In den nächsten Tagen komme ich nicht viel zum Schreiben, da ich heute Schurz's von Paris erwarte, die nur kurze Zeit hier bleiben. Ich schließe also diesmal und danke Ihnen nochmals für Ihren lieben Brief. — —

Kinkel hat sich seit einigen Tagen wieder erholt, das Fieber verläßt ihn, und wir sind wieder voll Muth und Fröhlichkeit.

Nr. 7.

London, 5. Novbr. 56. — — Das Bildchen oben auf dem Blatte, Hastings Castle, zeigt Ihnen den Platz, wo wir die Sommermonate überglücklich zugebracht haben, und Sie sehen, daß, als Ihr Brief ankam, schon Ihre Wünsche für uns erfüllt waren. Just deswegen haben wir während der Saison wie toll gearbeitet, um uns die Ferienreise zu gönnen. Wie prächtig wäre es, wenn wir einmal an solch einem Orte mit Ihnen zusammentreffen könnten. Wir hatten ein kleines Häuschen dicht am Meere, wo die Kinder unter unsern Augen am Strande spielten. Oben in dem Gemäuer des alten Normannenschlosses hatte Kinkel seinen Platz, wo er wieder nach Herzenslust gedichtet hat. M. wohnte bei uns und trug viel zu unserer Anregung bei.

In diesem Augenblicke bin ich die Stärkere im Hause, denn ich habe an der See ordentlich 10 Jahre Jugend zu=

rückerobert. Mein armer Mann aber, der recht erfrischt nach London zurückkam, hat einen Fall eine Eisenbahntreppe herunter gethan, und leidet große Unbequemlichkeit, da er sich nicht rasten und schonen kann.

Die nächste Stufe, die wir jetzt mit Arbeit zu erreichen gedenken, ist, es so weit zu bringen, daß wir im Bett bleiben können, wenn wir krank sind. Das hält man in Deutschland für einen bescheidenen Wunsch; in London ist es die luxuriöseste Prätension ans Leben, die die arbeitenden Stände machen können. „We cannot afford to be ill“, ist hier das Sprüchwort. In England muß ja sogar der Genius das Gebot lernen: „I cannot afford to compose, or to write poetry“, nur reiche Leute können hier schriftstellern. Das schlimmste aber ist, daß der Mensch hier bisweilen dahin kommt, zu denken: „we cannot afford to be good and kind“, denn so manche Uneigennützigkeit, in die Einen hier das Herz fortreißt, zieht Einem den eigenen Boden unter den Füßen weg.

Ihre Chrakterisirung des ganzen Genre der unproduktiven weiblichen Geistreichen ist wundervoll treffend. Kinkel und ich haben gejauchzt zu sehen, wie übereinstimmend wir mit Ihnen fühlen. Auch uns schwebt ein Bauernhäuschen mit einem Obstgarten immer als süßestes Ziel des Alters in den Träumen vor. Ich bin zuweilen der Leute so müd', daß ich mir zum Lesen nur die Einleitung irgend eines gelehrten Buchs holen möchte, um einmal mit gar keinen individuellen Menschen zu thun zu haben, nnd mich einmal an purer Idee zu erkriegen.

Ich komme jetzt zu einem Punkt Ihres Briefes, der mich am meisten interessirt, nämlich zu Wislicenus in Zürich

und zu den Programmen seiner Pensionsanstalt, die Sie mir senden. Wir haben nämlich in der Schweiz und namentlich in Zürich manche Bekannte und Freunde, die das nämliche unternommen und uns um das Nämliche gebeten haben, und sollte uns einmal eine Gelegenheit kommen, ihnen zu dienen, so würden wir schwanken, wen wir zuerst empfehlen sollten. Ich habe neulich Engländern die ganze Liste gegeben, damit sie auf ihrer Schweizerreise sich auswählen könnten, welche der Familien mit ihren Bedürfnissen am meisten zu sympathisiren scheine. Jetzt aber liegt mir im Sinne, ob ich nicht über kurz oder lang in den Fall kommen werde, meinen ältesten Jungen auf ein paar Jahre nach Zürich in die Schule zu schicken, und Sie können denken, wie schwer ich mich zu einer frühen Trennung von meinem Kinde entschließen würde. Nur die Ueberzeugung, daß es eine Nothwendigkeit oder eine Wohlthat für den Jungen wäre, könnte mich zu diesem harten Opfer bestimmen.

Ich weiß aus vielfacher Erfahrung, daß man, wenn man irgend einem Schüler einen guten Lehrer schaffen will, bei den Erkundigungen immer von guten Leuten denjenigen vorgeschoben erhält, der am dringendsten eines Schülers bedürftig ist. Wir selber haben unter dem Verfahren gelitten, bei dem alle Stümper früher zu Brod kamen als Kinkel, weil die Patronisirenden stets kalkulirten: o! der Kinkel setzt sich schon selber durch! bis er sich zuletzt seine ABC-Schülerinnen in Kreisen suchen mußte, wo man nichts von ihm wußte, und ihm also auch nicht aus hoher Schätzung den Nothanker versagte. Doch das ist eine Abschweifung. Ich traue Ihnen zu, daß Sie mit mir einverstanden sind, daß das Wohl des Schülers der erste Zweck, und der Erwerb des Lehrers nur

in zweiter Reihe zu berücksichtigen ist. Ich möchte mich am allerwenigsten bei meinem Jungen durch die Rücksicht bestimmen lassen, wem von meinen Schweizer Bekannten ich am meisten wohl will, oder wen ich am ungernsten durch Umgehen seines Wunsches beleidigen möchte. Hier gilt es nur zu fragen, in welcher Umgebung wird er die meiste Chance haben, ein gesunder, braver und gescheiter Mensch zu werden.

Da ich Sie als durchaus wahrhaft kenne, so sagen Sie mir Alles, was Sie über Wislicenus Haus denken und wissen. Würde Gottfried daselbst unter Knaben seines Alters (12 Jahr) heranwachsen? Würde er ganz und gar von Anschauungen verschont bleiben, die zuletzt immer mit einem Fädchen an die alte Orthodoxie anknüpfen? Ist die Hausfrau vertrauenerweckend, was die körperliche Pflege der Zöglinge angeht? — Ach, wie viel Fragen giebt es noch, die Sie vorschauend errathen werden. Ein weiblicher Einfluß auf Knaben ist mir fast so wichtig wie der Schulmeister selber. Ist der Junge in der besten Schule, und im Hause von der Atmosphäre einer platten Weiblichkeit niedergedrückt, so geht das Anmuthigste seiner Natur auf lange zu Grunde. Einer unserer Züricher Freunde hat reiche Engländer zu Zöglingen. Das ist aber eine Kameradschaft, unter der wir hier gelitten haben und der ich den Knaben vor Allem entreißen möchte. Deutscher, klarer Geist, deutsche Genügsamkeit im täglichen materiellen Genießen, und strebsam nach dem Großen im Gedankenreich, das ist der Boden, auf dem sich der Junge von den Einflüssen seiner jetzigen Umgebung erstarken muß. Zu einem reifenden Beschluß gehört das bedächtige Erforschen der Dinge

vorher. Bitte, geben Sie mir also ein Bild des Hauses in Frage, so gut Sie aus eigener Anschauung irgend können.

Nr. 8.

London, 4. Okt. 57. Hoffentlich haben Sie nicht an meinem Gemüth gezweifelt, weil ich auf Ihren so befriedigenden Brief fast ein Jahr die Antwort schuldig blieb. Die alte Entschuldigung: zu viel Arbeit um mir den Genuß häufiger Briefe gönnen zu dürfen. Heute bringe ich meinen Dank doppelt herzlich. Ihr Bericht über Wislicenus enthält klar und genau Alles, was wir zu wissen wünschen. Einstweilen ist der Kleine noch in derselben Schule, wo er besonders, was Classic's and Mathematic angeht, noch gut fortgebildet wird, und wir wollen erst wechseln, wenn es nicht vermieden werden kann.

Es geht uns jetzt besser und besser. Auch die Art der Arbeit wird würdiger und ist so ziemlich aus der ABC-Sphäre wieder in die der Vorlesungen und des Schaffens hinaufgestiegen. Wir waren diesen Sommer in Worthing an der Südküste, und später in Manchester, wo wir in der Gemälde-Ausstellung wahrhaft geschwelgt haben. Es war so viel schöner als die Zeitungen es schilderten! Man hätte alle Geister bei sich haben mögen, die solche Schätze zu genießen verstehen. Wie oft habe ich an Sie Beide gedacht!

Der Reading-Room des British-Museum ist jetzt auch vollendet, und wenn London Nichts hätte, als diesen Raum der Seligen, so wäre es der Mühe werth, daß die Denker und Gelehrten Alle hierher wallfahrteten. In dieser gewaltigen Rotunde hören alle Sorgen der Außenwelt auf, und es ist so still in diesem Reich der ewigen Geister, daß man

einem Gedanken nachgraben kann bis in die tiefsten Abgründe des Innern. Gott sei Dank, endlich giebt es **Einen** Ort in London, wo man Ruhe hat. Man braucht nur in den Reading-Room einzutreten, und man empfindet sich als purer Geist. Wie mögen sie das nur gebaut haben, daß man keinen Laut mehr von Squares und Thoroughfares vernimmt, und daß man zugleich abgeschieden von der Erde und doch so frei wie unter dem Himmelsgewölbe ist. Ich habe leider vergessen, wie viel Ellen höher und weiter dies Studirzimmer als das Pantheon ist. Die Folianten sehen an den Wänden wie ein zierliches Mosaik aus, und vergoldete Gallerien laufen bis oben unter die Glaskuppel. Nie ist die Weisheit einem Studenten so bequem gemacht worden. Jeder hat sein Kapäuschen mit Pult und allem Zubehör, und braucht nur zu winken, so schweben die Folianten aus jedem Himmelsstrich herab.

Sie müssen England bald wiedersehen. Unser Haus ist jetzt so lustig! Die Kinder bekommen schon selbständige Charaktere und machen Witze, Verse, singen Lieder so eigenthümlich, daß ein reifer Mensch sich dran ergötzen kann. Kinkel ist auch guter Dinge, weil er sein Müthchen wieder einmal gekühlt im „**Nimrock**“, wie ihn Freiligrath unwandelbar nennt, oder Nimrocque, wenn vornehm geredet wird. Sie müssen bald einmal kommen!“ — —

Dieser Brief voll Frohsinn und Zufriedenheit war der letzte den ich von Johanna erhielt. Völlig unerwartet brach die Nachricht ihres jähen Todes über uns herein, die wir sie liebten. Man hat sie todt in dem Gärtchen gefunden, das sich unter ihrem Fenster hinzog. Man hatte anzunehmen,

daß sie in einem der Anfälle von Brustbeklemmung, denen sie ausgesetzt gewesen sein soll, die bis zum Boden reichenden Fenster ihres Zimmers geöffnet, und vom Schwindel erfaßt, das Gleichgewicht verlierend, hinuntergestürzt war. Dem Untergang im Rhein waren sie und Kinkel einst entrissen worden — hier hatte die rettende Hand gefehlt und sie war uns entrissen.

Jetzt liegen die kleinen, von ihrer schnellen und festen Hand geschriebenen Blätter, die kleinen englischen Couverts mit dem Siegel Johanna's vor mir, und das alte, wunderbar traurige Gefühl, das uns immer kommt, wenn wir gewahren, wie die Dinge, welche der Mensch benutzte, ihn überdauern, beschleicht mir das Herz. Aber man empfindet daneben doch den Trost, daß die Gestorbenen ihre Unvergänglichkeit in der Liebe und Verehrung besitzen, welche sie sich erschufen. Und so wird auch die Erinnerung an Johanna Kinkel, an ihren hohen Sinn, an ihren einfachen Verstand, an ihr liebevolles und starkes Herz lebendig bleiben bei allen Denen, welche sie kannten: ein Segen für die Ihren, das erhebende Bild einer edeln geprüften und bewährten Frau.

Nach Johanna Kinkels Begräbniß.

20. November 1858.

Zur Winterszeit in Engelland,
Versprengte Männer, haben
Wir schweigend in den fremden Sand
Die deutsche Frau begraben.
Der Rauhfrost hing am Haidekraut,
Doch sonnig lag die Stätte,
Und sanften Zugs hat ihr geblaut
Der Surrey-Hügel Kette.

Um Ginster und Wachholderstrauch
Schwang zirpend sich die Meise,
Da wurde dunkel manches Aug',
Und Mancher schluchzte leise;
Und leise zitterte die Hand
Des Freundes, die bewegte,
Die auf den Sarg das rothe Band,
Den grünen Lorbeer legte.

Die muthig Leben sie gelehrt
Und muth'ge Liederweisen,
Am offnen Grabe stand verstört
Das Häuflein ihrer Waisen;
Und fest, ob auch wie quellend Blut
Der wunden Brust entrungen,
Ist über der verlass'nen Brut
Des Vaters Wort erklungen.

So ruh' denn aus in Luft und Licht!
Und laß uns das nicht klagen,
Daß Drachenfels und Oelberg nicht
Ob deinem Hügel ragen!
Daß er nicht glänzt im Morgenthau,
Noch glüht im Abendscheine,
Wo durch Geländ und Wiesenau
Die Sieg entrollt zum Rheine!

Wir senken in die Gruft dich ein,
Wie einen Kampfgenossen;
Du liegst auf diesem fremden Rain,
Wie jäh vor'm Feind erschossen;
Ein Schlachtfeld auch ist das Exil, —
Auf dem bist du gefallen,
Im festen Aug' das eine Ziel,
Das Eine mit uns Allen!

Drum hier ist deine Ehrenstatt,
In Englands wilden Blüthen;
Kein Grund, der besser Anrecht hat,
Im Sarge dich zu hüten!
Ruh' aus, wo dich der Tod gefällt!
Ruh' aus, wo du gestritten!
Für dich kein stolzer Leichenfeld,
Als hier im Land der Britten!

„Die Luft, so dieses Kraut durchwühlt,
Und diese Graseswellen,
Sie hat mit Miltons Haar gespielt,
Des Dichters und Rebellen;
Sie hat geweht mit frischem Hauch
In Cromwells Schlachtstandarten;
Und dieses ist ein Boden auch,
Drauf seine Rosse scharrten!

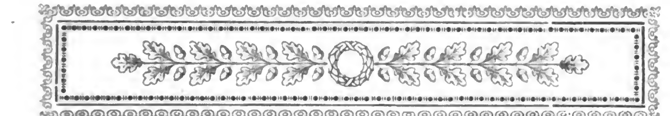
Und auf von hier zum selben Bronn
Des gold'nen Lichtes droben,
Hat Sidney, jener Algernon,
Sein brechend Aug' erhoben;"
Und oft wohl an den Hügeln dort
Ihr Aug' ließ Rahel hangen, —
Sie, Russels Weib, wie du der Hort
Des Gatten, der gefangen!

„Die sind's vor allen, diese Vier!
Dies Land, es ist das ihre!
Und sie beim Scheiden stellen wir
Als Wacht an deine Thüre!"
Die deinem Leben stets den Halt
Gegeben und die Richtung, —
Hier steh'n sie, wo dein Hügel wallt:
Freiheit, und Lieb', und Dichtung!

Fahrwohl! und das an muth'gem Klang
Es deinem Grab nicht fehle,
So überschütt' es mit Gesang
Die frühste Lerchenkehle!
Und Meerhauch, der dem Freien frommt,
Soll flüsternd es umspielen
Und jedem, der hier pilgern kommt,
Das heiße Auge kühlen!

Freiligrath.





Wilhelmine Schröder-Devrient.

Berlin 1860.

Es ist ein heller, milder Wintertag, und eben jetzt, da die Sonne so freundlich auf die leichtbeschneiten Aeste der Bäume scheint, die aus dem kleinen Kirchhof unter meinen Fenstern ihre breiten Kronen in die Höhe heben, wird man in Koburg Wilhelmine von Bock, die Schröder-Devrient begraben. Morgen wird der kleine Hügel aufgeworfen und mit Schnee bedeckt sein, wie alle die Hügel da drüben, und unter demselben wird das wilde, starke Herz zur Ruhe kommen, wird die schöne prächtige Gestalt in Staub zerfallen. Wenige Jahre, und das Menschengeschlecht, das sich an ihrer Schönheit entzückte, das begeistert wurde durch ihre Kunst, das in ihr ein Einziges, Höchstes, bewunderte, ist vorübergegangen wie sie; und nur die Kunstgeschichte bewahrt den Namen der Schröder-Devrient in ihren glorreichsten Blättern auf.

Die Schauspielkunst, wie sie die einzige Kunst ist, welche dem Ausübenden gleich im Moment des Schaffens das Glück gewährt, die Wirkung des Geschaffenen und Gelungenen in

der Begeisterung des Publikums zu genießen, ist auch die einzige Kunst, die kein dauerndes Zeugniß von sich zurückzulassen vermag. In ihrer lebendigen Berührung mit dem Publikum, in ihrer ergreifenden Kraft und in ihrer Vergänglichkeit liegt ihr Glück und ihr Schmerz. Die Devrient hatte jenes gekostet, wie kaum eine andere Frau, und empfand diesen Schmerz fortwährend, seit sie von der Bühne geschieden war.

Einer solchen Erscheinung gegenüber ist es aber eine Pflicht der Dankbarkeit, wenigstens in Worten festzuhalten, was man von ihr in der Erinnerung bewahrt, und dies zu thun, sind diese Aufzeichnungen ein Versuch.

Wilhelmine Schröder, die Tochter der als tragische Künstlerin berühmten Sophie Schröder, war am 6. Oktober 1805 zu Hamburg geboren. Schon als fünfjähriges Kind trat sie als tanzende Amorine auf, und nachdem sie mit fünfzehn Jahren als Arricia in der Phädra im Burgtheater zu Wien erschienen war, spielte sie im folgenden Jahre die Pamina und erregte schon damals die größte Aufmerksamkeit des kunstgebildeten Publikums in Wien. Kaum achtzehnjährig mit Karl Devrient vermählt, machte sie bald nach ihrer Verheirathung eine Kunstreise mit ihm; und auf dieser war es, daß ich, selbst fast noch ein Kind, die Schröder-Devrient zuerst in Preußen auf der Bühne von Königsberg als Emmeline in der Schweizerfamilie auftreten sah.

Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Lieblichkeit entsprachen der idyllischen Rolle vollkommen, aber schon damals war sie im Besitze großer tragischer Kraft, denn die sanften Klagen Emmelinens, ihr Heimweh, ihre unschuldige Liebessehnsucht, wurden in der Darstellung der Devrient so er-

greifend, daß das ganze Publikum sich der Thränen nicht erwehren konnte; und Männer und Frauen, denen solche Jugendliebe fern ab lag, fanden sich wie verjüngt von dieser Darstellung derselben. Die Arie: „Ich bin ja so heiter, so fröhlich“ wurde in ihrem Munde zu der rührendsten Liebesklage, und das schmerzliche Seufzen und der Ton zurückgedrängter Thränen, die aus den Versicherungen ihrer Heiterkeit immerhin durchklangen, waren tief erschütternd.

Am andern Tage sah ich sie in einer Gesellschaft auf dem Landsitze einer Familie, mit deren Töchtern ich befreundet war. Frauen und Männer umringten sie, wir jungen Mädchen staunten sie aus der Ferne an, geblendet von ihrer Schönheit. Es war heißer Sommer. Sie trug ein Kleid von weiß und rosa gestreiftem Taffent, Arme, Hals und Schultern entblößt, die Fülle des blonden Haars in Flechten und Puffen um den prachtvollen Kopf gewunden. Einer der anwesenden Männer neckte sie mit dem tiefen Grübchen in ihrem Kinn. „Ja,“ sagte sie, „das hat Gott der Herr mir selber eingedrückt. Als ich geschaffen war, gab er mir mit dem Finger einen kleinen Stoß und sprach: „nun geh! nun bist Du fertig!“ — Davon ist das Grübchen mir geblieben.“ Sie erzählte das ganz reizend, und als sie sich dann später am Abende von den Rosen, die man ihr gepflückt hatte, ein paar Zweige vor die Brust und in das blonde Haar steckte, sah sie so schön aus, daß ich mich ihrer lebhaft erinnerte, als ich zwanzig Jahre nachher die Venusbilder Tizians in der Tribuna zu Florenz zuerst erblickte. Nicht daß die Bilder ihr ähnlich gewesen wären, aber es war dieselbe üppige Pracht jugendlicher Weibesschöne.

Nach der Emmeline spielte sie die Louise von Schlingen

in den Wienern in Berlin; und war ihr Schmerz als Emmeline rührend gewesen, so war die Heiterkeit in ihr vollends bezaubernd. Es war, als ließe sie sich zu derselben herab, und sie schien daneben doch auch hier wieder in ihrem Elemente. Wie gewöhnlich stritt man darüber, ob das Tragische oder das Heitere ihr Hauptsach sein werde, aber in ihrer Bewunderung war Alles einig, und auf uns Jüngere wirkte sie wie eine märchenhafte Erscheinung. Die kleinen Lieder: Kommt ein Vogle geflogen — Einmal noch die schöne Gegend meiner Heimath möcht' ich sehen — und ein drittes, das, wie ich glaube, mit den Worten anfing: „Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!" — klangen noch in allen Herzen nach, als die Devrient Königsberg längst verlassen hatte, und durch meine ganze Jugend blieb sie mir der Inbegriff aller Schönheit und Lieblichkeit. Ob sie damals auch in großen Partien, und in welchen sie aufgetreten ist, weiß ich nicht zu sagen. Nur das Selbsterlebte ist mir im Gedächtniß und nur daran halte ich mich.

Eine Reihe von Jahren trennte jene Tage von dem Zeitpunkt, in welchem ich sie zum zweiten Male wiedersah. Damals stand sie auf der Höhe ihres Ruhmes. Freilich war sie nicht mehr die sanfte liebliche Gestalt wie in der ersten Jugend, es war jedoch nun ein Etwas in ihr, das größer war, als jene Anmuth, und das ich nicht anders als mit dem Ausdruck dämonisch zu bezeichnen weiß.

Sie war wohl über dreißig Jahre alt, war stark geworden, alle Formen ihres Kopfes und namentlich die Züge um Augen und Mund waren scharf ausgeprägt; aber sie paßten nun nur noch besser zu dem großartigen Schädelbau, zu dem mächtigen Hinterkopf und zu dem prachtvollen Nacken.

Ihre Schönheit war imponirend, ihre Haltung, auch wo sie sich im Freundeskreis bewegte, meist gebieterisch. Im Verkehr mit Frauen zeigte sie sich freundlich, im Verkehr mit Männern willkürlich, bald stolz herausfordernd und abstoßend, bald anziehend und im höchsten Grade zu gefallen bemüht, ja selbst die freieste Benutzung äußerlichen Anreizes nicht verschmähend. Sie gefiel sich in der Wirkung, die sie auszuüben sicher war, indeß war der Eindruck, den sie in jener Zeit auf mich machte, nicht immer wohlthuend.

Desto herrlicher war sie auf der Bühne. Ein allgemeiner Laut der Bewunderung empfing sie, als ich sie zum ersten Male wieder auf derselben erblickte. Schon drei Scenen lang hatte man den in der deutschen Uebersetzung mitunter ganz sinnlosen Text der Norma mit allem Glockenspiel Bellini'scher Musik an sich vorübergehen lassen, als aus dem Dunkel des Waldes, gefolgt vom Chor der Priesterinnen, Norma hervortrat, leuchtend in dem weißen Gewande, das ihre Gestalt in langen anschmiegenden Falten umfloß, den grünen Kranz auf dem Haupte, das Beil der Opferpriesterin in ihrer Rechten.

So schritt sie bis zu dem Altar im Vordergrunde, um sich schauend mit einem Blicke, der Alles verstummen machte; und sich auf das Beil stützend, intonirte sie die strafende Frage: Wer läßt hier Aufruhrstimmen, wer Kriegsruf ertönen?

Und so wie sie, mögen die Velleden und Thusnelden ausgesehen haben, so wie sie mußte man sich die Priesterinnen der deutschen Vorzeit denken. Alles was in dem Texte der Oper zusammenhanglos und unbegründet, ja selbst das, was jämmerlich in der Rolle des Sever erscheint, wurde durch sie nicht nur wahrscheinlich, sondern berechtigt und nothwendig. Der römische Feldherr Sever, der die Opferpriesterin Norma

verführt und dem sie zwei Söhne geboren hat, macht eine klägliche Figur mit seiner Treulosigkeit gegen Norma und seiner Liebe für die jugendliche Priesterin Adalgisa. Norma's Absicht, aus Rache die Söhne Severs zu ermorden, sticht bis zum Unglaublichen ab gegen ihre schwärmerische Hinneigung zu Adalgisa, als diese sich erbietet, auf Sever zu verzichten; und ebenso unbegreiflich ist am Ende Norma's plötzlicher Entschluß, sich als Schuldige zu bekennen und den Flammentod zu erleiden, dem sie Sever als Entweiher des Altars überantwortet. Indeß dieser Norma gegenüber kam das alles gar nicht in Betracht, denn sie war eine von den Frauengestalten wie Medea, von denen ein Mann hingerissen, aber nicht festgehalten werden kann, weil ihre Kraft und Gewalt erdrückend, und damit erkältend und abstoßend wirken. Zum Herrschen geboren, war sie nur als Hohepriesterin an ihrem Platze. Mit der Hingebung an Sever, hatte sie sich selbst verloren, und sie schien überall wie sich selbst entfremdet, wo sie nicht als gebietende Priesterin vor ihrem Volke stand. So tief sie den Schmerz der verlassenen Liebe ausdrückte, so rührend ihre Klage erscholl, wenn Adalgisa ihr das Bekenntniß ablegte, daß und wie Sever ihr Herz gewonnen, und sich in Norma dabei die Erinnerung an die erste Zeit der eigenen Liebe regte, so furchtbar sie erschien an dem Lager der schlafenden Söhne, die sie aus Rache tödten will, so blieb für mich das Alles hinter der Hoheit zurück, mit welcher sie im letzten Akte, Sever entgegentretend, zum Tode entschlossen, die Worte sang:

In dieser Stunde sollst Du erkennen,
Was für ein Herz Du Dein konntest nennen.
Du wolltest fliehn? Du bist bezwungen,

Treuloser Römer, Du bleibest hier!
Des Fatums Stimme, der Götter Gnade
Hat uns vereinigt am Todespfade,
Die Flammenzungen in Eins verschlungen
Theilt Deine Norma ein Grab mit Dir!

Es kann Einem wehe thun, zu denken, daß eine Schröder-Devrient durch Jahre und Jahre genöthigt gewesen ist, solche Elendigkeiten zu singen, aber durch ihr göttliches Talent machte sie selbst diesen abgeschmackten Text zu etwas ganz Erhabenem; und man fühlte eine Genugthuung, wenn Norma sich dem unschönen Wirrsal ihres Liebesleidens durch den Tod entzog, wenn die Opferpriesterin und das beleidigte Weib zu einer Einheit gelangten, indem Norma sich und den Geliebten zugleich opferte, sich und die Götter zugleich rächte und befriedigte.

Von Wilhelmine Devrient als Sängerin zu sprechen, muß ich Andern überlassen, dazu fehlen mir die Kenntnisse; aber was sie als Darstellerin so auszeichnete, und was mir gleich damals in der Rolle der Norma so schlagend entgegentrat, das waren die Klarheit und Festigkeit, mit welcher sie den eigentlichen Gehalt einer dichterischen Gestalt erkannte und ergriff, und dann auch nur diesen allein, durch alle Abweichungen und Schattirungen der Rolle, ja selbst gegen die Irrthümer des Dichters aufrecht erhielt. Die Dichtung war ihr im Grunde nur der Stoff, ihre Schöpfung war immer frei, und da sie Opernsängerin war, immer unendlich größer als der Inhalt ihres Textes. Die Norma, wie sie gewöhnlich aufgefaßt wird, ist ein sehr geringes Motiv; nichts mehr und nichts weniger als eine verlassene Geliebte. Die Norma der Devrient aber war eine Priesterin, die es

dem Manne nicht vergeben konnte, daß er sie von ihrer stolzen Höhe herabgezogen hatte. Auch ohne Severs Verrath, das Gefühl wurde ich nicht los, hätte diese Norma ihm und sich selbst, früher oder später den Untergang, als letzte That ihrer Freiheit und ihrer Macht, bereiten müssen, um sich dafür zu rächen, daß er sie vor ihrem Volke und vor ihrem eigenen Bewußtsein erniedrigt hatte.

Eben so erhaben, aber weiblicher, war sie als Donna Anna im Don Juan; und wie in allen ihren Rollen stellte gleich die erste Scene, stellte gleich ihre äußere Erscheinung die Idee, welche sie sich von ihrer Aufgabe gemacht hatte, in solcher Weise fest, daß Niemand sich mehr darüber täuschen konnte, daß ein Mißverstehen ihrer Absicht kaum möglich war. Es war das etwas Charakteristisches an ihr, und eben das Zeichen ihrer großen schöpferischen Kraft. Was sie erkannt hatte, stand gleich lebendig da. Wer sie als Norma, als Donna Anna, als Romeo, als Valentine gesehen hat, wird, wie ich glaube, das Bild ihres ersten Erscheinens in jeder dieser Rollen, nie wieder vergessen und eben dieses festgehalten haben. Andere Künstler lieben es, im Verlaufe des Stückes, an dem Gange der Entwickelung und der Ereignisse, den Charakter ihrer Rollen allmälig herauszugestalten. Die Devrient trat immer im vollen Besitz des Charakters auf. Sie war Donna Anna, war Romeo, war Valentine! Sie stand gleich mitten in ihrer Schöpfung und sie hatte nichts mehr an ihrer Rolle zu erklären, wenn man sie angesehen hatte; sie hatte nur noch ihr Schicksal innerhalb der Bedingungen ihres Charakters zu erfüllen. Als Norma eine Art von rächender Göttin, war sie als Donna Anna vollständig das Weib, das mit Wollust der Kraft des Mannes erliegt; und

ihr Schmerz war nur der Wehschrei wilder Liebesgluth. Gleich ihr Bestreben, Don Juan festzuhalten, war voll leidenschaftlichster Liebe. Sie klammerte sich mit aller Gewalt an ihn, und ihre Verzweiflung galt vor Allem seiner Flucht.

Ich zweifle nicht, daß sie Hofmanns Erklärung des Don Juan gekannt hat, aber auch ohne diese, glaube ich, hätte sie die Donna Anna in seinem Sinne spielen müssen, denn diese Auffassung lag in ihrer eigensten Natur; und in keiner andern Rolle war sie so vollkommen sie selbst, als eben in der Donna Anna.

Die Klage um den todten Vater klagte zugleich um den entflohenen und begehrten Geliebten, der den Mord des Vaters als Scheidewand zwischen ihnen aufgerichtet hatte; und als sie dann aus der Ohnmacht ihres Schmerzes in Oktavio's Armen erwachte, mußte man es ihren Worten, mußte man es dem bleichen, erschöpften Antlitz glauben, daß es für Donna Anna nur noch einen Gedanken, nur noch einen Wunsch geben könne, das Wiederfinden des Entflohenen. Aber Niemand konnte glauben, daß sie ihn zu finden wünsche, um sich an ihm zu rächen. Ihr ganzes Wesen war in dieser Rolle aufgelöste Liebe, und selbst in dem Terzett mit Elvira und Oktavio, in welchem sie sich zur Entlarvung Don Juans und zur Rache an ihm verbinden, konnte man sich des Gedankens nicht erwehren, daß Donna Anna's Worte: „Der Schritt ist voll Gefahren, ach, wer wird dich bewahren!“ mehr der Sorge um Don Juan galten, als der Besorgniß um Oktavio, der neben einer solchen Donna Anna erst recht zum Schemen zusammenschrumpfte. Ihre Bitte an Oktavio, die Hochzeit noch hinauszuschieben; ihr Wunsch: „Lascia, o caro! un ann'ancora allo

sfogo del mio cuor! Ach, Geliebter, noch laß uns harren, dulden nur zwölf Monde noch!" läßt an und für sich auf keine große Zuneigung für Oktavio schließen. Wer ihn aber von den Lippen der Devrient mit dem Tone des tiefsten Schmerzes aussprechen hörte, der konnte nicht anders als glauben, daß ihre Leidenschaft für den in Flammen untergegangenen Don Juan, sie zurückschaudern mache vor der Verbindung mit ihrem biederen, makellosen und langweiligen Verlobten. Donna Elvira war eine verlassene Geliebte, Donna Anna eine Verzweifelnde, ein trauerndes, untröstliches und liebendes Weib. Diese Haltung des Charakters, die sich durch die ganze Dichtung gleich treu blieb, gewann dann in der Schlußscene, deren Moralsprüche im Munde dieser Donna Anna ohnehin befremdlich klangen, erst ihre volle Bestätigung.

Der Fidelio, der im Allgemeinen für eine der vollendetsten Rollen der Devrient angesehen wurde, entbehrte für mich der einheitlichen Gewalt, welche gerade ihre Persönlichkeit allen ihren übrigen Rollen verlieh. Aber das lag auch in dem Stoff der Oper, nicht an der Künstlerin. — Die ersten halb komisch gehaltenen Scenen bereiten nicht wohl auf das Pathos vor, das folgen soll. Die Verliebtheit Marzellinens in Fidelio aber, ist unbehaglich, da sie einem Weibe gilt; wenigstens für die unglücklichen Opernbesucher, denen es nicht gleichgültig ist, was gesungen wird, vorausgesetzt, daß gut gesungen wird. Ich habe mich nie einer gewissen Mißempfindung dabei erwehren können, und selbst der Chor der abgezehrten Gefangenen, und auch Leonorens „da nimm, da nimm das Brod, du armer, du armer Mann" haben mir stets den Eindruck des Unschönen gemacht, selbst wenn die Devrient die Leonore spielte und sang, selbst wenn

ihnen der Klageruf: „O mehr als ich ertragen kann!" mit dem Ausdruck der Herzzerrissenheit folgte, den sie in denselben zu legen wußte, und der sicher allen denen unvergessen sein wird, die ihn von ihr gehört haben. Es ist wahr, ihr Doppelspiel war in dieser Rolle bewundernswerth; jeder Augenblick, in welchem sie sich in der heiter aufrecht erhaltenen Männerrolle der eigenen Frauenempfindung hingab, war sehr innig, ihre ganze Haltung schön; aber zu ihrer rechten Geltung kam sie erst in den großen pathetischen Scenen des letzten Aktes. Erst in dem Quartett „Er sterbe!", erst in Leonorens Ausruf: „Zurück!" fand man die ganze Mächtigkeit der Künstlerin wieder, und aus der Figur des jugendlichen Mannes entwickelte sich nun die große Gestalt des liebenden Weibes, der Alles wagenden, todesmuthigen Gattin in ihrer vollen Erhabenheit. Sie selbst hatte eine Vorliebe für diese Rolle und erzählte es gern, wie sehr sie Beethovens Beifall in derselben errungen hatte.

Wenn ich behauptet habe, daß das eigentlich Pathetische, das Hochtragische, ihr das Angemessenste war, so gelang ihr deshalb das Lyrische, das Liebliche, nicht weniger, und sie war auch als Euryanthe bewundernswerth. Die Arie: „Glöcklein im Thale" wurde, von ihr gesungen, zu dem schönsten musikalischen Ausdruck des Frühlings, zu einem Ausdruck mädchenhafter Sehnsucht, wie sie reiner, zarter, nicht gedacht werden konnte. Man wurde in ihrer Auffassung der Euryanthe immer an die Genoveva erinnert, und das durchaus Deutsche in ihrer Erscheinung trug mit dazu bei, diese märchenhafte Erinnerung beständig wach zu erhalten. Das Weibliche, das Unschuldige, stand ihr voll-

kommen zu Gebot, aber die Fülle ihrer Kraft erschien doch, wie gesagt, im Pathos am freiesten und am glorreichsten.

Die Rolle, welche mir vom dramatischen Standpunkt aus immer als ihre höchste Leistung vorgekommen, war Romeo, weil in derselben ihre ganze Begabung, ihre Anmuth, ihre Innigkeit und ihre Kraft gleichmäßig Gelegenheit fanden, sich zu entfalten. Auch in dieser Rolle war ihr erstes Auftreten schon ein vollständiger Sieg, und ihre Arie: „Vor Romeo's Rächerarmen, soll kein Gott! kein Gott Dich schützen!" durchzuckte die Hörer wie eine Flamme. Sie strahlte in Schönheit, wenn sie raschen Schrittes aus der Coulisse hervortrat, die feuerrothe Schärpe über der Schulter, das schwarze Barett mit wallender Feder auf dem blonden Haar; mit blitzendem Auge, mit stolz aufgeworfenem Kopfe, wie ein Gebieter sich zwischen die Kämpfenden stellend — ein jugendlicher Held in aller seiner Pracht. Ich habe nie einen Mann gesehen, der sich in der Darstellung des Romeo mit der Devrient vergleichen konnte. Aus dem elenden Operntexte, unter dem Zwang der Unwahrheit, welche die italienische Musik ihr aufnöthigte, gestaltete sie das Ideal des Shakespeare'schen Romeo, rein und erhaben heraus. Sie und kein Anderer war Romeo, und wer sie in dieser Rolle gesehen, ist wirklich einer Offenbarung des Genius theilhaftig geworden.

Ueberwältigend durch Kraft und Schwung, durch Feuer und Adel, wo sie den Männern im Kampfe gegenüberstand, war sie unwiderstehlich in den Scenen mit Julia. Wie sie in Julia's Zimmer hineineilte, wie sie das Barett und ihre Handschuhe von sich warf, wie sie Julia an ihr Herz drückte, das kann das Wort nicht wiedergeben. Und wenn Julia dann

ihre Weigerung dem Geliebten zu folgen ausgesprochen hatte, wenn Romeo sein „nein! nein! du liebst mich nicht!“ im Tone des schmerzlichsten Vorwurfs und doch wie ungläubig erschallen ließ, so faßte man einen Zorn gegen Julia, die diesem Romeo gegenüber schwanken konnte. Aber sein ganzer Liebeszauber kam erst voll zur Erscheinung, wenn Romeo sich zürnend von der Geliebten abgewendet hatte, und sich dann ihr wieder nähernd, die Worte sang: „des Geliebten Glück und Leben sind in deine Hand gegeben!“ Es lag in diesem Tone das felsenfeste Vertrauen in Julia's Liebe und doch wieder die schmeichelnde Bitte, der es eine Wonne ist zu fordern, was gewährt zu finden ihr als ein immer neues Glück erscheint; es lag die höchste Liebesschönheit in und über diesen Worten Romeo's und noch heute höre ich sie mit ihrem vollen Zauber in mir erklingen, da vielleicht eben die Todtenglocke der großen Künstlerin zur Ruhe läutet.

Wie die reine Tragödie des letzten Aktes von Romeo und Julia ihr gelang, bedarf der Erwähnung kaum; aber es wird Niemand, der es gesehen, das Bild vergessen haben, das die Devrient darbot, wenn sie sterbend Julia's Kopf in ihre Hand nahm und mit bleicher Lippe noch voll Liebe die letzten Küsse auf das Haupt der Geliebten drückte. Jede Bewegung, jede Miene war vollendet schön, jeder Ton voll erschütternder Wahrheit — und alle diese Poesie ist dahingegangen mit ihr!

Schon in jener Zeit hörte ich sie in der Gesellschaft Lieder singen und schon damals waren es vorzüglich Schubert'sche und Mendelssohn'sche Kompositionen, welche sie vorzutragen liebte. Der Wanderer, dessen Text ein wahres Wunder von leeren Redensarten ist, der Erlenkönig, die

Forelle, dann das Berger'sche Lied vom blauen Veilchen, kamen fast immer an die Reihe, und schon damals machte man ihr den Vorwurf, daß sie das Lied zu dramatisch behandle. Man vergaß dabei aber, daß sie nicht anders konnte, daß Alles, was sich irgend zur lebendigen Gestaltung eignete, ihr unter der Hand selbständiges Leben gewann. Sie glich darin dem verzauberten Mädchen, unter dessen Berührung sich Alles, auch wider seinen Willen, in Gold verwandeln muß.

In den vierziger Jahren sah ich sie dann hier in Berlin zum letzten Male auf der Bühne als Valentine in den Hugenotten, und das war denn auch wieder recht eigentlich eine Rolle für sie. Die großen Scenen mit Raoul im vierten und fünften Akte gaben ihr Gelegenheit, ihre ganzen Mittel zu entfalten und das Herz erbebte Einem in der Brust. Wenn man sie knieend den Geliebten um den Tod von seiner Hand anflehen hörte, da er es verweigert, sich um ihretwillen dem sicheren Untergange zu entziehen, fühlte man, daß hier ein Höchstes an Leidenschaft dargestellt und in voller Schönheit dargestellt wurde. Ich habe später die Grisi als Valentine gesehen, aber auch hierin ist die Devrient mir als ein Ideal erschienen und die todesmuthige Entschlossenheit, mit welcher sie im letzten Momente mit den Worten: „Hugenotten auch wir!" den Mörderschaaren entgegenschritt, kann Niemand erhabener ausdrücken als sie.

Damit enden meine Erinnerungen an ihr Wirken auf der Bühne, aber erst nachdem sie diese verlassen hatte, führte das Leben uns öfter zusammen.

Es war im Frühjahr von Achtzehnhundert neunundvierzig; der Kampf um die Reichsverfassung in Dresden war vor-

über; in Berlin war die Volksvertretung noch zusammen. Da kam eines Tages Dr. Johann Jacoby zu mir, mit der Bitte, ihm ein paar Briefe zu borgen, die ich ein Jahr vorher in Paris über die Rachel geschrieben hatte. Ich wollte wissen, für wen er sie zu haben wünsche, und erfuhr, daß die Devrient in Berlin sei, daß sie Niemand von ihren hiesigen Freunden und Bekannten sehen wolle, und ganz einsam und zurückgezogen sich in der Mohrenstraße, in einer kleinen Wohnung von Kellners Hotel, unfern von mir, eingerichtet habe. Ich fragte, woher das komme, und hörte nun von ihrer Heirath mit einem sächsischen Offizier, von der Trennung derselben, von dem Verlust ihres Vermögens, und daß ein Zusammentreffen von Ereignissen sie bestimmt habe, Dresden zu verlassen, da sie auch politisch sich betheiligt und dies ihr Fortgehen nöthig gemacht habe. Unser gemeinsamer Freund beklagte ihr Schicksal und sprach mit großem Antheil von ihr. Ich selbst stand ihr so fern, daß ich nicht daran denken konnte, sie eben jetzt aufsuchen zu gehen, aber ich gab die gewünschten Blätter mit Freude für sie hin.

Ein paar Tage darauf befand ich mich in dem Magazin von Gerson, als mir plötzlich Jemand auf die Schulter klopfte, und als ich mich umwandte, stand die Devrient vor mir, die mich lebhaft umarmte. Ich war von der Begegnung, mehr noch von ihrer Begrüßung überrascht. Sie hatte mich nach irgend einem Bilde erkannt, sagte mir, daß die kleine Schilderung der Rachel sie entzückt habe, und fügte hinzu: ich muß Sie durchaus sprechen, und allein sprechen. Wann treffe ich Sie?

Wir verabredeten einen Nachmittag, sie kam, und ohne daß ich irgend einen Anspruch an ihr Vertrauen gehabt hätte,

sprach sie sich, aus dem Bedürfniß sich das Herz zu entlasten, in der ergreifendsten Weise über ihr Unglück aus. Was sie aber auch an Kränkung des Herzens erfahren hatte, wie sehr alle ihre Hoffnungen für eine ruhige, ja auch nur für eine gesicherte Zukunft vernichtet waren, es schien mir, als würde dies Alles sie nicht niederzuwerfen im Stande gewesen sein, wäre sie noch im vollen Besitze ihrer Kunstbegabung gewesen, hätte sie sich noch auf der alten Siegeslaufbahn befunden.

Aber Gram und Sorge hatten ihre Stimme bereits angegriffen, das Organ versagte bisweilen ihrem Willen, und sie war dadurch noch übler daran, wie jener große Maler, der ohne Hände geboren worden, denn sie entbehrte ein Glück, das sie im vollsten Maße besessen, und das sie im Gefühl ihrer Kraft für unverlierbar gehalten hatte. Es war eine gewaltige Aufregung und dabei eine gänzliche Verzagtheit über sie gekommen. Die Niederwerfung der Revolution und aller jener Freiheitshoffnungen, an die auch sie, ihrer kräftigen, selbständigen Natur zufolge, ihr Herz gehängt, lasteten ihr auf der Seele, und das eigene Schicksal war bitter genug. Sie beklagte bald das allgemeine, bald das eigene Loos, und hatte dabei immer nur den wiederholten Ausruf: Sie kennen ja das Menschenherz, Sie müssen es begreifen, daß ich nothwendig Etwas thun, Etwas schaffen muß, wenn ich nicht von Sinnen kommen und zu Grunde gehen soll. Aber was soll ich thun? was kann ich thun? Meine schöpferische Kraft ist die alte, es lebt noch Alles in mir, es ist noch Alles da, und ich kann es nicht mehr zur Erscheinung bringen.

Sie weinte bitterlich. Es war ein Schmerz, die noch immer mächtige und schöne Frau in diesem Zustande zu sehen. Ich

redete ihr zu, sich dem Drama zuzuwenden. Sie hielt das für unmöglich. Ich kann nichts ohne Musik! Musik ist das Element, das meine Kräfte flüssig macht und in Bewegung setzt. Und wenn ich es versuchen wollte, wenn ich die Rollen meiner Mutter spielen wollte, so würde ich mir wie eine elende Nachahmerin vorkommen; denn die Rollen, welche die Mutter gespielt hat, sind nicht anders zu schaffen, als sie sie hingestellt hat, und ich muß schaffen! schaffen! selbst schaffen!

Weil der Gedanke sie aber beschäftigte und zerstreute, kamen wir bei ihren wiederholten Besuchen mehrmals auf diese Unterhaltung zurück. Ich erzählte ihr, wie ein Tenorist, mit dem sie die Valentine gespielt, sich darüber beklagt habe, daß sie rücksichtslos nur an sich selber denke, wenn sie in ihrer Rolle sei, daß sie die übrigen Mitwirkenden förmlich mißhandle, sie in die Ecken stoße, und sie „in Grund und Boden spiele". Ach! rief sie lachend, die Tenoristen sind meist auch danach! Sie sind in der Regel halb Holz halb Schwamm; was soll man damit machen? Wie soll man sich auf dem Niveau von Menschen erhalten, die man zu Allem stoßen muß? Es ist wahr, Mancher von ihnen, der arme kleine Mantius und der Tichatscheck haben in der Aufregung meines Affektes gelegentlich wohl meine starke Hand recht ordentlich gefühlt; aber wenn ich mit meiner großen Leidenschaft neben den Strohmännern nicht lächerlich und maßlos erscheinen wollte, mußte ich sie in die Ecke schleudern, und das Feld allein behaupten.

Sie erzählte darauf von den einzelnen Tenoristen, mit denen sie zusammengewirkt, von der Auffassung ihrer Rollen. Sie erheiterte sich; und als ich dann noch einmal auf den Gedanken an das Drama zurückkam, nahm sie mich bei der Hand

und sagte: Sie vergessen nur, liebe Seele! daß es Positionen giebt, in denen man absolut nicht Fiasko machen darf! Wo sollte ich probiren, was ich kann? Und wenn es mir mißlänge! — Die Schröder-Devrient kann mit ihrem Leben Schiffbruch leiden, das geht nur sie allein an — auf der Bühne darf sie aber nicht scheitern!

Das Selbstgefühl stand ihr wundervoll zu, wir schieden als Freunde, und sahen uns in jenem Frühling oft. Was sie „thun" solle, war ihre beständige Sorge. Einmal rieth ich ihr, eine Erklärung ihrer Rollen, eine Charakteristik der Figuren zu schreiben, wie sie sie aufgefaßt habe. Der Gedanke gefiel ihr, aber gleich darauf meinte sie, das würde ihr selbst die Erinnerung an ihre Leistungen nehmen. Wenn sie dieselben für Andre analysire, zerstöre sie sie für sich selbst „und die Erinnerung will ich wenigstens behalten! Mögen die Andern selber zusehen, was sie zu Stande bringen. Es wird ihnen nicht leicht sein, mich vergessen zu machen."

Es waren immer gute Stunden, wenn sie mit Freude ihrer Triumphe gedachte. Bisweilen sprach sie davon, Schüler heranzubilden, einmal war sie dem von mir angeregten Gedanken ihre Memoiren zu schreiben nicht abgeneigt, aber sie behauptete, auch das nicht zu können. Auf mein Zureden, es zu versuchen, brachte sie mir eines Tages die Darstellung ihres Zusammentreffens mit Beethoven, die ihr ganz vortrefflich gelungen war. Sie las sie mir und ein paar Bekannten vor, versprach mit diesen Aufzeichnungen fortzufahren; ob sie dies gethan hat, weiß ich nicht.

In jenen ernsten Tagen habe ich einmal eine Scene mit ihr erlebt, die etwas Tragikomisches hatte, und mir Gelegenheit gab, es zu beobachten, wie sehr sie durch einen Ein-

druck auf ihre Phantasie zu beherrschen und sich selbst und ihrem starken Verstande abwendig zu machen war. Ich saß eines Abends mit einer Bekannten ruhig in meinem Zimmer, als sie plötzlich bei mir eintrat, und gleich nach den ersten Begrüßungen ausrief: „ich komme heute eigentlich nur her, um nicht allein zu sein, denn es ist mir heute etwas Furchtbares, aber etwas ganz Furchtbares begegnet.“ Sie sagte das mit einem Ausdruck, der uns erschreckte; wir fragten, was geschehen sei. „Stellen Sie sich vor, sagte sie, ich war heut zu einem Kaffee zu Frau C. . . . geladen,“ sie nannte den Namen einer bejahrten hiesigen Bühnenkünstlerin. „Sie wissen, wie entsetzlich reaktionär man bei dem hiesigen Theater, und besonders in dem C.'schen Hause ist. Es waren fast lauter Schauspielerinnen dort, und Sie können sich denken, daß es mir nicht einfallen konnte, mit diesen Frauenzimmern von Politik zu sprechen. Aber es war als könnten sie mich nicht in Ruhe lassen. Sie zwangen mich förmlich dazu; und als ich denn so gewaltsam herausgefordert, mein letztes Wort unumwunden gesagt hatte, da — sie wurde bleich und schauderte zusammen — da steht die alte Frau Wolff, die noch eine Freundin meiner Mutter gewesen ist, auf — und flucht mir, flucht mir in aller Form! wünscht, ich weiß nicht welches Elend alles auf mich herab; und das blos um mich zur Erkenntniß zu bringen, kurz — sie flucht mir in aller Form!“

Ich konnte mich nicht erwehren, laut aufzulachen, denn die Vorstellung, wie eine Gesellschaft von Schauspielerinnen, alten und jungen, abgedankten und aktiven, sich am Kaffeetisch zusammensetzt, um von Politik zu sprechen, und wie dann die älteste von ihnen sich zu einem Akte des tragischen Pathos

zusammenrafft, um eine abtrünnige Mitschwester zu verfluchen, hatte etwas so überaus Komisches für mich, daß ich demselben nicht widerstehen konnte. Die Devrient fand das aber unbegreiflich. In dem Bestreben uns den Eindruck klar zu machen, den sie erlitten hatte, vertiefte sie sich immer mehr in ihren Schrecken nnd in ihr Grauen, und noch in den letzten Monaten, während deren ich sie hier vor etwa zwei Jahren in Berlin sah, sagte sie, schon damals krank: „wenn ich krank bin, kommt mir immer der Gedanke an den unglücklichen Fluch der alten Wolff, von dem ich Ihnen damals erzählt habe. Es ist dies eine Thorheit, aber sie hat sich mir damit unvergeßlicher gemacht, als mir lieb und gut ist."

Bald nach jenem kleinen Vorgang verließ Wilhelmine Devrient Berlin, und ich sah sie erst im Herbste von 1852 oder im Frühling 1853 als Frau von Bock wieder. Sie war damals ruhiger, befriedigter als ich sie je zuvor gesehen habe. Daß ihr nach einem Leben voll Leidenschaft und Stürmen noch die volle, starke Liebe eines edlen Mannes zu Theil geworden war, wie ihr junger und hochgebildeter Gatte sie ihr weihte, erkannte sie als ein großes Glück. Sie war sanfter und milder als sonst, sie schien das Leben in der Oeffentlichkeit völlig verschmerzt zu haben und sich in der provisorischen Häuslichkeit, die sie hier in einer Wohnung der Leipzigerstraße aufgerichtet, äußerst wohl zu fühlen. Wie die meisten wirklich schöpferischen Menschen hatte sie ein Talent Alles zu organisiren, und den höchsten Ordnungssinn. Sie zeigte mir einmal ein paar Haarnadeln, die sie immer trug, mit dem Bemerken, „die habe ich, wie der Grenadier des alten Fritz, nun schon über fünfundzwanzig Jahre. Ich glaube, wenn ich auf der Bühne mit aufgelöstem Haar spielen

mußte, und es wäre mir eingefallen, mir gehen in der Garderobe meine Haarnadeln verloren, so wäre ich stecken geblieben.“ — Eine musterhafte Hausfrau, freute sie sich an der Ordnung, die sie mitten im Reiseleben hier in Berlin um sich her zu Wege gebracht hatte; und da sie die geschicktesten Hände hatte, amüsirte sie sich mit mühsamen und kunstvollen weiblichen Arbeiten, die ihr vortrefflich gelangen. — Sie sang nicht öffentlich, aber wohl in Gesellschaft; und namentlich in ihrem Hause hörten wir sie, von ihrem sehr musikalischen Gatten auf dem Flügel begleitet, oftmals ihre Lieder singen. Sie hatte ein großes Vergnügen an dem Eindruck, welchen sie auf ihre, sie bewundernden Freunde immer noch hervorbrachte. Wenn man vor ihr die Frage aufwarf, ob die Zurückgezogenheit des Landlebens und das Klima in Lievland ihr zusagen würden, sprach sie mit der größten Zuversicht von Beidem, denn sie sei des Lebens in der großen Welt müde, sie wisse, was sie an ihrem Gatten besitze. Das nordische Klima habe sie in früheren Jahren schon erprobt, und ihre Gesundheit sei eisern. Ihre persönlichen Vermögensverhältnisse beunruhigten sie nicht mehr, und da sie im höchsten Grade wohlthätig und großmüthig war, erzählte sie mir einst mit Genugthuung, daß sie ihre nicht unbedeutende sächsische Pension nicht für sich benutzen werde, daß einer ihrer Freunde dieselbe verwalte, und daß sie gänzlich für Personen angewiesen sei, welche einer solchen Hülfe benöthigter wären als sie. Sie gefiel sich in der Vorstellung Landwirthin und eine rechte Hausfrau zu werden, wie sie es nannte, und sie war dabei in gutem Glauben, wenn schon ihre Freunde denselben nicht zu theilen wagten, und sie sich auch wirklich über sich selber täuschte.

Wilhelmine Devrient war vor allem andern Künstlerin. Sie konnte das Schaffen und die Oeffentlichkeit nicht entbehren. Die Liebe eines Mannes, so hoch sie dieselbe hielt, konnte ihr die Bewunderung Vieler nicht ersetzen. Die Ruhe war nicht ihr Element. Sie lähmte sie statt sie zu erfrischen, nur in der Bewegung und Aufregung kam sie zum Gleichgewicht und zum Genuß ihrer Kräfte.

Ich habe nie in Briefwechsel mit ihr gestanden, aber vielfach Mittheilungen aus ihren Briefen an ihre Freunde erhalten. Sie war durchweg voll Dank und Liebe für ihren Gatten, dessen Güte sie nicht hoch genug zu rühmen wußte; aber schon nach kurzer Zeit begann sie über das Klima zu klagen, und die Zustände des russischen Landlebens, von denen sie ihren Freunden anfangs mit großem Humor geschrieben, fingen an schwer auf ihr zu lasten. Ihre Gesundheit litt darunter bald. Als sie nach ihrem Aufenthalte in Lievland zum ersten Male wieder nach Deutschland kam, hatte sie auffallend gealtert. Sie wollte ein Bad besuchen, von dem sie Herstellung erhoffte, aber für Diejenigen, welche sie früher gekannt hatten, war sie nicht mehr dieselbe. Wie der Glanz und Schimmer ihrer Haut und ihres Haares entwichen waren, so hatte sie den eigentlichen Schwung ihres Wesens eingebüßt; und wenn sie sich in einzelnen Augenblicken emporraffte und die alte Kraft über sie kam, so wurde sie dann leicht gewaltsam. Ihre Erscheinung hatte von da ab für mich etwas Betrübendes. Sie kämpfte mit ihrem eigenen Bewußtsein, mit der heranschleichenden Krankheit, mit dem heranschleichenden Alter, und dieser Kampf, stark und leidenschaftlich wie ihre Natur, konnte nicht immer schön sein. Sie war sehr ernst geworden und in der Gesellschaft von jener Anspruchs-

losigkeit der Unglücklichen, die so rührend ist. Sie hat mich oft an den auf Helena hinsterbenden Napoleon gemahnt.

Von da ab blieb ihr Leben ein unstätes. Bald in Rußland, bald in Deutschland, war sie nirgend befriedigt. In Rußland litt sie körperlich. „Ich kann nicht leben, klagte sie oftmals, wo mein Flügel nicht Stimmung hält; ich bin ja schon halb todt, wenn ich keinen Ton aus der Kehle bringen kann, und dazu denkt Euch einen acht Monate langen Winter!" — War sie in Deutschland, so sehnte sie sich nach ihrem Gatten, machte sich Vorwürfe, nicht bei ihm zu sein, und entbehrte daneben, wenn auch ohne sich darüber irgend zu beschweren, die Bequemlichkeit des eigenen Hauses, welche der leidenden und nicht mehr jungen Frau ein Bedürfniß war. Sie wollte sich zerstreuen, sich über sich selbst täuschen und ich glaube diese Stimmung war es, die sie zuerst wieder veranlaßte, öffentlich zu singen, obschon sie damit, wie sie gestand, ein gegebenes Versprechen brach.

Sie hatte uns wenig Tage nach ihrem Eintreffen in Berlin aufgesucht. Wir sprachen ihr unsere Freude aus, sie bei uns zu sehen, aber mit der Wahrhaftigkeit und Gradheit, die einen Grundzug ihres Wesens ausmachten, sagte sie: „ja! Stahr freut sich, denn der weiß, daß unser einer im Norden sterben muß; aber Sie, Sie fänden es nur in der Ordnung, wenn ich zu Hause bliebe, um aus Pflichtgefühl umzukommen. Ich habe mir's wohl gemerkt das Wort, das sie einmal vor Jahren zu mir gesagt: „was ein reifer Mensch mit freiem Entschluß über sich nimmt, davon muß er auch die Konsequenzen bis zum Aeußersten tragen". Das wäre auch sehr richtig und schön, wenn's nur nicht unvernünftig wäre. Denn mein Mann hat doch weiß Gott! mehr davon, wenn ich in Deutsch-

land am Leben bleibe, wo uns noch in Zukunft gute Tage blühen können, als wenn ich aus Tugend mich dort oben in Schnee und Eis begraben lasse, und er sich sagen müßte, anderwärts hätte sie noch leben können!" --

Sie ging damals oft in das Theater, aber Andere die Rollen spielen zu sehen, in denen sie ihre großen Erfolge gehabt, machte sie leicht traurig; und doch war sie sehr zum Anerkennen und Bewundern geneigt. Einmal waren wir zu Dreien, sie und Stahr und ich, nach dem Theater gefahren, die damals so schöne spanische Tänzerin Pepita zu sehen. Die Devrient konnte sich nicht genug thun in ihrem Entzücken; und wie wir dann das Theater verlassend, in den Korridor hinauskamen, fiel sie mit dem Ausruf: „Nein! ich bin rein weg von mir! ich muß Einen umarmen!" — plötzlich Stahr um den Hals, und sich gegen mich wendend, setzte sie hinzu: „ich kann auch heute noch nicht gleich nach Hause fahren! Sie müssen mich mitnehmen! Ich muß den Thee bei Ihnen trinken!" — „Nun! denn doch lieber Wein!" lachte Stahr; und sie fuhr mit uns nach Hause und wir hatten noch ein paar merkwürdige Stunden mit ihr, da sie sich in dem tollsten Uebermuth in Gesängen, in italienischen Schelmenliedern, in Schnaderhüpfern gehen ließ, die — so hinreißend sie sie vortrug — doch, um es gelind auszudrücken, nicht eben „salonfähig" waren. — Ein paar Tage darauf, als wir sie zufällig trafen, sagte sie: „ich war mit der Pepita noch nicht fertig, als ich von Ihnen ging. Was half ihr das, daß sie mir den Kopf verdreht, daß sie mich an meine Schönheit erinnert hatte. Was hatte sie davon, daß sie mich entzückt? Handgreiflich muß man so was haben! Da habe ich ihr am Morgen einen

Strauß geschickt und ihr geschrieben: d'une belle femme à la plus belle femme du monde!"

Es war, als müsse sie ab und zu die Schranke durchbrechen, in welche ihre jetzigen, edeln und gesicherten Verhältnisse sie bannen sollten. Ihr Temperament, ihre Sinne waren mächtiger als ihre guten Vorsätze, und ich konnte mich bisweilen des Gedankens nicht erwehren, daß es sie zur Verzweiflung bringe, nicht so glücklich zu sein, als Andere es in ihrer Stelle sein würden, und nicht beglücken zu können, wie sie es verheißen. Schon damals erkrankte sie in Berlin ernstlich, und in der Zeit ihrer Genesung war es, daß sie auf den Einfall gerieth, in Thon zu modelliren. Sie ließ einen Bildhauer kommen, die nöthige Anleitung zu erhalten, und auch hier bewährte sich ihre schöpferische Kraft. Der Versuch gelang über alles Erwarten; sie versprach sich großen Genuß davon, aber eine Badereise und eine neue Rückkehr nach Rußland, setzten ihren Arbeiten ein Ziel, und es blieb bei jenen ersten Anfängen.

Endlich vor zwei Jahren kam sie zum letzten Male von Rußland nach Berlin. Sie war niedergeschlagen, muthlos und krank, und jedes Bestreben sich herauszureißen aus dem doppelten Leidenszustande, fiel traurig aus. Dazu sollen Angelegenheiten in ihrer Familie, der Devrients, sie bekümmert haben, und da sie sich in ihren glänzenden Zeiten als Künstlerin des reichsten Erwerbes erfreut, und sich an einen unbeschränkten Gebrauch desselben für sich und namentlich für Andere gewöhnt hatte, wurden ihr auch die Beschränkungen schwer, welche sie sich in dieser Hinsicht nothwendig auferlegen mußte.

Ihr Entschluß in Deutschland zu bleiben, stand unumstößlich fest. Sie hoffte, ihr Gatte solle ihr folgen können,

und der Gedanke sich in ihrer augenblicklichen Einsamkeit eine neue Thätigkeit zu begründen, beschäftigte sie oftmals. Sie sang wieder mehr in Konzerten, sie ließ sich gern in Gesellschaften hören, und obschon von ihrer Stimme nicht mehr viel übrig war, so blieb ihr Vortrag doch etwas ganz Besonderes. Die Lieder „durch Sturm und Regen, dem Wind entgegen", die Müllerlieder, der Frühlingskranz von Beethoven, wurden in ihrer Behandlung zu etwas Einzigem. Man mußte zugestehen, daß sie das Maß des Lyrischen, daß sie die Grenze des Liedes überschritt, daß sie die Lieder sich und ihrer Leidenschaft dienstbar machte; aber man genoß doch immer wieder in einzelnen Blitzen den Zauber ihrer Persönlichkeit, man konnte ermessen, was sie gewesen war, und sich rückerinnernd, des von ihr Geleisteten erfreuen, wenn man hie und da mit Bedauern gewahrte, mit welcher Anstrengung sie sich jetzt abgewann, was sich ihr einst als natürlicher Ausdruck so willig dargeboten hatte.

Als sie Berlin das letzte Mal verlassen hatte, hörte man, daß sie in verschiedenen kleinen Orten gesungen; ja es verlautete sogar ein Gerücht, daß sie noch einmal die Bühne zu betreten denke. Bald darauf erfuhr man von ihrem schweren Erkranken, und wer sie kannte, wer sie bewundert hatte, mußte von da ab ihr Ende als ein Glück für sie ansehen, mußte ihr wünschen, daß sie sich selbst nicht zu überleben brauche, obschon sie sich, wie ihre Aerzte erzählten, mit Leidenschaft an die Hoffnung einer Herstellung und an das Leben festklammerte. Eine frühere Kunstgenossin, Caroline Ungher Sabatier, die sie auf ihrem Schmerzenslager besuchte, sagte mit Rührung: „sie liegt da wie die sterbende Elisabeth auf dem Steuben'schen Bilde, in Verzweiflung, ihre Kraft ge-

brochen zu sehen und sich ohnmächtig zu finden gegen die starke Hand des Todes.“ Mit dem Schwinden ihrer Kräfte soll sie resignirter geworden sein und in Ruhe ihre letztwilligen Bestimmungen getroffen haben. In Bezug auf ihre Beerdigung hatte sie bestimmt: „Mein Leichnam soll nicht angeputzt und ausstaffirt, sondern nur mit frischen Linnen umschlagen werden. — Ich will in keine gemauerte Gruft, sondern in die frische Erde gebettet sein. — Vor meinem Sarg im Haus soll gesungen werden: Eine feste Burg ist unser Gott, und wenn man mich einsenkt, singe man: Es ist bestimmt in Gottes Rath!“ — und darnach ist verfahren worden.

Ihre letzten Phantasien hatten sich mit dem Wiedererwachen des Frühlings beschäftigt. Ihre greise Mutter Sophie Schröder hatte ihr noch einen Lorbeerkranz auf den Sarg gesendet. Sie hätte wie Wilhelmine auch sagen können: Eine große Künstlerin der größeren!

Wenige Tage vor ihrem Ende hatte sie an eine junge ihr befreundete Frau nach Berlin geschrieben, und sie in einem längeren Briefe aufgefordert, sie besuchen zu kommen, wenn sie sie noch wiedersehen wolle, denn ihre Stunden seien jetzt gezählt. Der Brief soll die ganze Freiheit und Festigkeit ihres Charakters geathmet haben; selbst die Züge der Schrift sollen, obschon er nur mit Bleistift geschrieben worden, noch groß und frei gewesen sein.

Nun liegt es unter der kalten Hülle von Schnee, das heiße Herz und es wird „in Staub zerfallen, dieser Glieder Götterpracht!“ Nicht einmal ein gutes Bild ist von ihr vorhanden. Die Bilder alle, welche ich gesehen, geben das eigentlich Geistige, das Große ihres Kopfes nicht wieder und das Relief, das vor mehreren Jahren ein geschickter Künstler

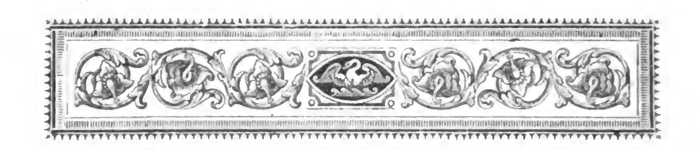
in Gotha von ihr nahm, wurde zu spät gemacht, wurde gemacht, als ihre Züge die feine Beweglichkeit bereits verloren hatten, und ist deshalb viel zu schwer. Ihr Kopf war wie für den Eichenkranz und den Lorbeer geschaffen; und sie selbst sagte einmal, als sie es versucht hatte, eine gewöhnliche Coiffüre aufzusetzen, die ihr komisch anstand: „ich weiß, all so Etwas darf ich gar nicht tragen! mein Schädel ist nur für das Diadem oder für einen Kranz gemacht!“ — Und Kranz und Krone haben ihr auch im Sarge nicht gefehlt!

Rufe ich mir in einem Bilde zurück, was sie gewesen ist, so steht sie als eine der größten Frauennaturen vor mir. Ihr Verstand war sehr klar, ihr Herz weich, ihre schöpferische Begabung unvergleichlich, die Kraft ihrer Natur, so geistig als physisch, gewaltig, und sie hatte alle Eigenschaften und alle Fehler einer solchen ungewöhnlichen Begabung. Ihrer Anerkennung alles Großen und Erhabenen stand ihre scharf betonte Verachtung des Gemeinen gegenüber, und ihr Freiheitssinn entsprang als Nothwendigkeit aus ihrem stolzen Kraftgefühl. Sie konnte hinreißen durch ihre Anmuth, und eben so plötzlich abstoßen durch irgend einen unerwarteten Ausbruch von Gewaltsamkeit. Wenn sie bisweilen in der Gesellschaft das Erhabenste in der Kunst dargestellt hatte, wenn sie wie eine Priesterin des Schönen und Großen dagestanden hatte, war es ihr möglich, gleich darauf durch irgend eine Ausgelassenheit, durch eine Posse den Kreis ihrer Hörer zu erschrecken und zu verletzen; weil man in dem Augenblick es vergaß, wie sie gerade in solchen tollen Uebergängen sich selbst und ihre schöpferische Kraft genoß, und wie sie in dem Bestreben sich von ihrer Extase herabzustimmen, nur zu leicht verleitet werden konnte, einen schreienden Gegensatz zu suchen.

Sie schrieb, sprach und erzählte meisterhaft. Es gelang ihr eben jede Art der schöpferischen Darstellung.

Hundert Tausende haben sie bewundert, Viele sie geliebt, viel Freunde ihren Werth erkannt, und es wird Wenige geben, die ihr Ende nicht erschüttert hat, die ihrer nicht als der größten deutschen Künstlerin in ihrem Fache, die ihrer nicht als einer der seltensten Frauen in treuer Erinnerung gedenken werden. Sie ist unersetzt geblieben und wird unvergessen bleiben, so lange es eine deutsche Bühne geben wird. Mögen die Blumen reich blühen und die Vögel ihre reinsten Melodien singen über ihrem kleinen Hügel!





Wilhelm Zahn.

Teplitz, 24. August 1871.

Das Zeitungslesen wird mit jedem weiteren Lebensjahre für den Menschen eine immer bedenklichere Sache. Kaum ein Blatt kann man in die Hand nehmen, ohne das Hingehen eines Lebensgenossen zu erfahren, ohne die traurige Gewißheit zu verstärken, daß man wieder um einen alten Freund, um einen werthen Bekannten ärmer geworden ist.

Vorige Woche war es der edle, treffliche Tomaso Gar, der gelehrte Direktor der Bibliothek in Venedig; heute ist es Wilhelm Zahn!

Seit mehr als dreißig Jahren hatte ich den guten Professor Zahn gekannt; und wer von allen denen hat ihn nicht gekannt, Heimische und Fremde, die sich seit einem Menschenalter in den künstlerischen, in den literarischen Kreisen, in den Familien des vornehmen Adels oder der reichen Kaufleute von Berlin bewegt haben?

Professor Zahn traf man überall; er war überall willkommen, füllte überall seinen Platz vortrefflich aus, und wußte sich bei seiner sehr bestimmten und ihm zustehenden Selbst-

schätzung durch die freundliche Bescheidenheit seiner äußeren Haltung überall beliebt zu machen, während er — namentlich in früheren Jahren — es zugleich sehr wohl verstand, die Menschen für seine Zwecke, und es waren gute Zwecke, die er verfolgte, dienstbar und fördersam zu machen.

Als ich Professor Zahn zu Ende der dreißiger Jahre im Hause der bekannten Hofräthin Herz zuerst begegnete, war er ein großer, stattlicher, etwas vierschrötiger Mann, mit einem jener geradlinigen, derben deutschen Gesichter, wie sie die Männer haben, welche in dem Bilde der Holbein'schen Madonna, anbetend zu deren Linken knieen. Er sah wie ein Uckermärker oder auch wie ein Westfale aus. Ich wußte nicht, wo er zu Hause war, denn sein Dialekt verrieth seine Heimat nicht. Er sprach rein und gut, sprach, wie die Meisten, welche gut sprechen, auch gern und abgesehen davon, daß er in jenen Tagen, in welchen das Reisen noch nicht etwas so Gewöhnliches war als jetzt, das Interesse einflößte, welches ein Vielgereister einflößte, gab die Aufgabe, der er sein ganzes Leben gewidmet und die er eben so treu als erfolgreich erfüllt hat: die Belebung unserer architektonischen Malerei und unseres ganzen Kunsthandwerks durch die architektonische Malerei und Kunst-Industrie der antiken Welt, ihm eine Bedeutung, die ihm um so bereitwilliger zugestanden wurde, als selbst Goethe sie mit warmem Lobe anerkannt hatte. — Auch hatte schon damals der Einfluß seines Wirkens auf unsere allgemeinen Kunstzustände angefangen, sich sehr entschieden geltend zu machen.

Er war jung nach Italien gegangen, um sich dort als Maler auszubilden; aber nachdem er die ersten pompejanischen Wandgemälde und die bis dahin in Pompeji und Herculanum

ausgegrabenen Kunstsachen kennen lernen, hatte er sein ganzes Streben und sein ganzes Interesse diesen Ausgrabungen, und sein künstlerisches Können dem Kopiren der Wandgemälde, der Vervielfältigung derselben durch den Farbendruck zugewendet, für den er schon auf der Akademie in Kassel wesentliche Verbesserungen erfunden hatte. Die Aufgabe, welche er sich damit gestellt, war ein großes, weitgreifendes, auf lange Jahre auszudehnendes Unternehmen, das sehr bedeutende Mittel in Anspruch nahm. Er selbst besaß diese Mittel nicht. Aber in Pompeji, zeichnend und malend, dann mit seinen Bildern herumreisend, wußte er Kunstfreunde und Regierungen für seine Zwecke zu gewinnen, und bis gegen das Ende der vierziger Jahre hin, war er bald in Italien bei seinen Ausgrabungen, bald in Deutschland, bald in England, um sich dann wieder in seine enge Junggesellen-Wohnung nach Berlin zurückzuziehen und dort zu vollenden, was uns Alle erfreute, was das allgemeine Kunstleben förderte, und den Geschlechtern nach uns noch lange zu Gute kommen wird.

Man muß sich der Zimmermalereien und der inneren Haus-Ausschmückungen erinnern, wie sie in unserer Jugend üblich waren: der grün, gelb, rosa getünchten Zimmer mit Blumenguirlanden an der oberen Wand und Fruchtstücken an der Decke, die aussahen, als könne man mit jeder dieser klobigen Blumen oder Früchte erschlagen werden; man muß sich an die Tapeten erinnern, auf denen von gemalten Gliederpuppen, in den unmöglichsten Stellungen und in den ungeheuerlichsten Farben, große Schlachten und Staatsaktionen ausgeführt wurden; man muß an jene sinnlosen Arabesken denken, deren sich wiederholende Vierecke und Schnörkel man

in seinen Kinderkrankheiten wer weiß wie oft an der Wand abgezählt, und dann muß man in eines der jetzigen ersten besten Berliner, ja, selbst kleinstädtischen Vermiethshäuser gehen, und die sinnige Zierlichkeit betrachten, mit welcher unsere gewöhnlichen Zimmer- und Hausmaler jetzt die Flure, Korridore, Treppengänge und Decken zu schmücken wissen, um vollauf zu begreifen, was Zahn mit diesen Arbeiten, allein auf diesem Gebiete, schon geleistet hat. Und eben so verhält es sich mit den Geräthschaften in Bronze, in Porzellan, und in vielen anderen Bereichen der jetzigen Kunst-Industrie.

Freilich, die große Ausgabe seiner Kopieen nach den Wandgemälden von Pompeji, deren einzelne Blätter im Farbendruck, wie ich sie auswendig schätze, wohl anderthalb Fuß und darüber hoch und verhältnißmäßg breit sind, und von denen jedes allein schon für sich ein Zimmerschmuck ist, wird nur in dem Besitz begüterter Leute oder öffentlicher Anstalten vollständig vorhanden sein; aber die Arabesken-Sammlungen, die in verschiedenen größeren und kleineren Ausgaben erschienen und viel verbreitet sind, haben eine völlige Umgestaltung in dem Kunsthandwerk bewirkt; und von den Verzierungen und Ausschmückungen der Paläste; bis hin zu der letzten Nähschule, in welcher Kinder ihr erstes Nadelkissen in Tapisserie nach getupftem Muster nähen, ist der Einfluß dieser Zahn'schen Vermittelung der alten Kunst mit unserem Leben, erfreulich zu beobachten gewesen.

Seine Ausgrabungen und seine Arbeiten waren sein ganzes Glück. Ob er damit viel gewann, ob er bemittelt oder unbemittelt war, das weiß ich nicht zu sagen, so lange ich ihn auch kannte und so oft und viel er unser Gast ge-

wesen ist. Er erwähnte dieser Dinge nicht, sprach selten nur von sich, und wie sein Streben ein ideales war, so war er auch in diesen Dingen ein Idealist.

Als ich ihn zum ersten Mal mit Stahr besuchte, es werden an zwanzig Jahre her sein, wohnte er in der Kurstraße Nr. 30, in einem alten, verfallenen Hause, in zwei „möblirten Zimmern", gegen deren fast ärmliche Trübe die leuchtenden Bilder der Galathea, der tanzenden Bacchanten u. s. w., die an den Wänden mit Nadeln befestigt waren, nur noch südlicher und strahlender erschienen. Es sah bei ihm recht wie bei einem Menschen aus, der so von einem Gedanken hingenommen ist, daß er auf seine Umgebung gar nicht achtet. Während er uns die großen Umrisse zu der Theaterprobe „aus dem Haus des Schauspielers in Pompeji" vorlegte und erklärte, brachte eine alte Magd in elendem Tragekorb ihm sein Essen von dem nahen Speisewirth. Wir wollten deshalb fortgehen, er litt es nicht.

„Das ist hier Alles nur so meine provisorische Existenz," sagte er, „dabei kommt denn schon Alles auf Eins heraus! Aber wenn Sie wieder einmal nach Italien gehen, müssen Sie in meinem Hause in Pompeji gute Maccaroni essen, denn ich habe ein eingerichtetes Haus in Pompeji und einen Menschen dort, der für mich arbeitet; und meine eigentlichen Sammlungen, das, was ich so selber zusammengebracht habe, die stehen in preußisch Minden bei meinem Bruder, der dort einen Gasthof hat. Da müssen Sie einmal mir zu Ehren hingehen, als meine Gäste in meines Bruders Haus. Es sind sehr hübsche Sachen dort! Dies hier Alles ist nur Kleinkram, Handwerkszeug, wie ich es hier eben brauche."

Ein Haus in Pompeji, Sammlungen in Minden! —

Das stach Alles gewaltig ab gegen die unbehagliche Umgebung, in welcher wir den Künstler fanden; aber die ganze gefällige Dienstfertigkeit des Mannes ging aus seinen Anerbietungen hervor, von denen Gebrauch zu machen wir leider die Gelegenheit nicht hatten. Das Haus in Pompeji, seine Sammlungen in Minden, eine Rückkehr nach Italien, das waren seine Lieblingsgedanken, und in späteren Jahren, als sein Lebensweg schon niederstieg, ist mir, wenn er immer wieder auf diese Dinge zu sprechen kam, oftmals das schöne Gedicht von Moritz Hartmann eingefallen, in welchem ein alter Rabiner seine Frau in Noth und Sorgen damit tröstet, daß die alte Messinglampe die sie besitzen, „von Gold sei" und daß man sie ja nur zu verkaufen brauche, um vollauf und in Freuden nach Herzenslust zu leben. Der rechte Idealismus ist ja die „goldene Lampe", in deren Scheine man das Freuen und das Hoffen nie verlernt.

Eben weil Zahn unverheirathet und ohne behagliche Häuslichkeit war, hatte er ein großes Bedürfniß nach Geselligkeit und jene Werthschätzung und Sorgfalt für dieselbe, die in der Aushäusigkeit und in der sogenannten Gesellschaft in unseren Tagen immer seltener wird. An einem Abende zu fehlen, an welchem in ihm befreundeten Familien regelmäßig Gäste empfangen wurden, sah er als eine Pflichtversäumniß an; und durch die langen Jahre, an welchen wir an den Montagsabenden unsere Freunde bei uns zu sehen pflegten, war er einer unser regelmäßigsten Gäste. Er ging dann von acht bis neun Uhr zu der nun auch schon verstorbenen, höchst originellen Gräfin Clotilde von Kalckreuth, die eben so wie wir, am Montag ihren festen Abend hatte, und kam um neun oder halb zehn Uhr noch zu uns, wo alle

unsere Freunde gewohnt waren, ihn mit seinem freundlichen Kopfnicken und mit seiner komischen Verbeugung, die weit mehr von dem altmodischen Knix eines Frauenzimmers als von dem Gruße eines Mannes hatte, um die bestimmte Stunde eintreten zu sehen.

Dabei hatte er, obschon er die halbe Welt kannte und an den inländischen wie an den Höfen des Auslandes viel herumgekommen war, ein großes Vergnügen an neuen Bekanntschaften. Die meisten jungen Italiener, die in Berlin studirten, waren ihm empfohlen, und er liebte es, sie einzuführen und vorzustellen. Er war auch einer der eifrigsten Aufrechthalter der sogenannten italienischen Gesellschaft in Berlin, eines Kreises von Personen, die allmonatlich ein Mal zu einem mäßigen Abendessen zusammenkamen, sich an italienischen Gerichten, italienischen Weinen und ihren gemeinsamen italienischen Erinnerungen zu erfreuen; und weil er so viel herumgereist war, konnte man ihn kaum mit Jemand bekannt machen, mit dem er es nicht leicht und schnell herausfand, daß man gemeinsame Bekannte habe und also bequem und rasch in der Unterhaltung Grund und Boden fassen könne. Sein Personengedächtniß war ungemein stark. Er kannte dazu die Lebensschicksale vieler von diesen Menschen, war oft weit mehr als man glaubte mit ihren geheimen Verhältnissen vertraut. Aber so oft er auch eine Unterhaltung mit der Frage anfing: „Haben Sie die Schicksale von Frau X, von Herrn Z gekannt?“ — nie habe ich von ihm irgend eine Indiskretion begehen hören; und nur, wenn man selber etwa in jene fremden Schicksale eingeweiht war konnte man an seinem leisen Kopfnicken und an seinen

Mienen merken, daß er mehr davon wisse, als er zu sagen für angemessen halte.

Daß er jemals von den Tagesereignissen, von den politischen Vorgängen gesprochen hätte, wüßte ich mich nicht zu erinnern — und ich habe ihn doch während des Jahres 1848 und in den späteren bewegten und bedeutenden Zeiten bis in dieses Frühjahr von 1871 hin, unzählige Male gesehen. Er lebte eben in Pompeji, in seiner Arbeit, hielt sich in der Gesellschaft zu denen, die sich am wenigsten mit den Vorgängen des Augenblicks beschäftigten. Er lebte in einer geistig engbegrenzten Welt und hatte sein Licht und seine Sonne unwandelbar für sich allein.

Einer der Sonnenstrahlen, die auf ihn gefallen waren und dessen Schein noch sein spätestes Alter erfreute, war die Anerkennung, welche er durch Goethe erhalten, und der bekannte Brief, den dieser an ihn gerichtet hatte. Der Brief war, wie alle Briefe aus Goethe's später Zeit, diktirt und und nur die Unterschrift war von Goethe's eigener, schöner, freier Handschrift. Zahn hatte den Brief, den er mit Recht als seinen Adelsbrief betrachtete, lithographiren lassen, trug Abdrücke desselben beständig bei sich, und pflegte einen neuen Bekannten nicht leicht aus der Unterhaltung zu entlassen, ohne von dieser Begegnung mit Goethe gesprochen und einen Abdruck des Briefes zum Geschenk dargeboten zu haben. Wir haben bisweilen gelächelt über diesen unvermeidlichen Brief — und doch war auch darin so viel Idealismus; und der Brief mit seinem geistreichen Inhalte und seiner festen Unterschrift machten doch einem Jeden Freude, der ihn von Zahn zuerst empfing.

Er schenkte, er erfreute überhaupt sehr gern. Es be-

durfte nur eines Wortes, ihn dahin zu bestimmen, daß er sich in einen Wagen setzte, um einer Gesellschaft die gewaltigen Mappen und Futterale zur Ansicht zu bringen, in denen er seine Arbeiten bewahrte, und selten verließ er dann den Kreis, ohne Dem und Jenem einige Blätter zum Andenken gelassen zu haben. Daß Zahn an sich selbst jemals einen Wagen zu seiner Bequemlichkeit gewendet hat, das bezweifle ich entschieden.

Neben Zahn hatte auch Professor Ternite Kopieen von pompejanischen Wandgemälden veröffentlicht, und es gab Kenner, welche diesen Ternite'schen Kopieen den Vorzug strengerer Treue vor den Zahn'schen zuerkennen wollten. Ich habe Beide gesehen, habe auch die pompejanischen Wandgemälde im Museo Borbonico zu Neapel wiederholt auf meinen italienischen Reisen gesehen und wieder gesehen, und möchte — ohne mir ein Urtheil als Fachkenner anzumaßen — dem Vorwurf wiedersprechen, daß Zahn die antiken Bilder nicht treu wiedergegeben hätte. Es ist mir vielmehr vorgekommen, als wären die beiden Kopisten nur von verschiedenen Grundsätzen ausgegangen, und das machte sich namentlich in Bezug auf die Farbe geltend. Die Kopieen der Wandgemälde von Ternite haben genau die Farbe, welche den pompejanischen Wandgemälden jetzt noch eigen ist, zweitausend Jahre nach ihrer Entstehung und nachdem sie aller Ungunst der Zeiten und der Zerstörung ausgesetzt gewesen sind. Sie sind auf diese Weise vortrefflich für die Erinnerung Desjenigen gemacht, der das Glück gehabt hat, die Originale selbst zu sehen. Zahn aber hat seinen Kopieen mit Absicht jene Farbenfrische wiedergegeben, die sie gehabt haben müssen, wenn die Gestalten nicht todt und fahl aussehen sollten unter einem Lichte und

einem Himmel, unter denen selbst der todte Stein von Farbe leuchtet; und Zahn's Kopieen sollten als belebende Vorbilder dienen in Ländern und in Zeiten, denen die Farbe ganz abhanden gekommen war.

Dieser Vorwurf der Untreue war einer von den Schmerzen des guten Professors Zahn, und es sah überhaupt aus, als hätte auf seinen letzten Lebensjahren ein Druck, eine Kümmerniß gelegen.

Er hatte vor etwa drei Jahren die Wohnung in der Kurstraße aufgegeben, die er durch eine lange Reihe von Jahren inne gehabt hatte, war in die Lindenstraße gezogen und hatte dort einen schweren Diebstahl erlitten. Man hatte die Stunden seiner Abwesenheit wahrgenommen, einen Einbruch verübt und ihm, wie er sagte, eine Anzahl werthvoller Münzen, goldener Medaillen und andere Werthgegenstände entwendet, ohne daß eine Spur der Thäter zu entdecken gewesen wäre. Das hatte einen erschütternden Eindruck auf ihn gemacht, hatte ihm das Gefühl der Sicherheit entzogen. Das Kriegsjahr, in welchem die Geselligkeit unterbrochen ward, hatte ihn in seinen Gewohnheiten gestört — und er hatte es eigentlich ungehörig gefunden, als er im verwichenen Herbste an einem Montag Abend um halb zehn Uhr zu uns kam und uns allein in unseren Zimmern fand.

Er konnte es nicht begreifen, daß die Sorge um die im Felde stehenden Angehörigen und Lieben uns damals die Lebenszuversicht nahm, die man haben muß, um weit hinaus vorwärts über sich und seine Zeit und seine Stimmung zu verfügen.

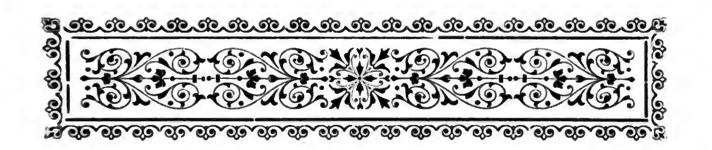
Vierundzwanzig Jahre hatten ihm, wie er es empfand, ein Anrecht darauf gegeben, den Montag Abend unter Be-

kannten seinen Thee bei uns zu trinken, und selbst die von uns ausgesprochene Hoffnung, daß wir in der Friedenszeit die alte liebe Gewohnheit wieder aufnehmen könnten, half ihm über die Verstimmung nicht fort — die einzige, die ich ihn jemals habe äußern sehen; denn er war gesellschaftlich einer der best erzogenen Menschen, die ich je gekannt.

Nun ist der Gute auch hingegangen! Aber seine schönen pompejanischen Gestalten schweben leuchtend an Tausenden von Wänden, in Häusern durch die ganze civilisirte Welt, und wie Mancher schüttet heute Morgen die Asche seiner Cigarre in die schöne erzene Becherschale mit dem Relief der Centauren ab, ohne daran zu denken, daß sie vielleicht eben um die Stunde den Mann zu Grabe tragen, nach dessen Zeichnungen diese pompejanische Vase Gemeingut vieler Kunstfreunde geworden ist.

Der Berliner Gesellschaft aber ist in Professor Zahn wieder einer der wenigen Ueberlebenden aus jener stillen Zeit entzogen, in welcher man den geselligen Verkehr noch als eine ethische Aufgabe und eine Kunst betrieb und ehrte, — eine Kunst, deren Uebung mehr und mehr unter dem hastenden und hetzenden Gewühl unserer Eisenbahnepoche verabsäumt wird und deren Pflegung wir doch nicht vernachlässigen dürfen, wenn wir nicht vor lauter Fortschritt an unseren besten und anmuthigsten Erholungen und Freuden Schaden leiden sollen.





Caroline Ungher-Sabatier.

(März 1877.)

Ich habe nie ein ergreifenderes Wort bei einer Todtenfeier gehört, als dasjenige, mit welchem ein katholischer Geistlicher einst an dem Sarge des in Preußens politischer Geschichte hervorragenden Präsidenten Waldeck seine Rede begann. Er sagte einfach: Das Leben, welches wir Benediktus Waldeck nannten, ist ausgelebt!

Auch das Leben, das wir mit Liebe, mit Verehrung und mit Bewunderung Caroline Ungher nannten, ist ausgelebt!

Ich habe Caroline nie auf der Bühne gesehen, muß es also Anderen überlassen, ihr als dramatischer Sängerin gerecht zu werden, und es leben gewiß noch Viele, denen sie als große Künstlerin in erhebender Erinnerung unvergessen sein wird. — Aber das war an ihr eben das Seltene, Schöne und Erfreuliche, daß sie nicht nur eine große Künstlerin, sondern zugleich eine so harmonisch durchgebildete, eine so edle und gute Frau war; daß sie bedeutend genug war, sich nicht nach ihren Bühnen-Triumphen zurück zu sehnen, so glänzend sie für die Frau gewesen sein mußten, von der

Rossini ausgesagt, sie besitze: l'ardeur du Sud, l'énergie du Nord, une poitrine de bronze, une voix d'argent et un talent d'or! — Sie vermochte in sich zu beruhen, und hatte ihr Glück gefunden in der Ehe mit ihrem Manne, dessen Bestrebungen, dessen Interessen mit den ihren zusammmenfielen und in denen sie Beide aufgingen.

Sie war in einem kleinen Ungarischen Städtchen geboren, in demselben gesegneten Jahre, dem auch die Schröder-Devrient und Henriette Sonntag entsprossen. Schon als halbes Kind hatte sie in Kirchenmusiken und Oratorien gesungen. Mit sechszehn Jahren war sie auf der Bühne in Cosi fan tutti erschienen, und nachdem sie eine Zeit lang mit der Sonntag zusammen — ich weiß nicht, ob in Prag oder Wien — gewirkt, war sie nach Italien gegangen, wohin sie auch von ihren verschiedenen Kunstreisen immer wieder zurückgekehrt war, weil sie der Liebling der Italiener geworden, die sie zu den ihren rechneten.

Als ich sie im Jahre 1845 in Florenz kennen lernte, war sie schon seit zwei Jahren von der Bühne abgegangen, und mit einem ebenso geistreichen als vielseitig gebildeten Süd-Franzosen, mit François Sabatier, verheirathet. Indeß die Erinnerung an ihren klassischen Gesang, an ihr großartiges Erfassen der tragischen Gestalten, an die Heiterkeit, die sie in andere ihrer Rollen zu legen gewußt, war in Berlin noch ebenso lebendig, als die Werthschätzung ihres Charakters. Als daher meine berliner Freunde, bedacht, mir für meine erste italienische Reise so viel Gutes als möglich zuzuwenden, mich mit Einführungsbriefen auszustatten unternahmen, befand sich unter denen, von welchen man mir das Beste versprechen zu können meinte, auch ein Brief an Caroline Sabatier-Ungher,

den Fräulein Alwine Fromman, die damalige Vorleserin der Prinzeß von Preußen, mir mitgegeben hatte.

Es war im Beginn des Herbstes als Dr. Tomaso Gar mich in Florenz zu ihr führte. Dr. Gar hatte seiner Studien wegen ein paar Jahre vorher einen längeren Aufenthalt in Berlin gemacht. Ich hatte ihn dort viel gesehen und war erfreut, ihn in Florenz wiederzufinden. Er war ein Tessiner, ein ausgezeichneter Gelehrter, ein geistreicher Schriftsteller, ein liebenswürdiger Mann; und ich habe ihn bei meinen späteren Italienischen Reisen zum Oefteren mit Freuden wiedergesehen. Aber auch er ist jetzt nicht mehr am Leben. Er starb vor mehreren Jahren als Bibliothekar der Bibliothek von S. Marco in Venedig.

Caroline wohnte damals, im Jahre 1845, da die Jahreszeit noch sehr warm war, nicht in dem palastartigen Hause, das Sabatier in der Stadt, in der Via dei Renaji besaß und in dem er gerade in jener Zeit viel bauen ließ, sondern in einer ihr persönlich gehörenden Villa Concezione, die auf der Straße gen Fiesole gelegen war. Man kam mir, um der Freunde willen, die mich gesandt und von meinen drei Erstlings-Romanen Günstiges berichtet hatten, mit großer Freundlichkeit entgegen, und der Eindruck, welchen Caroline und ihr Gatte auf mich machten, war rasch ein herzgewinnender.

Caroline stand damals in ihrem vierzigsten Jahre, aber sie sah weit jünger aus. Ohne ein schönes oder ein besonders bedeutendes Gesicht zu haben, denn die Formen desselben waren rundlich und klein und auch die hellblauen Augen waren nicht groß, machten ihre hohe und volle Gestalt, ihre edle Haltung und die ruhige Einfachheit ihres Behabens einen sehr edeln und gefälligen Eindruck. Man

sah, diese Frau mit ihrem schönen, hellbraunen Haar, mit dem typisch deutschen Gesichte, mit dem sanften, milden Ausdruck, beruhte sicher in sich selbst; und mir ist kaum jemals eine andere, so berühmte und gefeierte Bühnenkünstlerin vorgekommen, die so frei gewesen wäre von den verschiedenen Arten und Unarten, von all' den kleinen rückerinnernden Eitelkeiten, oder den zur Schau getragenen großen Manieren, welche Sängerinnen und Schauspielerinnen nur zu häufig in das Privatleben mit hinüber zu nehmen pflegen.

Caroline war bedeutend älter als ihr Gatte, aber da sie jung aussah, und er ein sehr ernsthafter Mann war — seine gedrungene Gestalt und sein charaktervoller Kopf mit dem dicken, krausen Haar und Bart, mahnten mich immer an den Nürnberger Peter Fischer — fiel der Altersunterschied zwischen ihnen um so weniger störend auf, als die große Lebhaftigkeit, mit welcher Beide an allem Geistigen Theil nahmen, zu einem ausgleichenden Elemente zwischen ihnen wurde.

Sabatier war in der Gegend von Montpellier zu Hause und hatte dort großen ländlichen Grundbesitz. Er war viel gereist, hatte sich länger in Deutschland aufgehalten, war mit unserer Sprache und Literatur ganz und gar vertraut, und hatte auf einer seiner Reisen die, damals in voller Blüthe ihrer Kraft stehende Sängerin gesehen, gehört, und nach längerer Werbung geheirathet; denn Caroline hatte, eben um der Altersverschiedenheit willen, ein gerechtes Bedenken getragen, Sabatiers Wünschen und ihrer eigenen Neigung Folge zu geben.

Nach den ersten Fragen um das Ergehen unserer gemeinsamen berliner Bekannten, befanden wir uns bald in

schönem offenen Verkehr. „Das ist auch ein Gutes an der Kunst," sagte Caroline, „daß sie zu einer Art von Freimaurerei zwischen denjenigen führt, die sie üben und lieben. Man hat, wenn man einem Menschen begegnet, der irgend eine schöne Kunst mit Ernst und Hingebung betreibt, gar nicht erst nöthig, nach all dem Woher und Wohin zu fragen, mit dem man sich in dem Leben anderer Leute mühsam zurechtfinden muß, um zu wissen, was man an ihnen etwa besitzen werde, und wie man sie zu nehmen habe. Unsereins weiß von einander, und wir wissen doch in der Regel auch, was Jeder im Wesentlichen gewollt hat und was er etwa noch erstrebt und will. Da kann man gleich miteinander ruhig darauf los verkehren und alle weiteren Enthüllungen getrost dem Zufall überlassen!"

Die Eheleute waren damals unlängst von einer großen Reise nach Griechenland und nach dem Orient zurückgekehrt, auf welcher Sabatier den ihm befreundeten Maler Papety mitgenommen hatte. Der junge, sehr talentvolle Künstler war gestorben. Seine kleine Tochter ward in Carolinens Hause erzogen und ist später die Gattin des, als Orientalisten und Historiker berühmten italienischen Senators und Ministers Michele Amari, und mir eine liebe Freundin geworden.

Von dieser Reise sprach Caroline damals viel und gern, während wir die trefflichen Zeichnungen und Aquarelle von Papety besahen und bewunderten. Aber auch von ihrer ruhm- und erfolgreichen Künstlerlaufbahn sprach sie mit Liebe, und mit noch größerer Liebe von ihrem Gatten. Und wie sie denn immer seines Lobes voll war, sagte sie bei einem meiner späteren Besuche einmal zu mir: „Ein Mann muß eine so große Natur und so bedeutend sein wie Sabatier,

wenn eine ältere Frau es vor sich verantworten darf, ihn zu heirathen, vorausgesetzt, daß sie sich die Position klar macht, in die sie sich für die Zukunft nothwendig dabei begiebt!"

Es lag ein stolzer Freimuth in ihrem ganzen Wesen, und doch war Alles, was sie that und sprach, und wie sie es that und sprach, durchaus einfach, formvoll und weiblich. Dabei besaß sie eine bei den Frauen seltene Eigenschaft: einen heiteren Humor. Sie erzählte mir einmal, wie sie durch diesen, und durch ihre Geistesgegenwart einst in Neapel eine Oper, die in den ersten Akten sehr kühl aufgenommen worden war, vor dem drohenden Fiasco gerettet und durchgehalten habe. Sie wie alle ihre Mitspielenden hatten während des ganzen Abends unter dem Druck gelitten, den das Mißfallen des Publikums an dem Werke über sie verbreitet. Den Beginn des letzten Aktes hatte sie mit einer langen Arie einzuleiten. In dem Augenblick aber, in welchem sie aus der Coulisse tritt, kommt von der anderen Seite die große Dogge des Regisseurs heraus und legt sich breit und gemächlich im Vordergrunde vor ihr nieder. Das Publikum lacht, aus der Coulisse pfeift der Regisseur dem Eindringling, ein Statist tritt hervor, ihn wegzubringen, aber der Hund rückt und rührt sich nicht. Da macht Caroline ihm einen tiefen Knix, „O lei o io?" sagt sie (Sie oder ich?), und das Haus bricht in lautes, schallendes Gelächter aus. Man bringt den Hund hinweg, die Stimmung des Publikums ist erheitert, Caroline erntet mit ihrer Arie rauschenden Beifall, die folgenden Scenen werden günstig aufgenommen und die Oper ist gerettet.

Ich kehrte nach dem ersten Abend noch ein paar Mal während meines florentinischen Aufenthaltes nach Villa Con-

cezione zurück und kam jedes Mal mit wachsender Theilnahme für ihre Besitzer, und mit dem wohlthuendsten, reinsten Eindruck aus derselben heim.

Das schöne Haus mit seinen weiten, kühlen, durch Vorhänge beschatteten Gemächern, aus denen man auf die breiten Terrassen des blumenreichen, in Wohlgeruch schwimmenden Gartens hinaustrat; die Aussicht, die man von dieser milden Höhe auf das schöne Thal genoß, die inhaltreichen Gespräche, die Sabatier beständig anzuregen wußte, weil der Sinn beider Gatten immer auf das Große und Ernsthafte gerichtet war, hatten etwas Bezauberndes und zugleich etwas Erhebendes. Es war immer eine gewählte Gesellschaft in dem Hause; und es gehörte mit zu dem Schönsten, was den Gästen geboten wurde, wenn Caroline sich herbeiließ, eins oder das andere der von ihr komponirten und gelegentlich auch von ihr gedichteten Lieder am Klavier zu singen; denn ihre Stimme war noch außerordentlich schön und ihr Vortrag meisterhaft. Als ich Florenz verließ, um nach Rom zu gehen, schieden wir mit Bedauern.

Von Rom aus schrieb ich an sie, ihr für ihre Gastfreundlichkeit zu danken. Sie antwortete mir mit den folgenden, für ihr Wesen und ihre Verhältnisse sehr bezeichnenden Zeilen:

„Liebstes Fräulein! wie herzlich mich Ihr lieber, lieber Brief erfreut hat, wollte ich Ihnen wohl sagen, wenn es nicht zu gewöhnlich wäre, daß man dies sagt, ohne es zu denken; obwohl Sie mir glauben können, daß ich ihn mit Hast geöffnet, zuerst durchflogen und endlich ihn gelesen habe, wie man nur mit Briefen von lieben Personen zu thun pflegt. Ich kann Ihnen nicht den gleichen geistigen

Genuß bieten, nicht die Frische, die Ihren Brief durchweht. Kaum finde ich in meiner Muttersprache noch die nöthigen Worte, meine Wünsche und Gefühle auszudrücken, so hat mich mein beständiger Aufenthalt in der Fremde zum Babylonischen Thurm gestempelt. Und Niemand wird endlich meine Sprache verstehen, wenn es so fortgeht. Wenn man Personen von geistigen Vorzügen schreibt, und vollends einer bekannten Schriftstellerin, so wird gewöhnlich recht überlegt, was man sagen soll, und einige Bogen Papier in Brouillons verkritzelt. Dies kann ich nicht! — Denn, wie Sie so wahr urtheilen, die Freiheit, welche ich Allem gebe, was mich umgiebt, ist mir selbst auch nöthig; und es wäre mir unmöglich, recht schön schreiben zu wollen, wo ich nur wahr und herzlich sein will. Nehmen Sie mich daher wie ich bin, springen Sie mit mir von einem Gegenstande zum andern, zürnen Sie mir nicht, wenn meine Feder ausgleitet, wenn ich Unterscheidungszeichen vergesse u. s. w. Aber ‚trauen' Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß Ihre kurze Erscheinung bey mir, eine der lichtesten meines Lebens war, und ich herzlich wünschte, Sie kämen wieder oder wir fänden uns sonst irgendwo, um uns mehr zu sehen; nicht, um uns kennen zu lernen, denn es scheint mir, als kennte ich Sie schon durch und durch, und Sie wüßten auch von mir, daß ich eben kein ganz böses Wesen bin.

Nach Konstantinopel gehen wir diesen Winter nicht, aber nach Rom komme ich auch schwerlich, obwohl es mich recht mächtig zieht. Wollen Sie denn unser schönes Arnothal nicht im Frühling wiedersehen?

Wenn Sie Frau von Goethe wieder sehen, so empfehlen Sie mich ihr ergebenst. Sie war in Weimar so freundlich

gut für uns, daß wir Ihr die dankbarste Erinnerung weihen. — Mein Mann hat für unsern Salon in der Stadt eine Scene malen lassen, wo Goethe im Vordergrund steht, hinter ihm Mephisto an einen Stuhl gelehnt, der lächelnd Faust und Grethchen betrachtet, die sich umarmen. Das Bild Goethe's ist sehr gut; lebensgroß. Die Kopie eines Portraits von Goethe, die mein Mann in Weimar durch die Güte der Frau von Goethe nehmen konnte, hat dem Bilde eine so sprechende Aehnlichkeit gegeben, daß ich glaube, es wird Jedermann, der ihn gekannt, überraschen.

Der ganze Salon ist recht gut gelungen. Dante, Goethe, Michel Angelo und Raphael bilden die Hauptpersonen an den vier Wänden; jeder mit einer Scene im Hintergrund analog wie die bei Goethe. — Molière, Shakespeare, Schiller, Tasso, Petrarka, Ariost, sind über den Thüren angebracht.

Wenn Sie uns wiederkommen, so werden Sie ihn schon fertig sehen, und sich harmonischer darin finden, als in einem mit Seide und Gold bronzirten Saal.

Leben Sie nun wohl, ich nehme Ihnen zu viel Zeit. Genießen Sie Rom, und wenn es Ihnen möglich ist, schreiben Sie mir, was Ihnen am meisten gefallen hat, und wo Sie am liebsten weilten. Viele Empfehlungen an Sie und Ihr Gesellschaftsfräulein von Gar. Mein Mann will, ich soll ihn noch für sein Unwohlsein entschuldigen.

Gott segne Sie. Bleiben Sie mir gewogen. Ihre Caroline Sabatier-Ungher."

Von Rom nach einem Jahre heimkehrend, fand ich Caroline nicht in Florenz. Sie lebte damals in Latour de Farges, dem französischen Landsitz ihres Gatten und erst im Jahre 1850 sah ich sie wieder, als wir Beide, Stahr und

ich, zu einem längeren Aufenthalte nach Paris gekommen waren.

Die Familie Sabatier hielt sich in jenem Herbst gleichfalls in Paris auf. Sie hatten ihren gewohnten Aufenthalt in Florenz in Folge der französischen Expedition gegen die römische Republik verlassen, da die Wirkung dieser Intervention des republikanischen Frankreichs auf die Italiener, Sabatiers Nationalgefühl, gegenüber seinem, für Italiens Einheit und Freiheit begeisterten Herzen, ins Gedränge gebracht hatte. Wir fanden sie in einer sehr bescheidenen Wohnung eingerichtet. Aber, umgeben von dem Luxus des Kunstschönen in ihren italienischen Häusern, oder in den kleinen Zimmern einer pariser Miethswohnung, sie waren überall dieselben an Einfachheit der Lebensweise, an Schlichtheit des Betragens, an Größe und Freiheit des Blicks, an steter werkthätiger Hülfsbereitschaft, wo es galt, ein Talent, einen tüchtigen Menschen, einen guten Zweck zu fördern. Das war aber bei ihnen nicht nur angeborene gütige Sinnesart, sondern Sache der Ueberzeugung; denn Sabatiers vielseitige Studien hatten ihn auch den sozialen Fragen zugeführt und ihn in jener Zeit zu einem Anhänger des Fourierismus gemacht. Gerade damals waren Maler und Bildhauer für ihn beschäftigt, eine Versinnbildlichung der Fourier'schen Theorie in Gemälden und Skulpturen auszuführen, welche er zur Ausschmückung seines florentiner Hauses zu verwenden dachte. Und wie er durch seine Aufträge jungen Künstlern die Gelegenheit darbot, sich zu zeigen, so habe ich Caroline nie gesehen, ohne daß sie mit Hingebung die Studien und die Laufbahn irgend einer jungen Musikerin oder Bühnenkünstlerin zu fördern bemüht war.

Damals, im Herbst von 1850, waren es die Klavierspielerin Wilhelmine Klaus und die Sängerin Emmy La Grua, mit deren Ausbildung Caroline sich beschäftigte, und ich erinnere mich noch mit Freuden eines Abends, an welchem die schöne achtzehnjährige Emmy La Grua, mit dem süditalienischen Kopfe und der prachtvollen Gestalt, in einfachem weißen Kleide, vor Meyerbeer und Adam die großen Scenen der Donna Anna und die große Arie aus Robert dem Teufel sang und spielte.

„Das soll eine Anfängerin sein?“ rief Meyerbeer voll Ueberraschung, „das ist eine eminente Künstlerin!“ und die La Grua hat den Ausruf wahr, und der Schule ihrer Meisterin die gebührende Ehre gemacht. Man mußte aber die Ungher sehen, wenn die Erfolge Anderer ihre Augen leuchten machten. Dann konnte man ermessen, was sie auf der Bühne einst gewesen sein mußte!

Sie empfing damals ihre Freunde und Bekannte in Paris an jedem Donnerstag des Abends, aber wir waren auch an manchem Mittag ihre Gäste; und wenn sie am Abend Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, Franzosen, italienische Flüchtlinge und deutsche Landsleute um sich gesehen hatte, unter welchen der liebenswürdige Moritz Hartmann, den wir zu ihr geführt, und Friedrich Szarvady fast niemals fehlten; wenn wir am Abend der Vorlesung einer von Sabatier meisterhaft gemachten Uebersetzung von Schillers Tell mit Genugthuung gefolgt waren, so hatte Caroline Mittags ihre Freude daran, es ihren deutschen Gästen heiter darzuthun, daß sie trotz ihrer „mondanen Künstlerlaufbahn eine deutsche Hausfrau geblieben sei, die ihren Gänsebraten wie in der Heimat auf den Tisch zu bringen wisse!“ Die Bewirthung

war immer die einfachste; indeß, man ging aus der Nähe dieser beiden Menschen niemals fort, ohne es lebhaft empfunden zu haben, was die Gesellschaft sein und gewähren kann, wenn man es in ihr auf etwas anderes absieht, als auf bloßen Zeitvertreib. Schon dieses Wort an sich, kennzeichnet und verurtheilt das sinnlose Verfahren. Und die Zeit ist so kostbar, ist dem Menschen so kurz bemessen. Wir blieben, nachdem wir Paris wieder verlassen, mit beiden Gatten in fortdauerndem Zusammenhang.

Bald nach unserer Verheirathung, im Februar von 1855, hatte ich ihr gemeldet, daß sie erfolgt sei. Der Brief hatte sie aber bei ihrem häufigen Ortswechsel nicht erreicht, und im Beginn des März schrieb sie mir von Latour de Farges, eben dem bei Montpellier gelegenen Landgut:

„Liebste Freundin! Ihr lieber Brief hat mich erst in Latour getroffen, wohin wir seit einem Monat gekehrt sind. Wir hatten den Winter in den Pyrenées orientales zugebracht, in einem Bade, wohin uns der Arzt, meines Mannes wegen, gewiesen. Dort wurde Franz krank und eine Stunde (welche Stunde!!) dachte ich in jedem Augenblick, ihn durch einen asthmatischen Anfall zu verlieren. Nachher ging uns der Winter gut vorüber und wir fühlten ihn nicht, denn schon im März waren in dem herrlichen Lande die Pfirsichbäume in voller Blüthe. Schließen Sie daraus auf das Klima! —

In Florenz hatte ich durch Gar erfahren, daß Sie endlich Ihr Ziel erreichen würden, oder erreicht hätten, und habe mich dessen herzlich gefreut. Gott gebe Ihnen Gesundheit, um die Fülle dieses Glückes ertragen zu können.

Unsere Plane sind für jetzt noch Etwas schwankend, es

müßte aber sonderbar zugehen, wenn wir uns nicht sollten treffen können, um so mehr, als Latour durch die Vollendung der Eisenbahn nur 15 Stunden von Paris entfernt liegt, und Sie uns wohl da suchen könnten, wenn Sie Paris zur Ausstellung besuchten, ohne uns dort zu finden.

Wir wollen auch einen Ausflug dahin machen, und auch nach London, wohin wir nicht kamen, und wo die Reste des Parthenon u. s. w. uns hinziehen. Der Winter soll dann zwischen Florenz und Venedig vertheilt werden. Indessen bleiben wir positiv bis zu Ende des Junius hier. Ich stecke in meiner Seidenzucht bis über den Kopf. Diese hat erst Anfang Junius ihr Ende, und deshalb werden wir vor Ende dieses Monats, Latour in keinem Fall verlassen. Vielleicht muß ich auch erst auf ein paar Wochen nach Vichy gehen.

Sie sehen, Liebe, daß wir au fond in derselben Lage sind wie das Publikum, welches eigentlich auch nicht recht weiß, was mit ihm geschieht — ob Krieg oder Frieden sein wird zum Herbst u. s. w.

Eins ist aber gewiß, daß wir Sie herzlich lieb haben und sehr zu sehen wünschen. Franz sehnt sich nach Stahrs Torso, hat ihn aber noch nicht erhalten. Ihre „Wandlungen“ machen mich ungeduldig auf das, was Sie uns wieder Neues geben werden — und unser Wiedersehen wird gewiß ein freudiges und unser Zusammensein wieder ein genußreiches sein.

Schreiben Sie mir also genau und schnell, was Sie thun; und sollten wir nicht nach Paris gehen, so versprechen Sie mir, uns in Latour zu besuchen. Gehen Sie nach Italien, so erwarten Sie uns dort; im September hoffen wir hinzukommen.

Franz grüßt Sie Beide herzlich. Unsere Pflegetochter Louise ist ein großes, talent- und herzvolles Mädchen geworden, das Ihnen gewiß gefallen wird. Sie ist unsere Freude und unser Stolz — denn wir haben sie allein erzogen, und ein tüchtiges Menschenkind aus ihr gemacht.

Zu meiner Freude hat sie eine wunderliebliche Stimme, und so würde Freund Adolph seine Gedichte*) von einer frischen Stimme singen hören. Die meinige erhält sich noch ziemlich und ich fühlte die Jahre nicht, wenn ich nicht im Spiegel bemerkte, wie schnell sie vorüberziehen.

Schreiben Sie mir also bald. Umarmen Sie Ihren lieben Mann für uns, und glauben Sie an meine innige Theilnahme an Ihrem Glücke. Ihre Caroline Sabatier.

Von Moritz Hartmann keine Nachricht."

Sabatiers hatten sich mit Hartmann auch befreundet. Er war für längere Zeit ihr Gast in Latour gewesen, hatte dort sein „Tagebuch aus Languedoc und der Provence" geschrieben, und als Caroline mir die Mittheilung über ihn machte, befand er sich in der Türkei, wo eine Krankheit in Folge schwerer Erkältung, ihn befallen hatte.

Ganz kurze Zeit nach dem obigen Briefe, schrieb die theure Frau mir, in der Absicht unser Begegnen festzustellen, noch einmal fast genau dasselbe. Sie erklärte mir, wie leicht wir mit dem Dampfschiff von Marseille nach Civita vechia gelangen könnten, dankte für irgend ein „Buch", das ich ihr geschickt haben muß, und fügt hinzu: auch mein Mann und Taillandier grüßen herzlich. Dem gebe ich das

*) Caroline hatte einige Lieder von Stahr komponirt.

Buch aber erst, wenn die Prozessionen des Sakraments in Montpellier vorüber sind. Schreiben Sie einmal der lieben Frau von Bock (Schröder-Devrient), so sagen Sie ihr, daß ich mit alter Freundschaft ihrer denke. Ich hoffe sie wird wie ich, eine passionirte Landwirthin werden — obwohl man freilich in einem liefländischen Dorfe eben keine Agaven vor dem Hause hat, wie ich hier — u. s. w.

Stahrs Wunsch die erste internationale Kunstausstellung in Paris zu sehen, hatte uns die italienische Reise aufgeben machen, und uns bestimmt, den Herbst in Paris zuzubringen. Auch unsere Freunde hatten sich dafür entschieden, und so waren wir, während der drei Monate, welche wir dort zubrachten, so viel als immer möglich zusammen; und eine Fülle bedeutender Erinnerungen, heiterster Scherze drängen sich mir in die Seele bei dem Gedanken an jene Zeit.

Die Gesellschaft im Hause von Sabatiers war im großen Sinne des Wortes eine Internationale. Man trachtete die Angehörigen der verschiedenen Volksstämme in ihren Eigenarten zu verstehen und zu würdigen; die Vielsprachigkeit gab dem Verkehr Farbe und Reiz, und der gütige und hohe Sinn des Hausherren und seiner Frau, glichen die Meinungsverschiedenheiten sofort aus, wenn sie einmal mit Schärfe auf einander zu stoßen drohten. Es war in den Tagen, in welchen man in den Arbeiterklubs noch das Lied singen hörte: Les peuples sont pour nous des frères!*)

Von ihrer Pflegetochter Louise Pappetti hatte Caroline nicht zuviel gesagt. Ihre Anmuth und künstlerische Bildung

*) Wir sind weit abgekommen von dieser Gesinnung und Bildung, seit der Racenhaß erfunden und zum Panier erhoben worden.

erhöhten den geselligen Reiz des Hauses, dessen Gast auch Michele Amari, der, beträchtlich älter als die liebliche Louise, wie erwähnt, sie später zur Frau gewann.

Mit dem Schluß der Ausstellung verließen wir im November, Paris und unsere Freunde, aber unser Lebensweg führte uns dann noch verschiedene Male zusammen. Wir begegneten einander in Dresden gegen das Ende der fünfziger Jahre, und trafen uns im Sommer von 1869 unerwartet in Karlsbad, wohin wir in raschem Entschlusse gegangen waren, unsern nun auch verstorbenen Freund, Dr. Bernhard Wolff, den Gründer der National-Zeitung, auf seine Einladung für einige Tage zu besuchen. Da Karlsbad uns aber gefallen, da wir viel gute Freunde dort vorgefunden hatten und Herren unseres Willens waren, hatten wir uns dann eine Wohnung genommen und uns, ohne einer Kur bedürftig zu sein, dort für einige Wochen festgesetzt; und bei einem unserer ersten Ausgänge, waren wir Carolinen begegnet.

Sie war damals bereits in der Mitte ihrer sechsziger Jahre, aber in ihrer äußern Erscheinung, in ihrem ganzen Wesen so völlig unverändert, als hätten die Zeit und die mancherlei schweren und ernsten Erfahrungen, die auch ihrem Leben nicht erspart geblieben waren, gar keinen Einfluß auf sie gehabt. Sie sah aus wie eine Frau in den Vierzigern; und auch in Karlsbad hatte sie wieder sich zur Lehrerin eines begabten Mädchens gemacht. Sie hatte wieder die lebhafteste Freude an der Entwicklung und an den Erfolgen ihrer Schülerin Anna Regan, und wie lange sie auch in romanischen Ländern gelebt hatte, war sie der deutschen Heimat doch von Herzen zu eigen geblieben. Da sie rüstig zu Fuß, gesellig

und bequemlebig wie wenig Andere war, lebte es sich im Freien mit ihr ganz vortrefflich; und als wir dann von Karlsbad schieden, geschah es in der Erwartung, uns im kommenden Jahre dort wieder zusammen zu finden, weil es uns lieb geworden war, und wir dort auf das Wiederfinden vieler Freunde rechnen zu können meinten.

Im Winter schrieb Caroline mir einmal, sie habe sich meinen Wahlspruch „Nicht müde werden“ auf einen Ring graviren lassen, denn es sei unausgesprochen lebenslang auch der ihrige gewesen; und im Juni von 1870 erhielt ich einen kleinen Brief von ihr aus Wien, des Inhalts:

„Das würden Sie wohl kaum errathen oder gedacht haben, theure Frau, daß Sie die Antwort auf Ihren lieben Brief, von mir aus Wien bekommen würden? Ich bin seit einigen Tagen hier; und das auf einer Reise nach Ungarn, um die Vaterstadt meines Vaters und die wenigen Verwandten kennen zu lernen, die mir dort noch leben. Es ist eine Art Pilgrimsfahrt meines Herzens, seit Jahren gewünscht. Mein Mann hat mich vorausgeschickt, und wir finden uns in Karlsbad im Juli wieder. Hoffentlich kommen Sie auch dahin, denn es hat Ihnen dort gefallen, und Sie haben mir Aussicht dazu gemacht. Es freut mich für Sie und uns, daß Sie so lebens- und arbeitsfrisch sind und Ihr lieber Mann auch. Das giebt nicht nur ein glückliches, sondern auch ein nützliches und für Andere ersprießliches Beisammensein; und was können wir Besseres im Leben wünschen! Leider kann ich Moritz Hartmann nicht sehen, man sagte mir, er sei zu leidend, um zu empfangen! Aber Sie kommen nach Karlsbad! Also auf baldiges Wiedersehen

hoffe ich — nicht wahr? Ihre alte Freundin Caroline Sabatier-Ungher."

Es kam für uns zu dieser Reise nicht. Der Ausbruch des Krieges hielt uns in der Heimat fest. Ich habe Caroline Ungher nicht wieder gesehen, und gar Viele von denen, mit welchen wir im Jahre 1869 in den schattigen Gängen des lieblichen Karlsbad fröhliche Stunden genossen, sind im Schooß der Erde still gebettet. Die Geschlechter der Menschen ziehen rasch vorüber, sind rasch dem Untergang verfallen.

Aber Carolinens farbiges Daguerreotypbild steht noch vor mir, das sie mir einstmals gab. Es sieht mich mit den ernsten Augen freundlich an, und die Rose, welche sie leicht und spielend in der Hand hält, ist recht ihr eigenes Sinnbild; denn wie der Duft der Rose ihr über die Tage des Blühens noch lange zu eigen bleibt, so waren der edeln Frau der Geist, die Güte und die schöne Anmuth ihrer jungen Jahre, ihren Freunden zur Erquickung eigen geblieben „durch ihr ganzes Leben", wie es in dem kleinen Liede von Chopin heißt, das wir einst von ihr selber singen hörten in Paris.

Und auch die Freundschaft mit ihrem Gatten und ihrer Pflegetochter ist uns geblieben für und für, wie die Erinnerung an sie. — Fortgeerbte Freundschaft aber, ist ein kostbarer Besitz, alte Freundschaft etwas Heiliges, und unser Leben ist auch damit gesegnet gewesen. Wir sind treue Freunde gewesen und haben treue Freundschaft gefunden für und für.

Nachschrift.

Ich habe gute Stunden verlebt mit Louise Amari, die mir 1878 und 80 ihre Kinder zugeführt in Rom, und

die treffliche, welt- und lebenserfahrene Frau, mit Freuden schalten und walten gesehen an ihres greisen, berühmten Mannes Seite, in dem stillen Hause auf der Piazza del Esquilino; und als im Sommer von 1885 in Ragaz ein Mann raschen Schrittes mir entgegenkam, das mächtige Haupt von reichem, grauem Haar umwallt, die feurigen dunkeln Augen fest auf mich gerichtet, mir seine beiden Hände reichend, da habe ich mit bewegtem Herzen Franz Sabatier wieder einmal vor mir gesehen, und in ihm ganz und gar den alten, hochgesinnten Mann, den treuen Freund wiedergefunden, der er uns immer gewesen war.

Zwischen Frankreich und Italien seine Zeit eintheilend, war er, wie er es scherzend nannte, in Latour ein wirklicher Landwirth und Weinbauer geblieben, in Rom zu einem guten Großvater von Louisens Kindern geworden, und daneben doch seinen geistigen Bestrebungen treu zugewendet. So hatte er auch die vor Jahren begonnene Uebersetzung von Goethe's Faust, in den Rhythmen des Originals beendet, von der er uns, mir und ein paar Freunden von mir, an einem Nachmittage Bruchstücke vorgelesen hat.

Und mit den, der Erinnerung geweihten vier letzten Versen seiner Uebersetzung „der Widmung" zum Faust, will ich es beschließen, dies Erinnerungsblatt an Caroline!

Mon corps frissonne, et pleurs et larmes me viennent,
Mon coeur rigide fond et s'amollit;
Ce que je tiens, je vois comme à distance,
Ce qui n'est plus à pour moi existence.





Der Abbé von Lamenais.

1884.

Wie man gelegentlich sein Portrait-Album durchblättert, und sinnend auf den wohlbekannten Zügen verweilt, bei deren Anblick eine Fülle von Erinnerungen in uns wach werden, die das rasch bewegte Leben in seinem täglichen Verlaufe nicht aufkommen läßt, so ging es mir heute.

Als ich an den Hingang von Hortense Cornu denkend, eines meiner Tageshefte in die Hand nahm, indem ich viel von und mit ihr Erlebtes aufbewahrt, blieb mein Auge plötzlich an den Worten haften: „gestern bei Lamenais“. Auch dies Gestern ist schon lange her. Es war ein: „Heut“ bei meinem zweiten Aufenthalte in Paris, im Jahre 1850 der mir eine ganze Reihe von bedeutenden Menschen entgegen und mich ihnen mehr oder weniger nahe gebracht hat.

Mazzini, den ich in London, wenig Wochen nach meiner Ankunft hatte kennen lernen, und den ich dann später mehrfach in Gesellschaft und auch bei mir gesehen, hatte mir, als ich nach Paris ging, außer einem Briefe an George Sand, einen mir sehr geneigten Brief an Lamenais, und einen

dritten, an die Frau eines französischen Advokaten, Frau Bardonnay Narcy mitgegeben, in derem Hause Lamenais viel verkehrte. Sie war eine Engländerin, die Schwester jener Freundin Mazzini's Mrs. Hawks, nach deren meisterhafter Zeichnung, der schöne Kupferstich, das beste Bild von Mazzini gemacht ist. Er schenkte es mir mit seiner Unterschrift, als ich London verließ. Es schmückt noch heut mein Zimmer.

„Sie werden Lamenais zugänglich finden! Er ist mittheilsam, und Sie werden ihm sympathisch sein. Er ist nicht nur ein großer, edler Charakter, er ist auch äußerst liebenswürdig!" hatte Mazzini mir gesagt.

Ein Landsmann, dem ich in London von dieser Empfehlung an Lamenais gesprochen, meinte, er halte von Lamenais nicht viel. Er habe überhaupt ein Widerstreben gegen Menschen, die wie Lamenais von einem Aeußersten zum andern übergehen, denn die wahre Bedeutung eines Menschen liege doch in seiner Charakterfestigkeit und Beharrlichkeit.

„Auch wenn man seines Irrthums inne geworden ist?" wendete ich ein.

„Wer sich gewöhnt, sein Schwanken als bessere Erkenntniß, und seine Schwäche sich als ein Verdienst auszulegen, ist auf einem gefährlichen Wege, auf dem ein selbstgewisser, konsequenter Mann ihm nicht folgen mag!" erhielt ich zur Antwort.

Dem Ausspruch wagte ich nicht entgegen zu treten, da der, der ihn gethan, sein Festhalten an seinen Meinungen im Exile darthat. Aber ich stimmte ihm nicht bei. Ich fühlte mich grade angezogen von Lamenais, weil er den Muth seiner Meinung hatte, den auch er bewährt in den Verfolgungen, welchen er ebenfalls ausgesetzt worden war; und

an die Unwandelbarkeit des Menschen glaubte ich auch damals schon nicht mehr. Was kann unwandelbar sein in einer Welt, die schon der griechische Weltweise mit den Worten gekennzeichnet, daß, „Alles fließt“ und in welchen das Werden, das Vergehen und immer wieder Wiederwerden, sich zu unserm Bewundern und Verzagen unter unsern Augen an jedem Tage neu vollziehen?

Wenn ich im Leben Menschen begegnet bin, die an dem Festhalten — oder Hängenbleiben — an den Erinnerungen einer unglücklichen ersten Liebe ihren Ruhm gesucht, gleichviel in welchem Alter diese Liebeserfahrung ihnen geworden, habe ich in ihnen eigentlich meist nur eigensinnige Köpfe oder Naturen von geringer Liebesfähigkeit, in beiden Fällen unfruchtbare Naturen gefunden; und wie mit dem Festhalten an der einen Liebe, verhält es sich vielfach auch mit dem Festhalten an den Meinungen, unter deren Einfluß man geboren und erzogen worden ist. Es liegt aber für Viele etwas Verführerisches darin, sich dem Wandelbaren als ein Unwandelbarer, als ein Fels in der Brandung des Meeres gegenüberzustellen, sich dadurch den Andern überlegen zu glauben — und ich habe an einem der edelsten und bedeutendsten Männer es zu beobachten gehabt, wie weit er, in dem absichtlichen Festhalten seiner Meinung, nachdem alle Verhältnisse sich geändert, unter denen er sich jene Meinung gebildet, nicht nur von seinen ihm einst gleichgesinnten Freunden, sondern von sich selber abgekommen, und in Gemeinschaften hineingedrängt worden war, mit denen er im Tiefsten seines Wesens nichts Gemeinsames haben konnte.

Ich ging mit offnem Herzen an die Bekanntschaft mit Lamenais heran, nachdem ich vorher Frau Bardonnay aufge-

sucht. Sie hatte mir an dem Tage den Rath ertheilt, für das Erste den Besuch bei Lamenais noch hinauszuschieben, da er im Augenblicke leidend sei. Als ich dann seine Herstellung erfuhr, hatte ich ihm in meinem besten Französisch, das ich damit aber keineswegs als ein mustergültiges bezeichnen will, geschrieben, bei ihm anfragend, ob er mich empfangen, mir erlauben wolle, ihm Stahr vorzustellen, und ihn um Angabe der Stunde gebeten, in welcher wir ihm gelegen kommen würden.

Er antwortete — das Blatt liegt vor mir — Je serai heureux de voir Madlle. Lewald et Monsieur Stahr. S'ils veulent bien prendre la peine de venir jusque chez moi Rue de Milan 3, ils seront surs de me trouver mardi prochain de 2—4 heures. Lamenais. Dimanche 15. September.

Es war die feinste, bestimmteste Handschrift; klein und fest. Man dachte vor derselben unwillkürlich an den Ton der Stimme, mit welcher diese Worte gesprochen werden mußten; und in der That war die Schrift wieder einmal bezeichnend für das Wesen des, der sie geschrieben. Denn wie man auch über den bestimmenden Einfluß des einstigen Schreibunterrichts denken mag, der Charakter des Menschen gestaltet allmälig seine Schrift um und giebt ihr sein Gepräge.

Madame Bardonnay hatte uns von Lamenais' Verhältnissen in einer Weise gesprochen, die uns vermuthen machen, daß sie beschränkt sein müßten, was freilich ein relativer Begriff ist. So fanden wir ihn denn nach unsern bescheidenen Ansprüchen über unser Erwarten behaglich eingerichtet, wenn man sich nach der stattlichen Wohnung, die er inne hatte, ein Urtheil bilden durfte.

Eine ältere Frau der dienenden Klasse öffnete uns die Thür und ging uns melden, „weil der Diener im Augenblick nicht zur Hand sei". Das erste Zimmer, in dem sie uns warten ließ, war offenbar, wie häufig in Paris, zugleich das Speisezimmer. Es war an allen Wänden mit stark nachgedunkelten alten, nicht eben werthvollen Oelbildern behängt, machte aber einen guten Eindruck. Wir hatten jedoch kaum Zeit uns umzusehen, denn wir wurden sofort durch ein zweites in ein drittes Zimmer geführt, von dessen entgegengesetzter Seite der Abbé hereintrat.

Er war damals ein Mann von 68 Jahren. Eine kleine, magere, etwas gebückte Gestalt, ein schmaler Kopf mit schwarzem, glatt anliegendem, grau durchmischtem Haar. Er hatte eine jener feinen Physiognomien, wie sie vorwiegend dem achtzehnten Jahrhundert angehören. Alles in dem Gesichte war scharf zugespitzt: die lange, schmale Nase, die feinen Lippen, das etwas schwache Kinn; aber über dies Alles leuchteten der feste forschende Blick des meist gesenkten Auges, und die schmale Denkerstirne hell hervor. Wo man ihm auch begegnet, wäre dieses Antlitz aufgefallen, hätte es das Auge des Betrachters an sich festgehalten.

Er trug eine Art von losem Hausrock, darunter eine wunderlich altmodische gelbe Weste mit rothen Pünktchen, wie ich sie nur in meiner Kindheit an einem Großonkel gesehen hatte, und wie sie jetzt nur noch an alten Magistern auf der Bühne bisweilen zum Vorschein kommt.

„Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihren Brief nicht, wie ich gern gewollt, mit einem Besuch erwidert," sagte er, nachdem er uns willkommen geheißen, „und sehen Sie es mir nach, daß ich Sie im Hausrock empfange. Ich bin ein alter

Mann und im Alter muß man seinen Körper hören! Da ich aus Ihrem Briefe ersehen, daß Sie hoch wohnen in Ihrer Pension, mußte ich von vornherein davon abstehen, zu Ihnen zu kommen."

Er nöthigte mich, auf dem Sopha Platz zu nehmen, setzte sich an meine Seite, Stahr uns gegenüber. Seine ersten Erkundigungen galten uns. Von mir wußte er natürlich gar nichts, als was Mazzini ihm über mich geschrieben, Frau Bardonnay ihm über uns erzählt. Von Stahr's aristotelischen Arbeiten hatte er Kenntniß. Wir fertigten uns und unser Thun und Schaffen so rasch als möglich ab, und mir fiel, da ich ihn länger ansah, seine Aehnlichkeit mit Börne auf, nur daß Lamenais beträchtlich älter war, als ich Börne gekannt; und ich ging dann daran, ihm meine kleine mündliche Bestellung von Mazzini auszurichten, die sich auf eine Uebersetzung irgend einer Lamenais'schen Arbeit in das Italienische bezog. George Sand hatte eben in der Zeit Mazzini's „Ueber die Monarchie und die Republik" in das Französische übertragen, und wie der Name Mazzini's genannt worden war, während mich noch die Aehnlichkeit Lamenais' mit Börne beschäftigte, machte der Abbé die Bemerkung, daß Stahr eine große Aehnlichkeit mit Mazzini habe, so daß er ihm wie ein Bekannter erscheine.

Das war richtig; denn diese Aehnlichkeit war mir und dem trefflichen Maler Rudolf Lehmann, der in verschiedenen Zeiten zwei Zeichnungen von Stahr gemacht, in London ebenfalls aufgefallen, und sie hat uns sechszehn Jahre später in Genua ein paar freundliche Erlebnisse eingetragen. —

An jenem Morgen aber blieb die Unterhaltung fast ausschließlich an Mazzini's Werk, an der Schwierigkeit alles

Uebersetzens, und namentlich an dem Uebersetzen des Französischen haften, das durch seine hundertjährige akademische Regelung, einer freieren, durch die Wandlung des geistigen Lebens häufig gebotenen Behandlung, der Sprache enge Schranken ziehe.

Lamenais sprach, wie Alexander von Humboldt, fast unausgesetzt, in der richtigen Vorstellung, daß er damit seinem Gaste etwas Erfreuendes, eine Gunst gewähre. Es war wie ein Vortrag über den französischen Stil und dessen beginnende Umgestaltung durch die französischen Romantiker. Ab und zu fragte er Stahr um das Wesen der romantischen Schule in Deutschland, von der er wohl reden hören, ohne etwas Bestimmtes von ihr zu wissen; denn er hatte auf gut französisch über die Zustände des Auslandes, so weit sie sich nicht auf den Katholizismus und das Papstthum bezogen, keine sehr klaren Vorstellungen; aber er sprach vortrefflich, sowohl dem Gehalt als dem Ausdruck nach. Es war eine Lust, ihm zuzuhören.

Dabei konnte man in ihm in keinem Augenblicke den katholischen Geistlichen vergessen. Die gemessene Art, in welcher er seinen Kopf von Einem zu dem Andern wendete, die Weise, in der er die Worte mit leisen Bewegungen des Zeigefingers begleitete, und selbst die Manier, in welcher er die Tabaksdose handhabte, hatte ich von Nord- bis Süditalien viel hundertmal gesehen. Er schnupfte sehr stark, und das Oeffnen und das leise Zuklappen der Dose wurde, da es sich immer wiederholte, gleichsam zu einer rhythmischen Begleitung der Rede.

Lamenais äußerte seine Genugthuung darüber, daß man, wie er erfahren, seinen Arbeiten und seiner Wirksam-

keit in Deutschland Beachtung schenke, und gedachte Börne's mit warmer Verehrung, der seiner Zeit die paroles d'un croyant in das Deutsche übersetzt. Ob er Börne persönlich gekannt, entsinne ich mich nicht von ihm gehört zu haben, doch ist die Wahrscheinlichkeit dafür. — Weniger günstig beurtheilt er Heine. Als Dichter konnte er ihm natürlich nicht gerecht werden, da er des Deutschen nicht mächtig, und die Uebersetzungen der Heine'schen Gedichte geradezu albern waren. Was er gegen Heine als Menschen einwendete, war nicht abzuweisen. Er nannte ihn jedes sittlichen Ernstes bar, und ohne Glauben an irgend Etwas als an seinen eigenen Geist. Das hatten wir zuzugeben, wenn wir auch hervorhoben, was sich zu seinen Gunsten sagen ließ, was selbst Stahr allmälig milder über Heine urtheilen machten, und ihm seine lebhafte Theilnahme zugewendet hatte.

Als wir uns verabschiedeten, fragte Lamenais Stahr, ob dieser seine neueste Arbeit kenne: de la société première et de ses lois, ou de la religion! Als Stahr es verneinte, machte es Lamenais ihm zum Geschenk.

Die Arbeit war im hohen Grade anziehend. Stahr fand den Weg, welchen Lamenais von seinen ersten Arbeiten bis zu dieser Vertretung einer reinen Vernunftreligion zurückgelegt, ungemein groß. Er hob es dabei rühmend hervor, wie der Stil Lamenais' sich aus seiner früheren romantisch-mystischen Ueberschwänglichkeit immer mehr zu der Klarheit durchgearbeitet, die jetzt auch seine Sprache so edel macht.

Mich, die außer den paroles d'un croyant von Lamenais' Arbeiten nichts kannte als die Anführungen, die Paul Louis Courrier, in seinen Schriften gegen Lamenais, gemacht, mich überraschte in dieser neuen Arbeit der Satz über das Priester-



Theodor Döring.

1878.

In der Zeitung stand es: Theodor Döring ist gestorben! Ich las es, las es wieder, ich glaubte es eigentlich nicht. Freilich, er war fünfundsiebenzig Jahre alt. Aber daß diese urkräftige Natur von der Erde scheiden könne, ohne mindestens neunzig Jahre auf ihr verweilt zu haben, daran hatte ich nie gedacht. Und er lebte so gern! Er genoß, das Dasein, sein von den Zeitgenossen geliebtes und geehrtes Dasein, mit so großem Behagen; er war sich seiner Kraft mit so viel Freude auch im Alter noch bewußt!

„Sehen Sie," sagte er vor ein paar Jahren einmal zu mir, während er sich mit der Hand auf den Nacken klopfte, „keine Falte, gar kein Vergang," und sich mit spielender Bewegung durch das noch völlig braune Haar fahrend, während er sich zu Stahr wandte, dessen älterer und ältester Jugendgespiele er gewesen war, setzte er hinzu: „Sieh mal, Adolf, Alles echt! Ein bischen gebrannt, aber Alles echt! Alles echt! Ich sage Dir, gar nicht mit uns zu vergleichen, die jetzige Generation!"

Konnte man von einem Bühnenkünstler sagen, daß er ein geborener Schauspieler sei, so war's von Döring. Die Natur schien ihn recht eigens mit Liebe für seinen Beruf ausgestattet zu haben. Eine mehr als mittelgroße, sehr wohlgebaute Gestalt, die majestätisch erscheinen konnte, wenn sie den ausdrucksvollen Kopf erhob und das Auge unter der geistvollen hohen Stirn frei emporblicken ließ; eine mächtige Stimme voll schönen Klanges, und daneben eine Beweglichkeit der Glieder, des Mienenspiels und des Organs, die sich jeder seiner Absichten fügsam zeigte, so daß in jedem gegebenen Falle sein Wollen und sein Vollbringen mit jener Leichtigkeit und Sicherheit zusammenfielen, mit welcher eine geübte Hand das klar gedachte Wort ohne Weiteres auf das Papier hinwirft.

Durch und durch genial, erfaßte er die Gestalten der Dichtung wie das Wesen der lebenden Menschen mit blitzschnellem Erkennen; und erkennen hieß für ihn auch sofort „lebig machen", plastisch gestalten und zur Erscheinung bringen. Von ihm konnte man recht eigentlich sagen:

Dir gab ein Gott in holder, steter Kraft
Zu deiner Kunst die ew'ge Leidenschaft.

Er mußte immer darstellen, spielen, so daß er sogar, ohne es besonders zu beabsichtigen, im täglichen Leben sich selber unablässig darstellte und spielte. Man hatte, wenn man mit ihm verkehrte, ihn in jedem Augenblicke voll und ganz, denn er war seiner und seiner Bedeutung sehr gewiß; und daneben empfing man zugleich das von dem liebenswürdigsten Humor beleuchtete Bild von ihm, in welchem er selber sich gerade gefiel.

Als ich ihn zuerst auf der Bühne sah, stand er auf der

Höhe des Lebens und in seiner vollen Kraft und Meisterschaft. Ich meine, es muß um 1846, 47 gewesen sein. Er war damals noch nicht lange in Berlin als festes Mitglied des königlichen Theaters angestellt, wohin er auf persönlichen Wunsch Friedrich Wilhelms IV. berufen worden war, der ihn bei einem Besuch in Hannover im Lustspiel hatte spielen sehen. Indeß, wie schöpferisch er sich in dem Lustspiel auch nach jedem Bereiche hin erwies, war damals sein Sinn doch noch mit Vorliebe auf die ernsten Charakterrollen und auf das große Trauerspiel gerichtet, und wir haben oftmals von ihm gehört, wie schmerzlich es ihm war, wenn er dazu genöthigt wurde, in komischen Partien aufzutreten und zu des Königs Belustigung den Kommissionsrath Frosch zu spielen, während er das größte Verlangen trug, seine Kraft als Richard der Dritte zu versuchen, den er immer als diejenige Gestalt bezeichnete, in welcher der Schauspieler es am besten bethätigen könne, in wie weit er Shakespeare gewachsen, und fähig sei, die gewagteste Charakterzeichnung plastisch glaubwürdig zu machen. Ich habe ihn den Richard in Berlin, so viel ich weiß, nie darstellen sehen. Ich habe ihn jedoch zu verschiedenen Malen einzelne Scenen aus dem Richard in seinem Zimmer sprechen hören — was bei Döring mit Spielen und Darstellen Eins war — und ich muß sagen, daß keiner der Künstler, die ich in der Rolle gesehen habe, namentlich in der Werbungsscene, ihm gleich kam; daß keiner so wie er, die sich schlangenhaft einschmeichelnde Verführung mit einem solchen Selbstgenuß seiner Ueberlegenheit über das schwache Weib, zur Anschauung zu bringen und glaubwürdig zu machen verstanden hat.

Wer ihn als Bankier Müller gesehen hat, wenn er in

gekränkter Vaterliebe, den Brief der Tochter in der Hand, die Frage aufwarf: „Sehe ich aus wie ein Schicksal?“ und dann mit schmunzelndem Lächeln, auf die wohlgefüllte Tasche klopfend, seinem künftigen Schwiegersohne versicherte: „Sie sollen kennen lernen mein Gemüth!“ — wer ihn als Piepenbrink in den Journalisten, als Kutscher in den Dienstboten gesehen hat — wer ihn den Mohren in Fiesco, den Banditen in Emilia Galotti darstellen sehen, wird ihn schwerlich vergessen. Sein Fallstaff, sein Polonius, sein Malvolio sind zu Typen geworden. Er hatte auch als Mephisto sehr große und eigenartige Momente. Er war als Carlos im Clavigo vortrefflich; obschon mir in dieser letzteren Rolle Seidelmann ihm überlegen, und Davison als Mephisto mir in seiner eisigen Kälte, der Absicht Goethe's entsprechender als Döring schien, dessen Gemüthstiefe immer eine Art von Mitleid mit dem „unschuldigen Ding“ durchblicken ließ. Aber wenn ich mich seiner in all seiner Meisterschaft erinnern will, so stelle ich ihn mir in der milden, abgeklärten Ruhe des Nathan, in der herzgekränkten Grausamkeit des Shylock, und endlich in der phantastischen, wilden Erhabenheit des Lear vor, in welcher Rolle er in meiner Erinnerung wie eine große Offenbarung fortlebt.

Es war, wenn ich mich nicht irre, etwa um 1864, als er es durchsetzte, den Lear zu spielen. Er lag damals in seinem Verhältnisse zum Theater, so hoch man ihn hielt, nicht auf Rosen. Er hatte mit allerlei Intriguen zu kämpfen, gegen die seine gute und grundehrliche Natur ohne jede Waffe war, und es kamen Augenblicke des Mißmuths über ihn, in denen er daran dachte, Berlin zu verlassen. Da gewährte

man ihm die Rolle des Lear, und leicht begütigt, ging er an die große Aufgabe, die er sich ersehnt.

Lewes, der Biograph Goethe's, hat es in seinem vor Jahren erschienenen sehr anziehenden Buche „On acting and actors“ (Ueber Schauspielkunst und Schauspieler) hervorgehoben, in wie ungewöhnlichem Grade Döring, den er in Berlin gesehen und bewundern lernen, die große Kunst verstanden habe, sein Aeußeres je nach dem Bedürfniß seiner Rolle umzuwandeln, so daß Lewes, der erfahrene Kenner und Kritiker, ihn in den verschiedenen Rollen kaum wiederzuerkennen vermocht habe. Nirgend aber mehr als in der Rolle des Lear kam diese Eigenschaft in ihm zum Vorschein.

Man war betroffen, so wie er in die Scene trat. Er erschien um eines Hauptes Höhe größer, als er wirklich war. Jeder Zoll an ihm war ein König, ein Herrscher; aber ein König aus einer Zeit, von der man sich keine bestimmte Vorstellung zu machen wußte. Sein graues Haupthaar, sein Bart, seine Tracht, sein Aufputz, hatten bei aller Pracht und Würdigkeit etwas Phantastisches. Man dachte an die alten deutschen Göttersagen, an Ossian und die Könige der Inseln. Man sagte sich: „So gewaltsam, so durchdrungen von seiner Macht und Königswürde, so phantastisch hat Shakespeare den Lear gedacht!“ Denn nur ein König, der sich in seiner wilden Kraft, auch ohne Landbesitz, als Herrscher und als König fühlt, kann in solcher Art sein Reich vertheilen; nur ein Mann voll blinden Glaubens an sich selbst, nur ein Mann, dessen Gefühlsleben stärker ist als seine Urtheilskraft, kann auf den Einfall einer Herzensprüfung kommen, wie Lear sie mit seinen Töchtern vermessen unternimmt. Es lag etwas Unheimliches in der hoheitstrahlenden, gebieterischen, selbstver-

trauenden Heiterkeit, mit welcher Döring an die Staatsaktion dieser Herzensprüfung heranging. Man empfand ein Grauen vor dieser verwegenen Zuversicht, und wie über den Heiligen die, nur von den Gläubigen wahrgenommene, lichtstrahlende Glorie, so schwebte über dem stolz getragenen Haupte von Döring-Lear, vom ersten Augenblicke seines Erscheinens an, der flatternd auftauchende Schatten seiner späteren Geistumnachtung, seines Wahnsinnes.

Gleich in dem ersten Akte brach ein Zug davon hervor in dem wilden Ausruf, mit welchem er Kents Verwendung für die verstoßene Cordelia begegnete. In seiner tiefsten Liebe durch Cordeliens maßvoll zurückhaltende Natur verwundet, kann er es nicht ertragen, daß er in Gegenwart der fremden Könige nicht die anbetende Liebe erfahren, auf die er gerechnet, durch deren Größe er sie zur Bewunderung zu reizen erwartet hatte; kann er es noch weniger ertragen, daß ein Unterthan einen Einspruch gegen sein Verdammungsurtheil laut werden zu lassen wagt. In dem fast schreiend ausgestoßenen Rufe Dörings:

Höre mich
Rebell! Bei deiner Lehnspflicht, hör' mich!

schmetterte der ungebrochene Zorn des Selbstherrschers auf den Unterthan hernieder; aber schon in den folgenden, die Gründe der Verbannung erklärenden Worten wußte Döring das Erschrecken Lears erkennbar zu machen, das ihn überkommt, als er in der gewohnten Ausübung seiner Macht von dem Bewußtsein überfallen wird, daß er nicht mehr als König zu gebieten, Kent ihm nicht mehr als Unterthan zu gehorsamen habe, daß er sich freiwillig seiner Macht entäußert, die Hand gelegt habe an sich selbst.

In seinem Schwur: „Bei Jupiter, dies widerruf ich nicht!“ lag die Erkenntniß, daß er widerrufen, zu widerrufen gezwungen werden könne. Man meinte sein späteres: „Bin ich Lear?“ heraufdämmern zu hören; und das eben war ein charakteristischer Zug auch an ihm, daß er in jeder seiner Rollen von Anfang an mit nie irrender Bestimmtheit den Ton anschlug, in welchem er sie durchzuführen beabsichtigte. In diesem Erkennen und Ergreifen der Rolle lag seine eigentliche Genialität. Er hatte dieses wie durch Eingebung; und ich möchte sagen, er fing über seine Rolle erst nachzudenken an, wenn er sie aus innerer Nothwendigkeit geschaffen hatte. Dann aber war es etwas Großes, ihn eine Rolle, die er gespielt hatte, erklären, jeden feinsten Zug hervorheben und deuten zu hören; und er hatte an diesem Deuten selber einen Genuß und eine Befriedigung.

„Versteht mich!“ sagte er, als wir ihm aussprachen, wie sein Lear uns überwältigt habe, „versteht mich! Ich meine, was den Lear wahnsinnig machen muß, ist der Konflikt zwischen der Machtgewohnheit und der nicht abzuweisenden Erkenntniß, sich ohnmächtig gemacht zu haben. Und darum macht ihn der Fluch gegen Goneril, den auszustoßen er die Macht hat, eigentlich glücklich, während er in Verzweiflung ist. Er kann sich gar kein größeres Unglück als das seine, das selbstverschuldete Unglück, denken. Darum sagt er auch zu Edgar auf der Haide, als er diesen in dem tiefsten Elend sieht:

> Was, brachten ihn die Töchter in solch Elend?
> Konnt'st du Nichts retten? Gabst du Alles hin?

es ist die tragischeste Gestalt, die ein Dichter geschaffen hat — und,“ setzte er hinzu, „ich glaube, ich kann mich darin sehen lassen. Das spielen sie mir so leicht nicht nach!“

Sein Selbstbewußtsein — und in welcher Kunst könnte man etwas leisten, ohne von demselben getragen zu werden? — war vollberechtigt.

Wie ein Sturmstoß trat er, von der Jagd kommend, in die Scene, und da er nichts mehr im Reiche zu befehlen hatte, befahl er — das Mittagbrod, mit gebieterischer Leidenschaft.

Der Fluch gegen Goneril, wie er ihn aussprach, war so gewaltig, daß die Schauspielerin, welche die Goneril spielte, ich meine, es war Fräulein Viereck, versicherte, sie habe Mühe gehabt, sich unter diesem Blick und Ton aufrecht zu erhalten. Es war die ganze titanenhaffe Kraft darin, die Döring auch im Leben in jener Zeit noch hatte. Darum wirkte dann in den folgenden Akten die Ohnmacht seines im Irrsinn herumtastenden Geistes so erschütternd und so rührend. Und sein Zweifeln an seiner Identität, sein Mitleid mit sich selber, sein:

> ich stürbe wohl vor Mitleid, erblickt' ich Andre so!

ließen kaum ein Auge trocken; bis zuletzt die noch einmal aufzuckende Lebenskraft, als er die todte Cordelia auf seinen Armen in die Scene trug, sich in dem Ausruf Luft machte:

> Heult, heult, heult, heult! O, Ihr seid All' von Stein!
> Hätt' ich Euer Aug' und Zunge nur, mein Jammer
> Sprengte des Himmels Wölbung!

und dann wieder erlosch in seinem irren Bemühen, die Gestorbene zu erwecken.

Sein Lear war ein vollendetes Meisterstück aus einem Gusse! Döring spielte damals die Rolle zweimal in neun Tagen; und, begleitet von einem Kreise junger Männer, die in jener Zeit viel in unserem Hause lebten, gingen wir auch zum zweiten Male hin, weil wir mit unseren jungen Freun-



den — sie sind jetzt fast sammt und sonders Professoren an deutschen und ausländischen Universitäten — den erhabenen Eindruck gemeinsam noch einmal zu genießen wünschten. Sie werden sich des Abends und Dörings so erinnern wie ich. Ich glaube, er hat den Lear seitdrm nicht mehr gespielt; doch kann ich darin irren.

Groß in seiner Kunst, war er von Herzen einer der gütevollsten Menschen. Leicht zu erfreuen, leicht zu täuschen wie ein Kind, war er fast ohne Groll, wenn er der Täuschung inne geworden war. Er vergab und vergaß, und half am Ende noch, wenn Jemand, der ihm eine Täuschung zugefügt, des Beistandes bedurfte. Es war ein Glück für ihn, daß ihm in seiner trefflichen, bedeutend jüngern und hochgebildeten Frau, eine Art von Vorsehung zu Theil geworden war, die alle seine Angelegenheiten mit liebevoller Umsicht ordnend in die Hand nahm; die ihn verstand, ihn schätzte und liebte wie er sie, und die ihm eine wohlgepflegte Häuslichkeit bereitete, welche zu rühmen sein Vergnügen war. Er selber würde, eben um seiner Großmuth und unbedachten Güte willen, nie dazu gelangt sein, seinen Lebensabend in so würdigem Behagen hinzubringen; und wenn man seiner denkt, wenn man sich freut, ihn so lange besessen zu haben, darf und soll man nicht der treuen, festen Hand vergessen, die ihn hegte und erhielt.

Es war eine Freude, Döring in seinem Hause zu sehen, wie er voll Liebe für die Frau, mit köstlicher Laune, eben weil er spielen mußte, den Haustyrannen spielte, während sein geistreich lächelndes Gesicht die große Zufriedenheit verrieth, die er empfand; und unter die anmuthigsten Stunden, deren ich mich zu entsinnen weiß, gehören die Mittage und

Abende, die wir an Dörings Tisch mit ihm und seiner Frau und Schwägerin zugebracht haben. Er war dann unerschöpflich mittheilsam in Heiterkeit und Scherz.

In Warschau geboren, wo sein Vater Salzinspektor gewesen, hatte er studiren sollen. Das war aber nicht sein Fach und seine Sache gewesen, und als Knabe von 15 bis 16 Jahren, war er durch Vermittlung seines Oheims, des Pfarrers Häring — dies war auch Dörings eigentlicher Name — in Prenzlau als Lehrling in eine Weinhandlung gekommen. Dort hatte er neben seinem Onkel, ab und zu in der Weinstube auch dessen Amtsbruder, den Pastor Stahr von Wallmow zu bedienen, und ihm „ein Viertelchen" vorzusetzen gehabt, wenn der Pastor in die Stadt gekommen, um nach seinem Sohne zu sehen, der dort das Gymnasium besuchte; und auf die Weise hatten die jungen Burschen einander kennen lernen. Das Leben hatte sie dann weit von einander abgetrennt. Erst als Stahr Professor in Oldenburg, Döring der berühmte Schauspieler geworden war, hatten sie sich in Hannover wiedergesehen, und sich in einer Freundschaft zusammen gefunden, die treu vorgehalten durch ihr ganzes, ferneres Leben.

Wenn Döring auf die Zeiten seiner Jugend zu sprechen kam, wurde er nicht müde im Erzählen und Kopiren. Er machte es nach, wie verdrossen er dagestanden, wenn sein Onkel ihm den Musterschüler Stahr vorgeritten; wie er den um drei Jahre jüngern „Pfaffenjungen" verwünscht, wenn er daneben habe stehen müssen, mit dem „Präsentirteller in der Hand und der grünen Schürze um den Leib!" — Er ahmte seinem Oheim, dem Pastor Häring nach, der so dick geworden, daß man die Kanzel für ihn umbauen mußte, und

dem er Züge für seinen Fallstaff entlehnt. Er kopirte den Pfarrer Stahr, den man um seiner vornehm gemessenen Haltung willen den „Baron" genannt. Dann wieder suchte er ein andermal mit seinen Mienen meinem Vater zu gleichen, dessen Gast er in Königsberg gewesen war, dessen edler Kopf ihn angezogen und dem ähnlich zu sehen er sich rühmte, was beiläufig nicht der Fall war; und war er bei guter Laune, so sprach er mir selber mit solcher Naturwahrheit nach, daß es unheimlich sein konnte. Seine Beobachtungskraft und seine Nachahmungsfähigkeit waren fast wunderbar. Ohne daß er ein Wort englisch sprechen konnte, vermochte er durch einen Mischmasch sinnloser Silben und den Tonfall, mit welchem er sie aneinanderreihte, das Ohr so vollständig zu täuschen, daß man meinen konnte, englisch sprechen zu hören. Mir ist dergleichen nie wieder vorgekommen.

Er las, wie schon erwähnt, mit derselben verständnißvollen Auffassungskraft, mit welcher er seinen Rollen gegenübertrat; und hatte er einen neuen Roman von mir gelesen, so erklärte er mir die Figuren, als kennte ich sie nicht. Er hatte immer auf das Richtigste herausgefühlt, was ich gedacht. „Sehen Sie!" rief er dann und stellte sich vor mich hin: „So! hat der ausgesehen! So! — habe ich Recht?" —

Mitunter kamen dann auch andere Züge aus den Erlebnissen des Tages zum Vorschein, die höchst bezeichnend für ihn waren.

Die Frauen erzählten einmal, wie ein paar Tage vorher ein kleiner, sächsisch sprechender Mensch, der sich für einen Schneider aus der Theatergarderobe ausgegeben, zu Döring gekommen sei, ihn um ein Almosen anzusprechen, da seine Frau in der Nacht von Zwillingen entbunden worden. Dörings

stets offene Hand hatte ihm sofort zwei Thaler gegeben. Als er sich aber am folgenden Tage bei dem Garderobier nach dem Schneider erkundigt, hatte es sich herausgestellt, daß ein solcher kleiner Sachse gar nicht existirte und daß er betrogen worden war. Wir Alle lachten, die Frauen bedauerten die unnütze Gabe. „Was ist denn da zu lachen!" rief Döring, „und wie könnt Ihr von unnützer Gabe sprechen? Der Mensch war ein großer Künstler. Stell dir vor, Stahr," sagte er, und fing nun an die ganze Scene zu spielen, „stell dir vor: wie ich dem Kerl nun die zwei Thaler gegeben habe, faltete er seine beiden Hände, hebt sie gegen seinen Mund, küßt sie und wirft mir die Hände mit dem Kuß entgegen, statt mir die Hand zu küssen. (Er machte sofort die Bewegung nach.) Ich sag' Euch, fuhr er fort, es war ein Meisterzug! Zehn Thaler war er mir werth, nicht blos die lumpigen zwei!"

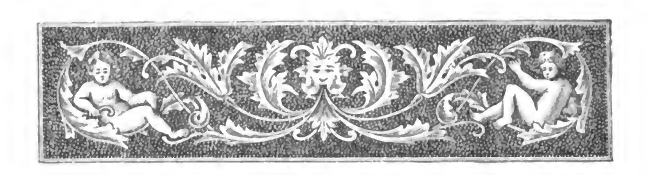
Saß man einmal bei einer vorzugsweise gewählten Mahlzeit an seinem Tische, so liebte er es zu erzählen, wie er in der Zeit seiner Anfänge zwischen den kleinen herumziehenden Truppen in Bromberg, Thorn u. s. w. seinen Weg gemacht; wie er einmal zur Winterzeit im Sommerrock und leichtester Bekleidung sich einer Prinzipalin vorgestellt, und um ihr zu beweisen, daß er nicht völlig auf dem Trocknen sei, einen großen Rohrstock mit goldenem Knopfe immer vor ihren Augen habe spielen lassen. Und dann sich umwendend und auf seine mit vortrefflichen Kupferstichen, die eine seiner Liebhabereien waren, gezierten Wände blickend, setzte er mit zufriedenstem Lächeln wohl hinzu: „Ja, mein Alter, wir wissen Beide davon zu sagen! wir haben nicht immer so gewohnt, nicht immer Hasen gegessen und Champagner getrunken! Aber mein Champagner ist gut! und wie ich meinen Gästen

in meinem Hause, und dem Publikum auf der Bühne mein Bestes biete, so halte ich darauf, daß mir auch das Beste geboten werde. Einmal sagte die Crelinger — die auch nicht wiederkommt — und die eine exzellente Hausfrau war: Essen Sie morgen bei mir, Döring! ganz ohne Umstände! — Nein, entgegnete ich ihr: machen Sie Umstände, liebe Crelinger! ich bin das so gewohnt!"

All das erzählte er mit einer bestrickenden, fröhlichen Heiterkeit, und selbst das Alles, so sehr es ihm von Herzen kam, spielte er; das Alles stellte er in echt künstlerischem Uebersichselbststehen, spielend dar, bis irgend eine ernste Unterhaltung ihn gefangen nahm. Er hatte wenig wirkliches Wissen, aber ein auffallend rasches, richtiges Urtheil; wie er denn auch des Wortes und der schlagenden Antwort in hohem Grade mächtig war. Ich entsinne mich, daß wir ihn einmal fragten, welche Zukunft er einem jungen Künstler prophezeie, der in jener Zeit anfing, viel von sich reden zu machen. „Er ist ein sehr gescheiter, sehr unterrichteter und gebildeter Mensch; er hat auch Talent," entgegnete er; „er wird nie etwas Dummes oder Falsches machen — aber niemals etwas Großes und Geniales! Und er hat Recht behalten!"

Die Bühne hat an Döring viel verloren. Ersatz für einen solchen Künstler findet sich nicht leicht; und die Theilnahme der Berliner an seiner Beerdigung hat kundgegeben, wie sehr man ihn geschätzt, wie sehr man seinen Tod bedauert.

Denen aber, die ihn näher gekannt, wird er auch als Mensch schwer zu ersetzen sein, denn Eigenschaften, wie er sie besaß, finden sich nur selten in einer Natur so vereint, wie in der des genialen, des guten, des liebenswürdigen Döring.



Wilms.

1880.

Wilms ist todt!

Das sagt heut einer dem andern, wenn man sich begegnet, und jeder sagt's mit tiefer Erschütterung, denn jeder weiß, was es bedeutet!

Wer hätte ihn nicht gekannt, den schönen, mittelgroßen, feingliedrigen Mann mit dem schmalen Kopfe, unter dessen schwarzem, glattanliegendem Haar die Stirn sich so edel wölbte? Wer könnte jemals das kluge Gesicht vergessen, mit der stark hervorspringenden schönen Nase und dem Munde, dem man es anzumerken meinte, daß nur Worte der Klugheit und der Güte über diese beredten Lippen gegangen waren? Und wer könnte die sanften, tiefblickenden dunkeln Augen mit ihrem schwermüthigen Ausdruck je vergessen, den sie einmal still und freundlich angeschaut? Wie der Mensch gewordene Trost sah der ganze Mann aus, und wenn man die sanfte Traurigkeit bemerkte, die meist über dem edlen Antlitz lagerte, so meinte man, er traure darüber, daß dem Menschen nicht die Allmacht gegeben sei, überall helfen zu können und immer.

Zehn, zwölf Tage wird es her sein, daß er in seinem Cabriolet an mir vorüberfuhr und meinen Gruß mit der gewohnten Freundlichkeit erwiderte. Ein paar Tage später sagte mir sein junger Assistenzarzt, Wilms sei krank. Ich wollte es nicht glauben, denn er war mir nicht wesentlich verändert erschienen. „Ach, er ist sehr krank!“ sagte sein Schüler mit großer Betrübniß. — Nun ist er todt und wir werden ihn nicht mehr an uns vorüberfahren sehen, den treuen Helfer, den Tausende von Herzen segneten, an den so viele dachten und sich auf ihn verließen, wenn sie in schwerer Noth auf Hülfe sannen.

Ich habe Wilms nie am Krankenbett gesehen; aber wie seiner Zeit von Gräfe, so sprechen seine Kranken auch von ihm wie von einem höheren Wesen, und wenn ich nach den einzelnen Begegnungen urtheilen soll, die ich im Laufe der Jahre mit ihm gehabt, muß seine in sich beschlossene milde Gefaßtheit schon erhebend und ermuthigend gewesen sein für den Kranken, dem er nahte. Es war etwas Leises, Behutsames in seinem Ton und Ausdruck.

Einundzwanzig Jahre sind es her, daß ich ihm zuerst begegnete, als Stahr und ich einen ganzen Sommer in Helgoland verlebten. Wilms war damals jung und heiter; indeß schon damals sagte er, als ich die Leichtigkeit seiner körperlichen Bewegungen einmal beim Ersteigen der großen Treppe bewunderte: „So gesund als Sie meinen bin ich nicht. Mir sitzt hier ein schlimmer Feind!“ — und damit wies er auf sein Herz hin. Aber er und sein Schwager, Geheimrath Klatsch, und Stahr waren viel im Segelboot auf dem Meere, ich sah ihn Stunden hindurch rüstig beim Kegelspiel, und seine stille Vergnüglichkeit hatte dann etwas ganz Kindliches,

während die Einfachheit, die Anspruchslosigkeit, mit welcher er auftrat und sich gab, herzgewinnend waren.

Als Stahr einmal von einer der Segel- oder Kegelpartieen mit den jüngeren Männern nach Hause kam, sagte er: „von Wilms heißt es recht wie seiner Zeit von Goethe: Wer kann der Güte und Uneigennützigkeit dieses Menschen widerstehen?“

Im Laufe der Jahre trafen wir hier und da, aber selten und immer nur flüchtig in Gesellschaft mit ihm zusammen. Zuletzt meine ich ihn vor etwa einem Jahre gesprochen zu haben, als er im Hause seines eben so berühmten Kollegen, Geheimrath Frerichs, in heiterster Geselligkeit mein Tischnachbar war. Ich machte scherzend die Bemerkung, daß ich mich wundervoll geborgen fühle zwischen ihnen Beiden, und daß helfen zu können, wie sie, ein göttliches Gefühl geben müsse.

Wilms nickte in seiner freundlichen Weise mit dem Haupte. „Ja, wenn's gelingt! Wenn man immer könnte wie man wollte! Aber das Schlimme ist,“ setzte er leise sprechend hinzu, „daß man bei jedem Schritte, den man vorwärts thut oder gethan zu haben meint, erst um so deutlicher einsieht, was noch alles fehlt und vor welchen Schwierigkeiten man immer aufs Neue dasteht. Das läßt einem nicht die Ruhe, die zur Selbstzufriedenheit denn doch gehörte!“ Ein Anfänger in der Kunst der medizinischen Wissenschaft hätte sich nicht maßvoller, nicht demüthiger äußern können — und er war doch Wilms.

Wie seiner Zeit von Gräfe, leben von Wilms, gerade in den Kreisen der Unbemittelten, Züge hingebendster Treue und Barmherzigkeit, die noch verklärt werden durch das

Sympathische, das sein ganzes Wesen umleuchtete, und ihn als einen der „heiligen Nothhelfer" kennzeichnete, als welche mir unsere deutschen fast durchweg so selbstlosen und uneigennützigen Aerzte immerdar erscheinen.

Was einzelne von ihnen, wie Wilms und andere, Großes und Förderndes für die Wissenschaft und die leidende Menschheit geleistet, das zeichnet die Geschichte auf, das erkennen andere Berufenere als ich an. Aber ich meine, wir können im Allgemeinen die heldenhafte Hingebung der Aerzte nicht hoch genug veranschlagen; und in der großen Masse sieht man darüber, wie über die „großen täglichen Wunder", viel zu achtlos weg. Man ist's gewohnt, so vieler Größe zu begegnen; man denkt, es muß so sein.

Mir aber kommen die Aerzte immer wie die größten Helden, wie die modernen Heiligen vor. Denn was that der herrliche, edle Carlo Borromeo, was unsere Aerzte nicht thäten so wie er?

Gewiß, es setzt Todesverachtung, es setzt sittlichen Idealismus und Vaterlandsliebe voraus, seine Brust dem Feinde darzubieten und unter klingendem Spiel in der Mitte von Tausenden, den todtbringenden Batterieen dem Ansturm der Regimenter muthig zu begegnen. Aber es ist nicht an allen Tagen jedes Jahres Krieg, und die Gemeinschaft mit andern ist eine erhebende Kraft. Es werden auch im Kriege schweigend Heldenthaten verrichtet, bei denen der einzelne still seinem wahrscheinlichen Untergang ins Auge zu blicken hat, und ich bin weit entfernt davon, den Werth des kriegerischen Heldenthums zu unterschätzen. Indeß wie der Soldat sich auch beständig vorzubereiten hat für seinen kriegerischen Beruf, er hat ihn nicht lebenslang nicht alltäglich zu üben. Er hat

Jahre und Jahre unangefochtenen sicheren Lebensgenusses für sich und mit den Seinen.

Aber Jahr aus Jahr ein, bei Tag und bei Nacht, bereit zu sein für fremde Hülfe; mitten aus dem Kreise von Frau und Kindern, mitten aus dem oft so nöthigen und ersehnten Schlafe der Nacht, hinausgerufen zu werden und hinzugehen durch die schweigenden Straßen in die entlegensten Quartiere, und sich nicht fragen zu dürfen: Welche Art der Vergiftung ist es, die dir dort droht? Welch ein Elend trägst du vielleicht in der nächsten Stunde, nicht für dich allein hinweg, sondern hinüber zu denen, die dir werther sind als du dir selbst? Nicht zurückzuschrecken vor der Berührung dessen, das alle andern, wenn sie's können, fliehen; das ist mir immer, als das Höchste erschienen, was die menschliche Selbstverleugnung zu leisten vermag, — und unsere Aerzte leisten es mit der Unbefangenheit des Selbstverständlichen. Ja, ihre Familien werden in diesem Sinne heroisch mit ihnen. Sie gewöhnen sich daran, „die Kranken" als die Hauptsache zu betrachten; sie gewöhnen sich daran, zu sehen, wie die schwere Sorge um die Kranken den Gatten, den Vater hinnimmt. Sie gewöhnen sich, ihn zu theilen mit seinem Beruf und diesem den Löwenantheil zufallen zu sehen.

„Was aus uns wird, ist Fritz ganz gleichgültig, wenn's seinen Kranken nur gut geht," sagte einmal scherzend die Frau eines unserer ersten Aerzte zu mir, dessen Familienleben als ein Muster gelten kann. Aber es war ein Kern von Wahrheit in dem Scherze.

Wenn ich sie so vorüberfahren sehe, die kleinen Cabriolets der älteren Aerzte, wenn ich die jungen Aerzte eifrig in jedem Wetter, ihrer selbst nicht achtend, durch die Straßen eilen

sehe, Schmerzen zu lindern und wenigstens Trost zu bringen durch ihr Kommen, wo sie mit bitterem Schmerze fühlen, daß sie nicht helfen können, so blicke ich mit gerührter Verehrung zu den Alten wie zu den Jungen hin, und oftmals frage ich mich, wenn ich ihnen begegne: Von welchem Elend kommen sie jetzt her? Der Beruf des Arztes, wenn er recht erfaßt und recht ergriffen wird, dünkt mir der schwerste und höchste. Es ist ein Beruf, der das Wesen des Menschen über sich selbst hinaushebt, es ist ein erhabener Beruf.

Das dunkle Cabriolet von Wilms werden wir nicht mehr an uns vorübergleiten, seinen freundlichen Blick nicht mehr dem ehrfurchtsvollen Gruße danken sehen — und er war noch in den Jahren der vollen Manneskraft, er hätte noch lange der Nothhelfer bleiben können, der er so lange gewesen ist.

Eine Verwundung, die er sich bei einer Operation zugezogen, soll eine Vergiftung zur Folge gehabt haben, gegen die er vergeblich in den Bädern von Aachen Heilung gesucht. Aber nicht diesem Uebel soll er erlegen sein, so sehr es ihn mitgenommen und so schwer er daran gelitten. Mitten in der Ausübung seines Berufes, in der Sprechstunde der Klinik des Krankenhauses Bethanien soll sein Herzübel ihm plötzlich den Tod gegeben haben.

So berichtet mir es eben unter Thränen eine Frau aus dem Volke, die es „Wilms'en nie vergessen wird, was er an ihr gethan." Und es werden viele Hunderte sein, die heute, wenn auch in anderer Form, sprechen und denken und fühlen wie diese arme Frau.





Gustav Richter.

1878—1884.

I.

Das erste Trauerspiel, das ich als achtjähriges Kind während eines Scharlachfiebers heimlich zu lesen unternahm, war Oehlenschlägers Correggio. Meine Mutter fand mich zu ihrem Erschrecken in heißen Thränen über das Unglück des Künstlers, der nach dem Oehlenschläger'schen Drama die schlechte Bezahlung für sein Meisterwerk in Kupfergeld empfängt und unter dieser Last, die er auf weitem Wege nach Hause zu tragen hat, todt zusammenbricht.

Diese Vorstellung von eines Künstlers Erdenwallen hatte sich in meinem Kopfe festgesetzt, und was man in meiner Vaterstadt bis zu den Zeiten, in welchen in Deutschland ein neues Kunsttreiben erwachte, von dem Leben der Künstler sah und hörte, war nicht danach angethan, den Glauben zu erwecken, daß die Kunst das Dasein des Künstlers selbst, erheitere. Alte trübselige Portraitmaler ernährten besten Falles ihre Familien recht und schlecht. Sah man irgendwo von

einem heimischen Maler ausnahmsweise ein Bild, auf welchem es Göttern oder gar Menschen wohl zu ergehen und vergnüglich zu Muthe zu sein schien, so fragte man sich, wie der Mann, dem es gar nicht gut gehe, darauf gekommen sei, sich derlei vorzustellen?

Von dem Frohsinn, mit welchem Rubens seine Helene Formann auf den Knieen wiegt, war nichts zu finden um uns her. Erst die letzten vierzig Jahre haben das Wort von dem fröhlichen Volk der Künstler auch in Deutschland zu einer Wahrheit werden lassen, haben die Kunst überhaupt wieder in frischen Zusammenhang mit dem Leben, den Künstler zu der ihm gebührenden Anerkennung gebracht, und die richtige Wechselwirkung zwischen Kunst und Leben, zwischen Schaffen und Genießen, für die Künstler in vollem Maße hergestellt.

Die Künstlergemeinden in den Städten, in welchen solche sich finden, sind ein munteres, genußfrohes Volk; gesucht, geehrt von allen Besten, und die hiesigen Künstler sind es nicht zum mindesten. Soweit ich sie kenne, haben sie ihre Umgebung fast durchweg mit feinem Sinne sich selber anzupassen gewußt, und wie es anziehend und lehrreich ist, ihre Werkstätten zu besuchen, so ist es auch bei Vielen ein Vergnügen, ihre Häuser zu durchwandern, und sie und ihre Eigenart in der Ausschmückung ihrer Räume wiederzufinden. Niemand aber hat sich, so weit der Kreis meiner Künstlerbekanntschaften reicht, in seinem Hause die Bilder seines Familienglücks so vielfach mit seinem Pinsel festgehalten, Niemand sich mit mehr fröhlicher Hingebung in die Darstellung der Seinigen vertieft, als eben Gustav Richter.

Sie kennen vermuthlich aus den viel verbreiteten Photographieen das Bild von Richter, in welchem er seinen, auf

der Brüstung eines offenen Fensters sitzenden Erstgeborenen, mit sorglichen Händen hält und stützt, der, wie ein Genius der Lebenslust, eine schäumende Champagnerschale in der kleinen kräftigen Hand emporhält, sie einem Unsichtbaren entgegenbringend. Der schöne schwarzlockige, freudestrahlende Vater, gegen dessen dunkelgrünen Sammetrock der nackte, auf purpurnem Kissen sitzende Körper des Knaben sich leuchtend abhebt, ist Richters sehr getroffenes Portrait. Er malte es für seine Frau, als die Geburt des zweiten Kindes ihr bevorstand. Der Knabe kredenzt den Lebensbecher dem erwarteten Genossen.

Diesen Genossen trägt die junge Mutter in dem Bilde Richters, welches das Gegenstück zu jenem ersten macht, bereits in ihren Armen. Sie ist in eine Phantasietracht gekleidet, in ein Mittelding von modischer Gesellschaftstracht und orientalischem Kostüm, in welch letzteres die ganze Erscheinung von Frau Cornelie, der jüngsten Tochter Meyerbeers, sehr wohl hineinpaßt. Eine Menge goldener Ketten umgeben über dem gelblichen Gewande die Brust und die vollen entblößten Arme. Sie hat, ehe sie sich in die Gesellschaft begiebt, den Knaben aus der Wiege genommen und drückt das nackte Kind mit beiden Armen an sich, ihren zur Seite geneigten glückselig lächelnden Kopf mit den dunkeln sprechenden Augen fest an des Knaben Wange geschmiegt. Das sind die beiden Eheleute, Bilder der Elternliebe! Lebensgroße Bilder, Kniestücke.

Nun kommen die Bilder der Kinder an die Reihe. Auf dem ersten — es sind nur die Köpfe und die Brust gemalt — küssen die beiden schwarzlockigen Krausköpfe einander. Dann wieder einer der Buben, ich meine, es ist der dritte

aus der kleinen Schaar, nackt reitend auf eines Löwen Rücken. Aber was sie auch thun diese Knaben, ob sie Löwen reiten, ob sie einander küssen, bei Allem sind sie ganz dabei, wie die Gestalten auf den antiken Wandgemälden, denen man in ihrer Lebensfülle Alles glaubt und Alles zutraut, selbst das Schweben und das Fliegen und das Reiten auf gebändigten Delphinen. Seelenvergnügt blicken die fröhlichen Knabenaugen uns von den Wänden an, zwischen den skizzirten Bildern der Großeltern und anderer Verwandten.

Am reichsten jedoch hat der heitere Künstler das Ankleidezimmer und das Schlafzimmer seiner Frau mit seiner Kunst bedacht, die beide mit Möbeln im Geschmack Ludwigs des Fünfzehnten eingerichtet sind.

Von der spanischen Wand, welche das Ankleideschränkchen der Mutter umgiebt, sehen die Bilder der drei ältesten Knaben, jeder in seiner damaligen Lebensgröße, jeder nach seiner Eigenthümlichkeit in die ihm zupassende Tracht gekleidet, der Mutter bei der Arbeit zu; und das Ankleideschränkchen aus blaßgrün gefärbtem Holze ist selber ein ganz reizendes Kunstwerk, denn seine beiden Thüren sind von Richters Hand gemalt. Der rechte Thürflügel zeigt eine phantastische Grotte. Eine Galerie mit reichvergoldetem Gitter zieht sich oben um dieselbe hin, und Amoretten gießen aus goldenen Schalen von derselben des Wassers reiche Fülle auf das junge, schöne Weib hernieder, das, den Rücken gegen den Beschauer gewandt, vom Wasser überströmt, mit hoch emporgehobenen Armen sein dunkles Haar zu trocknen sucht. Ein hinter ihr stehender kleiner Mohr hält einen prachtvollen, golddurchwirkten, blau und purpurrothen Mantel ausgebreitet in den Händen, den schlanken Leib darein zu hüllen. Auf dem an=

deren Thürflügel sieht man das enge Ankleidegemach einer reizenden Andalusierin. Sie hat die Gewänder bereits angelegt. Der kurze Rock, das knappe Mieder umspannen die kokett zurückgebogene Taille, um die ein kleiner Liebesgott ihr die buntfarbige seidene Schärpe fest zusammenzieht, während ein zweiter aus der Höhe ihr den Pfeil ins Haar schießt, der ihr die starken Zöpfe nesteln soll. Der kleine Mohrenknabe, der ihr zu Füßen knieet, zieht ihr die prächtigen, farbenschönen Schuhe an.

Das schönste und das poetischste von seinen Familienbildern endlich hat Richter für die Wand gemalt, die sich zu Häupten des Bettes in dem Schlafgemach befindet. Ein Thronhimmel von mattfarbiger Seide bedeckt das Kopfende des Bettes, ohne dem Bilde, das der ganzen beträchtlichen Breite des Lagers gleichkommt, sein Licht zu entziehen. Auf einen lauschigen Platz in Waldesmitte fällt der Schimmer des Neulichts nieder, der Venusstern schimmert durch das weißliche, vorüberziehende Gewölk. Ein Liebesgott mit den Zügen und der Gestalt von Richters ältestem Knaben schießt seinen Pfeil hernieder nach der Lagerstätte. Der zweite geflügelte Knabe schwingt, nicht fern von dem Aeltesten stehend, die Fackel Hymens fröhlich in der Hand, während der Dritte aus übervollem Korbe die Blumen des schlafbringenden feuerrothen Mohnes auf den Boden niederstreut, auf dessen Krautwerk und Blüthen, zwischen den rothen Blumen liegend, der neugeborene Jüngste die noch unversuchten Glieder dehnt und prüft.

Man kann sich nicht satt sehen an dem Bilde, in welchem der ganze Zauber der mondbeschienenen Waldesnacht sich mit der Symbolik des höchsten Liebesglückes eint; und daß der

Meister dieses Bild nur malte, um sich selber und der Geliebten genug zu thun, um sich im Bilde vorzustellen, was in ihm selber lebt, was er an Glück empfunden, das giebt der Darstellung noch einen ganz besonderen Reiz, einen nicht zu beschreibenden ursprünglichen Zauber.

Wenn Goethe seine schönsten Gedichte als Gelegenheitsgedichte zu bezeichnen liebte, so sind alle diese Richter'schen Familienbilder Gelegenheitsbilder. Sie sind von der Eingebung des Augenblicks erzeugt und mit einer Hand gemalt, die das Herz zum Leiter und zum Führer hatte.

Wir, die wir mit der Feder schildern, wie arm sind wir neben dem Maler, wenn wir uns selber darstellend erhalten wollen, was wir lebten, was wir liebten! Und um wie viel ärmer noch, wenn wir es Andern darzustellen unternehmen, auf deren oft so unzulängliche, oft so unschöne Phantasie und Vorstellungen wir angewiesen sind, um sie schauen zu machen, was wir sie sehen lassen wollten!

Gewiß, es muß ein Glück sein, so im Bilde lebendig für lange Zeiten erhalten zu können, was man liebt. Der Maler, der dies vermag, ist glücklich zu preisen für sein Theil und neidenswerth im edelsten Sinne. Und glücklich zu preisen ist auch die Familie, der ein solches Dauern in der Kunst beschieden ward. Denn an ihrer Freude werden sich späte Nachkommen und Geschlechter noch erfreuen, wie wir an Rubens' und der Seinen Bildern!

Oben in Richters Werkstatt hatte man damals ein Idealbild zu bewundern: ich meine das Bild der Königin Louise von Preußen, das ein Kölnischer Kunstfreund bei Richter bestellt hatte, um damit dem Museum seiner Vaterstadt ein Geschenk zu machen; und eine glücklichere Wahl hätte der

Kunstfreund ganz gewiß für seine Absicht nicht treffen können; ein völligeres Zusammenstimmen zwischen der Aufgabe und dem Meister, der sie lösen sollte, wäre zu denken kaum möglich gewesen.

Es ist für mich ein Glaubensartikel, daß Niemand etwas machen könne, das besser ist, als er selbst; daß überall und in jedem Sinne die eigentliche Wesenheit des Menschen sich in seinem Werke verräth, selbst wo er sie verbergen möchte. Wissen wir doch Alle, daß Niemand über seinen Schatten springen kann. So war es denn eine richtige Erkenntniß dieses Grundsatzes, welche den Besteller veranlaßte, das Bild der anmuthsvollen deutschen Fürstin dem anmuthsvollsten deutschen Maler aufzutragen; denn was Richter immer malt, Alles strahlt wieder von der Schönheitsfreude und von der Anmuth, die ihm selber eigen sind, die alles kennzeichnen, was aus seiner Werkstatt kommt, sei es ein römisches Mädchen oder ein neapolitanischer Knabe, seien es Nubierinnen oder Frauen aus den Kreisen der großen Welt, ein Krieger auf der Feldwacht oder die schöne Mutter unseres Kaisers, von deren Holdseligkeit ich in den Tagen meiner Kindheit bei uns in Königsberg alle Diejenigen mit Begeisterung sprechen hörte, denen es vergönnt gewesen war, sie zu sehen oder ihr persönlich sich nahen zu dürfen. Man rühmte ihre muthige Ergebung, ihren königlichen Sinn in jenen Zeiten, in denen das Unglück des Vaterlandes manch anderes Herz verzagen machte. Sie lebte in ewiger Jugendschöne unter ihren Zeitgenossen fort. Man sprach von ihr wie von dem Schutzgeist des Landes und des Volkes.

Und wie ein solcher, wie ein Genius, wie der Genius Preußens, erscheint die Königin in Richters Bilde trotz der

lebensvollen Portrait-Aehnlichkeit, welche ihr kaiserlicher, greiser Sohn mit freudigem Lobe anerkannte, als er das Bildniß zu sich bringen lassen.

Man sieht das Schloß nicht, sieht die Terrasse nicht, von deren letzter Treppenwendung die in voller Lebensgröße wiedergegebene Gestalt der Königin dem Beschauer entgegenkommt. Ein Bronzegitter faßt die Treppe ein, eine röthliche antike, aber gebrochene Säule erhebt sich neben der Treppe links im Bilde. Zwischen dem dunklen Grün der Laubwände bemerkt man auf ihren Sockeln ein paar eherne Büsten.

Es ist Herbst. Die Schlachten von Jena und von Saalfeld, welche das alte Preußen niederwarfen, waren im Anfang des Oktobers verloren worden. An dem trüben, sturmbewegten Himmel zieht hinten weißes Gewölk vorüber. Dem großen Baume, ganz an des Bildes linker Seite, hat der Wind schon einen Theil seines Laubes geraubt, welke Blätter fliegen durch die bewegte Luft; und schlank, voll und mächtig, wie die Venus von Milo, fest und sanft in sich selbst beruhend, steigt die Königin, langsam schreitend, voll dem Beschauer zugewandt, von der Treppe ihres Schlosses, von ihrer Höhe in das Freie nieder.

Ein weißes, fließendes Gewand umhüllt mit wenig Falten den schönen Leib. Ein seidenes Band von blasser Rosenfarbe hält es unter der Brust zusammen. Der Hals, die Schultern, die Büste sind nach damaliger Sitte entblößt. Sie sind völlig schmucklos, wie das goldig blonde Haar, das, nur von einer mattfarbigen Binde leicht durchzogen, mit seinem Gelock das Antlitz fein umspielt. Ein schwarzer, an dem oberen Rand des Kleides befestigter Mantel, mit Hermelin gefüttert, hängt von dem Rücken der Königin wie

eine Hofschleppe herab. Blaßfarbige, sandalenartige Schuhe bedecken den Fuß.

Alles an der Gestalt wie an der Tracht ist Licht, nur der schwarze Mantel verstärkt die Wirkung des dunkeln Hintergrundes, auf dem sie uns erscheint, und die Rechte wie in betendem Vertrauen und Geloben auf die Brust gelegt, während die Hand des linken herniederhängenden Armes den Mantelkragen erfaßt hat, hebt die Königin das schöne, rosige Antlitz kaum merklich in die Höhe, mit sehnsüchtigem, glaubensvollem Schauen die sinnenden blauen Augen in die Ferne, in das Weite, in die Zukunft gerichtet. Es ist ein unvergleichliches Bild!

Jeder von uns, wenn er seine Erinnerungen durchgeht, wird in denselben Kunstwerke, Dichterwerke finden, die für ihn zu Typen geworden sind, welche ihm einen Anhalt für ein bestimmt zu Leistendes geben, ihm Vorbilder für eine ganze Art zu sein scheinen. Das besondere Empfinden des Einzelnen kann ihn darin täuschen; und doch stehe ich nicht an, zu sagen, daß, ganz abgesehen von der vortrefflichen Malerei, Richters Königin Louise mir ein Meisterwerk in Bezug auf jene Idealisirung zu sein scheint, die das Persönliche, ohne es in seiner Eigenart zu beeinträchtigen, über sich selbst hinaushebt, in den Bereich jener Vergöttlichung der Menschengestalt, von welcher die antiken Bildwerke uns das erhabenste Beispiel geben.

Man kann der Stadt Glück wünschen, deren Museum es besitzen wird.

II.

Den 7. April 1884.

Seit Jahren hatten wir ihn krank gewußt, seit vielen Monaten seinen Tod gefürchtet! Und nun, da uns die Kunde von seinem Hingang wird — wer kann es glauben, daß diese nur das Schöne sehenden Augen sich geschlossen haben für immerdar!

Es ist ein großer Künstler, ein schöner, geistvoller, ein von Herzen liebenswürdiger Mensch gestorben in Gustav Richter. Aber er wird fortleben in seinen Bildern, weit über seine Zeit hinaus. Heute tragen sie ihn zu Grabe. Eine der schönen Ehen, in denen die höchste Liebe ihren Ausdruck fand, ist aufgelöst.

Man muß durchlebt haben, was das heißt, um die Tiefe solchen Schmerzes für den Ueberlebenden zu ermessen. Man muß Richter gekannt haben in der Fülle seiner Kraft, in der geistdurchleuchteten Heiterkeit, die ihn selbst in Zeiten schweren Leidens nicht verließ, um mit Freuden an ihn, mit blutendem Herzen an seinen Verlust zu denken, und ihn doch vor sich zu sehen, wie er sich selber dargestellt: fröhlichen Angesichts, seinen ältesten Knaben in seinen Armen emporhaltend, der, munter hinausschauend in die Welt, dem neugeborenen Brüderchen den schäumenden, funkelnden Becher entgegenbringt — Vater und Sohn, die Bilder des Lebens und der Lebenslust.

Man mag ihn sich nicht vorstellen ohne Leben, hingestreckt unter Palmen und Todtenkränzen; ihn, den farbenfröhlichsten der Menschen! Und er ist vorzeitig gestorben. Er hat das sechzigste Jahr nicht lange überlebt.

Bei dem Verlust eines Menschen, den man bewundert, den man geschätzt und sehr lieb gehabt, wendet der Blick sich unwillkürlich zurück zu den Zeiten, in welchen man ihm zuerst begegnet, wie zu jenen andern, in denen man mehr mit ihm verkehrt.

So nahm ich gestern mit tiefer Rührung meine und Stahrs Tagebücher und Notizbücher aus lang verklungener Zeit zur Hand, mich der guten Stunden zu erinnern, die wir — Stahr und ich — einst in Venedig und später in Rom und Karlsbad, mit Richter zugebracht, und überall trat mir ein klares, frohes Bild von ihm entgegen.

Wann wir Richter zuerst kennen lernten, entsinne ich mich nicht mehr. Als er im Jahre 1855 in Paris bei der internationalen Kunstausstellung für das Bild seiner Schwester die große goldene Medaille erhielt, kannten wir ihn bereits, hatten ihn in seiner Werkstatt in Berlin schon mehrfach besucht, ihn in Gesellschaft angetroffen; aber ein länger dauerndes Beisammensein mit ihm hatten wir erst drei Jahre später in Venedig. Und aus den Aufzeichnungen in unsern Heften, wie aus meinen lebendigen Erinnerungen an jene Zeit, suche ich mir ein Bild festzuhalten, so gut ich es vermag.

Es war im Oktober 1858. Wir standen unter der Kolonnade des Markusplatzes, die der Kirche gegenüber liegt, vor dem Laden eines Photographen und besahen eine Reihe von schönen, an demselben ausgehängten Frauenbildern, als plötzlich Richter an uns herantrat.

Er war damals in der Mitte der Dreißiger, aber obschon ein Mann in voller Kraft, sah er jünger aus mit seinem schwarzbraunen vollen Lockenhaar und Bart, mit den weitgeöffneten und doch so tiefblickenden Augen, und mit jener

Anmuth aller seiner Bewegungen und Mienen, die ihm geblieben ist durchs ganze Leben. Es war Etwas in seiner Haltung, das mich, ohne jede Aehnlichkeit in den Gesichtszügen, doch immer an das schöne, sich zurückwendende Bild Van Dyks erinnerte; wie denn Richter ja auch der Van Dyk geworden ist für die deutsche vornehme Welt.

Einem Landsmanne, einem Künstler wie Richter, gerade in Venedig zu begegnen, war uns ein doppeltes Vergnügen. Auch er schien des Zusammentreffens froh. Die Fragen nach dem Woher und Wohin waren bald erledigt. — Wir hatten längere Aufenthalte in der Schweiz und am Comersee gemacht, waren langsam von Westen nach Osten durch Ober-Italien nach Venedig gegangen, wo wir schon mehrere Tage weilten, noch einige Zeit zu bleiben vorhatten, und von wo wir danach über Wien nach Berlin zurückzukehren dachten.

Richter sagte, er komme geraden Wegs von Hause, sei erst ein paar Tage in Venedig, wolle auch noch einige Tage bleiben, und über Wien zurückzukehren, würde ganz gut in seine Plane passen. „Ich bin nämlich," setzte er in seiner raschen Sprechweise hinzu, „zu einer Kur unterwegs!"

Stahr fragte, was er damit meine, da er wie die Gesundheit selber aussehe.

Richter lachte und sein silberhelles Lachen, wie sein Gesichtsausdruck wenn er lachte, hatten etwas Hinreißendes. „Genau das, was ich sage," meinte er! „Schmerzen hab' ich zwar keine! Aber es ist mir zu Hause bei meinen letzten Arbeiten nicht ganz wohl gewesen; denn ich habe das Gefühl gehabt, als sei ich unter dem Berliner Himmel schwächlich und flach in der Farbe geworden. Die Leinwand sah mich so blaß an wie die Menschen; immer ganz anders, als ich

es gedacht. Da bin ich Knall und Fall hierher gegangen, mir die Augen an den Menschen und an den Bildern der Alten zurecht zu sehen! Und nach Wien gehe ich gewiß auch. Ich muß an die Rubens wieder einmal heran. Man kommt bei uns in eine so verdammte geleckte, schlanke Manierlichkeit hinein, daß man ausschlagen möchte, um sich nur herauszureißen."

Wir konnten ihm das nachempfinden, denn auch der Schriftsteller hat es nöthig, sich zum Oefteren aus der gewohnten Umgebung frei zu machen, sich im Verkehr mit der Ursprünglichkeit vor dem Zuglattwerden zu bewahren. Auch er muß in den Stoffen für seine Darstellungsweise schon deshalb wechseln, weil mit jedem verschiedenen Stoff der Stil gewechselt werden muß, weil er nur auf die Weise flüssig und charakteristisch bleiben kann. Aber davon war damals natürlich nicht die Rede, sondern Richter sagte, auf ein paar der ausgehängten weiblichen Bilder hinweisend: „Sehen Sie, die ganze Gesellschaft hier ist ganz gewiß ihr eigenes Aushängeschild, und dabei sehen sie sammt und sonders aus wie Königinnen; und in allen Farben sind sie prachtvoll! Die Dunkeln und die Blonden. Die da, mit den vollen Schultern und den weißen Perlen in dem krausen, blonden Haar, ist doch genau, als wäre sie die aus dem Rahmen gelaufene thronende Venezia des Veronese!"

Die Aehnlichkeit war in der That überraschend. Richter pries das Loos der Künstler, denen solche Modelle zu Gebote ständen und die in einem Lande lebten, in welchem das Volk, lebhaft und an Gestikulation gewöhnt, der Absicht des Künstlers sofort zu entsprechen vermöge, wenn man es dem Modell nur einigermaßen klar machen könne, was es vorstellen solle.

„Solch ein Berliner Frauenzimmer läßt sich stellen und biegen und drehen wie ein Mannequin, ohne eine Miene zu verziehen! ist aber auch ein reiner Mannequin! Und mit den Männern ist's noch schlimmer, denn denen steckt der Unteroffizier in allen Gliedern! In Italien, in Paris sind die Modelle wirkliche Mitarbeiter. Ein gutes Modell macht den Künstler gerade so geistreich, wie ein lebloses ihm Kopf und Hand lahm legt."

Wir waren inzwischen in ein kleines Speisehaus eingetreten. Die Unterhaltung blieb noch eine Weile an den Modellen hängen, und Richter erzählte eine Menge von Atelier-Anekdoten, bei denen er sehr ergötzlich ebenso das Berliner Deutsch wie das Französische und Italienische handhabte. Er erzählte vortrefflich, d. h. nach scharfer und doch freundlicher Beobachtung, ganz sachlich und mit bester Laune. Er hatte das mit andern Künstlern gemein, denn auch unsere Freunde Rudolf Lehmann und Wilhelm Wider sind meisterhafte Erzähler. Es erklärt sich das aus den Eigenschaften, die den wahren Künstler machen.

Irgend ein Zufall brachte das Gespräch auf die Gefahr, welche der Künstler läuft, wenn er sich in ein Modell zu fest sieht. Stahr führte das Beispiel eines uns nahe befreundeten Bildhauers an, der sich für eine Weile die Phantasie durch seine Frau verdorben hatte, so daß seine Arbeiten in jener Zeit langstreckig und ohne Fülle waren. Von dem Bilde der altgewordenen Fornarina, von den Luino's, die wir eben erst in Mailand gesehen hatten, war die Rede, und von den in Leonardo's Bildern immer wiederkehrenden Zügen und Mienen der Mona Lisa.

Wie das nun im Sprechen so hin und her ging, sagte

ich scherzend: „So viel wird mir bei der Unterhaltung jedenfalls wieder klar, daß es sicherer ist, die Frau eines Schriftstellers als eines Malers zu sein, wenn es nicht ein Landschafter ist! Denn zu ‚Vorgrunds-Pflanzen‘ sind wir am Ende Alle gut genug. Mit einem Historien- oder Genre-Maler ist die Sache doch bedenklich!“

„Gar nicht!“ rief Richter. „Man muß nur eine Frau haben, die Einem immer wieder gefällt und die im Stande ist, Einen immer auf das Neue zu inspiriren!“

„Haben Sie solche schon gefunden?“

„Nein! aber ich kann ja noch warten!“ lachte er — und Stahr sagte in der gleichen Heiterkeit: „Nun! mit dem Suchen werden Sie keine große Mühe haben, vor Ihnen wird die Schönheit sich nicht verstecken und sich finden lassen.“

An den heitern Abend haben wir uns und Richter erinnert, als wir mit ihm und seiner Frau neun Jahre später in Rom zusammentrafen — ich glaube es war bei der Hochzeitsreise des Richter'schen Ehepaares — und noch öfter habe ich später im Richter'schen Hause an jenen Tag in Venedig gedacht, wenn ich gesehen, mit welcher Lust Richter sich und die Seinen immer wieder dargestellt, wie Liebe und Kunst in Eins verschmolzen waren in seiner Seele, wie er gefunden, was er im frohen Kraftgefühl der Jugend sich ersehnt, wie sein Familienglück, wie seine Frau ihn bis zu seinem Ende zu immer schönen Schöpfungen aufs Neue begeistert.

Wohl ihm und ihr!

Von dem Tage ab waren wir in Venedig, das wir Alle kannten, viel beisammen. Wir besuchten die Kirchen, Galerien, Paläste, waren viel in den Straßen und auf dem Wasser. Unser damaliges Erleben findet sich in Stahrs „Herbst-

monaten in Ober-Italien" wiedergegeben, während ich hier nur hervorhebe, was mit Richter im Besonderen zusammenhing.

Eines Morgens, als wir in den Hof des Dogenpalastes eintraten, sahen wir Richter in der einen Ecke der Riesentreppe auf einem Vorsprung sitzen, gingen an ihn heran und fragten, was er da mache?

Er sagte, er sitze da schon den ganzen Morgen und sehe den Wasserträgerinnen zu! „Wenn man's nur herausbringen könnte, wie sie es machen, daß sie immer aus einer reizenden Pose in die andere fallen. Rasch! sehen Sie einmal da hinüber!" rief er.

Wir folgten seinem Fingerzeig und erblickten eine junge Frau, die ihr Kind auf der linken Hand stehen hatte, während sie es mit der Rechten unter der Brust unterstützte und sich nach der Seite wendete, um mit einem Manne zu sprechen, der neben ihr stand.

„Ist das nicht ganz genau die Tizian'sche Madonna, die wir gestern gesehen haben? Sie sitzt auch gerade so, mit einer Säule als Hintergrund," bemerkte er. „Es fehlte blos noch, daß das Kind ihr in das Kopftuch griffe und es sich wie das Jesuskind als Schleier überhielte. — Das ist es eben! Die Leute haben Nichts gemalt, was sie nicht gesehen hatten. Ich sagte es Ihnen schon gestern! Unter den Gian Bellins und den Tizians kommt alle Augenblicke die kleine Friauler Stumpfnase zum Vorschein. Sie haben sich mit dem Stilisiren gar nicht viel gequält. Sie haben eine Mutter mit dem Kind gesehen, haben sie gemalt, haben gesagt: nun sei Du Mutter Gottes! und dann haben sie die Heiligen, und wer sonst anbeten sollte, rund herum gemalt und es ist denn auch so zum Anbeten geworden, daß die Menschen davor ge-

kniet und angebetet haben und es noch thun, bis auf den heutigen Tag."

Ich entsinne mich nicht mehr, an welchem Platze jenes Bild sich befunden, hatte aber am Tage vorher, weil uns auch unter den Köpfen der Anbetenden einige so schön erschienen waren, gleich eine Photographie des Bildes gekauft und besitze diese noch.

Wir verständigten uns sehr wohl darüber, wie die Künstler jener Zeit, aufgewachsen in dem Anschauen der katholischen Kultbilder und in den landläufigen Vorstellungen des christlichen Mythus, die Vermittelung des Menschlichen in der Gottheit mit dem Göttlichen im Menschen leichter gehabt hatten, als die jetzt lebenden und vollends die protestantischen Maler und Bildhauer, indeß gab Richter als selbstverständlich zu, daß nicht nur das Schauen den Gedanken des Künstlers errege, sondern daß in ebenso viel Fällen der Künstler das Bild in sich frei erschaffe, welches er dann freilich nachher in einem an schönen Gestalten reichen Lande, leichter zu beleben und zur Erscheinung zu bringen vermöge, als bei uns im Norden.

Gegen Richters Hervorheben des strengen Realismus in der Darstellung der alten Maler machte ich die landschaftlichen Hintergründe auf vielen der Bilder geltend. Damals existirte noch Tizians herrliches Bild Sankt Petrus Martyrus in der Kirche S. Giovanni e Paolo, das später verbrannt ist, und dessen weiter waldiger Hintergrund von hoher Schönheit und Naturtreue war. Wir hatten es auch gemeinsam gesehen, und eben im Gegensatz zu dieser Wahrhaftigkeit hatte ich an dem Tage die Behauptung ausgesprochen, daß es doch aber solche braungelbe Bäume, solche, wie blaues Glas aus-

sehende Berge und solche farbige und doch kalte Wolken wie im Hintergrunde von den und jenen andern Bildern nirgend gäbe.

„Ach! geben wird es sie gewiß!" rief Richter, „und gewiß irgendwo hier dicht herum. Man müßte nur Zeit haben, aufzupassen, so würde man's schon finden!" — Ich ließ mir das gesagt sein — und paßte auf.

Alle seine Aeußerungen, wie seine ganze Redeweise hatten, wo es sich nicht um ein wirkliches Erzählen handelte, etwas Aphoristisches, das immer klar und höchst bezeichnend war; und mit Niemand ließen sich Meinungsverschiedenheiten besser ausgleichen, als mit ihm. Er war von Herzen gut, hatte dabei ein starkes, berechtigtes Selbstbewußtsein, und hatte sich bei seinem Sinn für das Formenschöne selbst zu schöner Form gebildet. Weil er an sich selbst glaubte, verlangte er von den Anderen nicht beständig Glauben und Anerkennung für sich. Er setzte sie voraus. Das macht ihn leichtlebig und sehr anspruchslos; und wie man gern in sein schönes frohes Gesicht sah, mochte auch er zufriedene Mienen sehen, gab also, wo er es konnte, gefällig nach. So haben wir ihn in Venedig und auf der Heimreise als den gefälligsten, bequemsten Reisegefährten, und überall auch später stets gefunden, wo wir mit ihm in Berührung gewesen sind. „Einen der angenehmsten Spieler," nannte ihn Stahr, nachdem sie ein paar Abende in dem gastlichen Hause der liebenswürdigen Familie Nerly am Whisttisch zugebracht hatten. Und im Spiel kennzeichnet sich der Mensch.

Inzwischen stand der Oktober dicht vor seinem Ende. Die beiden Männer hatten mit Nerly und einem Professor Beck aus Amerika, der Nerly ebenfalls wie wir empfohlen

war, Ausflüge nach Murano und Burano und zu den Armeniern nach S. Lazaro gemacht, und waren von diesem letzten Besuche unter einem heftigen Gewitter heimgekehrt, nach welchem es empfindlich kalt geworden war.

Wir hatten vorgehabt, über Triest nach Wien zu gehen, da Stahr völlig seefest die Meerfahrt liebte. Mir hatte der Gedanke nicht sehr gelächelt, weil ich meines Wohlbefindens auf dem Meere nicht gewiß bin und gerade auf dem Wege von Venedig nach Triest einmal in heftigem Sturme einen sehr bösen Tag durchlebt hatte. Auch Richter zog die Landreise vor. Dennoch hatten wir es mit Stahr wagen wollen, weil die Eisenbahn von Venedig noch nicht fertig war, und die Reise zu Land als sehr langwierig und unbequem geschildert wurde. Leider blieb das Wetter andauernd schlecht. Der nach Triest gehende Dampfer konnte gegen den Sturm nicht an und war an zwei Tagen nach mehrstündiger Fahrt wieder in den Hafen zurückgekehrt. Die Aussicht, das gleiche Schicksal zu erleiden, war nicht verlockend. Die Seereise wurde also aufgegeben, und am zweiten November brachte uns die Naßkälte in den Zimmern, in den Kirchen und auf den Straßen, zu dem Entschlusse, noch an demselben Mittag abzureisen. Das war aber leichter gesagt als gethan.

Am ersten November war eine Aenderung in dem Werth des Geldes eingetreten, wir hatten davon gleich Unbequemlichkeiten bei der kleinsten Bezahlung gehabt; denn der Junge, der Zündhölzer verkaufte, fürchtete eben so wie der Wirth des Hotels und wie die Billetverkäufer an der Eisenbahn zu kurz zu kommen. Das alte bisher übliche Geld wollte man nicht nehmen, preußisches Gold ebensowenig, und die Kasse der Eisenbahn, an der wir durch Zahlung von zwanzig Francs-

Stücken in Ordnung zu kommen dachten, war, wie die Beamten sagten, von der Regierung nicht ausreichend mit dem nöthigen neuen Gelde versehen worden, so daß wir nach einer langen Rechnerei und Wechselei, endlich mit einer Hand voll allerlei Münzen kleinster Art die Eisenbahn bestiegen.

Während Stahr und ich nachsahen und nachrechneten, was wir eigentlich bekommen hätten, steckte Richter sein Theil unbesehen in die Tasche. „Machen Sie sich doch keine unnütze Mühe!“ meinte er sorglos und wohlgemuth. „Hier nimmt's kein Mensch, bei uns noch viel weniger, das ist nur noch zum Murmelspielen! Zu sonst nichts mehr!“

Das gleiche Abenteuer wiederholte sich, als wir nach einigen Stunden in Casarssa die Eisenbahn zu verlassen und uns mit der Post abzufinden hatten, die uns nach Udine bringen sollte. Uns verdroß es, Richter nahm es fröhlich hin. Aber wir waren noch nicht lange bergan gefahren, als ich nach Osten aus dem Wagenfenster blickend, meine Gefährten anrief, die Landschaft und ihre Beleuchtung zu beachten.

„Hab' ich's Ihnen nicht gesagt!“ jubelte Richter. „Die Leute haben nichts gemalt, als was sie selbst gesehen hatten. Da haben Sie's, das ist die Landschaft, die auf dem Bilde von Palma's Töchtern und auf den andern den Hintergrund bildet, den Sie neulich so unglaublich gefunden haben. Das sind die blauen gläsernen Berge und das goldige Braun und die Bäume und der Himmel!“

Sein Frohsinn war uns ein beständiger Genuß und als wir nun immer tiefer in die Nacht hineinfuhren, ergötzten uns seine Erzählungen, daß wir das Hingehen der Zeit nicht merkten. Das Wetter war mit dem Sonnenuntergange klar geworden, der Himmel sternenhell. Aber es war nahe an

Mitternacht, als wir in Udine anlangten, und die Stadt dunkel und wie ausgestorben. Auch vor dem Posthause war außer dem verschlafenen Beamten, der die Sachen ablud, kein Mensch zu sehen. Die paar Personen, die mit uns gefahren waren, gingen mit leichtem Gepäck stillschweigend ihres Weges. Auf unsere Frage, ob denn keine Träger da wären, erhielten wir nebst einem Fingerzeig des Beamten den Bescheid, dort herum pflegte immer Einer mit der Karre zu stehen, der könne uns denn auch nach dem Gasthof bringen, nach dem wir gehen wollen.

Richter war sofort bereit, holte einen Führer herbei und durch eine stattliche, in tiefem Schweigen liegende Straße kamen wir nach recht weitem Gange zu dem Gasthof. Da aber war es erst recht wie in dem Palast der schlafenden Fee. Es war gerade, als kämen hier niemals mehr Fremde an; und weil im Allgemeinen bei dem Reisen ja auch schon damals Alles so seine glatte, gewiesene Art hatte, würde das Abenteuerliche, das Verwunschene der Ankunft und des Hauses belustigend genug gewesen sein, ohne die Kälte, welche die herrschende Gottheit des Hotels zu sein schien.

Unten ein großer Saal, große Schlafstuben eine Treppe höher! Die Kamine noch nicht aufs Heizen eingerichtet, die großen Betten nur mit Cambray-Decken belegt, die Wolldecken, nach denen wir verlangten, noch auf den Speichern und jetzt nicht herbeizuschaffen, da man solch frühe Kälte nicht erwartet; kalte Speisen, und erst nach ziemlich langer Zeit ein Grog, der uns so weit wärmte, daß Richter vorschlug, gar nicht zu Bett zu gehen, sondern beisammen zu bleiben, was doch angenehmer sei, als „wie Grabfiguren in Kleidern auf den hohen Paradebetten" den Tag zu erwarten.

Wir trennten uns dennoch, fanden am Morgen ein Feuer und ein gehöriges Frühstück im Saale, bei dem der jetzt anwesende Wirth sich in den schönsten Entschuldigungen und Anerbietungen erschöpfte, und gingen dann aus, um irgend welche warme Kleidungsstücke zu kaufen, da unsere Sommermäntel und Plaids sich gegen die Kälte als unzureichend erwiesen. Dabei hatten wir noch Zeit, die schön gelegene, vornehme, an Venedig erinnernde Stadt, den stattlichen Markt und eine Kirche zu besehen; aber statt der drei gewollten Mäntel, brachten wir drei große Pferdedecken heim, weil man uns für die Kleidungsstücke das Dreifache ihres Werthes abverlangt, und wir es gerathener gefunden hatten, in Wien lieber die billigen Pferdedecken, als hier das theuere Geld für schlechte Waare fortzuwerfen; und dann ging es wieder mit der Post über die „der Karst“ genannten Bergzüge fort nach Nabresina, der ersten Eisenbahnstation auf der Straße nach Wien.

Der Himmel, der am Morgen hell gewesen, hatte sich wieder bezogen und als wir nach Nabresina kamen, tobte auf der Höhe ein förmlicher Orkan. Ein Bahnhofsgebäude war noch nicht vorhanden. Nur ein riesiger Bretter-Schuppen war zur Aufnahme für die Reisenden bestimmt; und war es in Udine leer und still gewesen, so war es in der Baracke voll und lärmend, und ein Qualm und ein Geruch von dem österreichischen Regie-Tabak, daß wir erst allmälig unterscheiden lernten, wo wir waren und was sich Alles um uns her begab und bewegte.

Das war aber wirklich ein Durcheinander, wie wir es noch kaum gesehen. Mitten im Saale der Fürst Primas von Ungarn, von verschiedenen Geistlichen umgeben. Dicht da-

neben und um ihn her ein Trupp kroatischer Soldaten mit ihren Offizieren bunt durcheinander an den Tischen sitzend, trinkend, spielend, rauchend. Dann wieder einige offenbar sehr mißmüthige Damen, in ihre Schleier gehüllt wie Immermanns lavendelduftige Fürstin, die Riechfläschchen in den Händen, welche gegen diese Atmosphäre sicher ohne Wirkung blieben. Jäger mit Hunden, Bauern mit Schafen und ein paar Schweinen. In einer Ecke ein paar Zigeuner, die Musik zu machen versuchten, neben bürgerlich gekleideten Passagieren. Jeder sprechend, Jeder auf sich gestellt, ohne alle Rücksicht auf den Andern. Ein wüster, brausender Lärm, und über dem Allen der dichte Tabaksqualm, ein fast sichtbarer Brodem, und ein Heulen des Sturmes, daß an ein Herausgehen gar nicht zu denken war.

Stahr erinnerte uns an ein Bild von Delacroix; an die Ermordung des Bischofs von Lüttich in einem von Menschen überfüllten Festsaal, das in Paris 1855 in der Ausstellung gewesen, von Manchem sehr bewundert worden war, und von dem einer der Verehrer Delacroix's in seiner Kritik des Bildes die Worte gebraucht hatte: „cela fourmille et glapit, cela crie; cela flamboie et pue!“

Die Baracke in Nabresina war das wirkliche Gegenstück dazu. Richter fand sie höchlich interessant und konnte nicht satt werden, zwischen der Menge umherzugehen. Dies sollten wir sehen, Jenes bemerken. Seine Lust an der Scene und an den Gruppen ließ mich für mein Theil aber ziemlich gleichgültig, denn mir lag bei der Aussicht auf die Nachtfahrt die Sorge für Stahr schwer auf der Seele, für den sie in diesem Unwetter ihr sehr Bedenkliches hatte.

Endlich um Mitternacht, nach achtstündigem Aufenthalt

in dem Höllenspektakel erklang das Signal zur Abfahrt. Alles drängte nach den Thüren, aber das Herauskommen, und an die ein Ende entfernte Bahn und in die Wagen zu kommen, war ein Stück Arbeit. Die Männer, mit dem Handgepäck beladen, hatten große Noth ihre Hüte zu behalten und wurden vom Sturm zurückgeschleudert, daß sie kaum dagegen ankonnten. Uns Frauen nahmen auf Anweisung irgend eines Beamten Soldaten bei den Schultern und schleppten uns so nach dem Zug. — Ich habe bei meinem vielen Reisen nie etwas Aehnliches, nie ein solches Durcheinander erlebt. — Selbst Richter warf sich erschöpft und müde in die Wagenecke, tröstete sich und mich jedoch bald wieder mit der Bemerkung, daß wir Beide es auf der See vielleicht noch schlimmer gehabt hätten; und die ersten paar Stunden ging die Fahrt denn auch glatt weg von Statten. Die Wagen waren ganz voll Menschen, so daß sie dieselben, da Alles rauchte, mit ihrem Rauchen einigermaßen, wenn auch nicht auf die angenehmste Weise, heizten, und allmälig waren die Meisten eingeschlafen.

Mit einem Male ein Ruck! ein greller Pfiff und ein fortgesetztes Heulen der Dampfpfeife.

Alle schreckten auf, man öffnete die Fenster, Jeder fragte, „was geht da vor?"

„Wir sitzen fest!" antwortete der Schaffner.

„Weshalb heult denn die Lokomotive so?"

„Sie weint!"

„Was heißt das, sie weint?"

„Der Wiener Courierzug kommt uns entgegen! den haben wir abzuhalten!"

„Aber was soll denn hier aus uns werden, wenn wir festsitzen?“

„Wir haben nach . . . um einen Schneepflug signalisirt. Wenn's der Wind hat hingelangen lassen, muß der in Kurzem kommen. Man muß halt warten! es ist nichts zu machen!“

Angenehm war die Lage nicht, und es war sicher keinem wohl dabei zu Muthe. In finsterer Nacht auszusteigen, wo die Dampfmaschine den Schnee nicht bewältigen konnte, daran durfte man nicht denken. Wo man sich eigentlich befand, das war nicht zu erkennen. Die Fenster des Wagens waren dicht befroren. Von Zeit zu Zeit kratzte Richter mit seinem Taschenmesser das Eis von der Scheibe, um sich zu überzeugen, daß man nichts sehen könne; von Zeit zu Zeit öffnete Einer oder der Andere auf der entgegengesetzten Seite das Fenster, um die gleiche Erfahrung zu machen, und dann jagte der Sturm uns die großen Schneeflocken naßkalt in den Wagen.

Man sprach, man vermuthete, man zog alle paar Minuten die Uhr heraus, man berechnete, ohne zu wissen, was man berechnen konnte. Man hoffte, man befürchtete, man glaubte Signale zu hören — und der Schneepflug kam nicht — und die Lokomotive und der Sturm heulten um die Wette. Nach vergeblichen Versuchen, die Sache leicht zu nehmen, wurden allmälig Alle still und stiller und versanken, durch die Kälte noch unbehaglicher gemacht, mehr und mehr in Schweigen.

Wie wir so eine Weile, die uns lang genug erschienen, da gesessen hatten, fiel mir die Flasche Pykolit ein, die ich, gewohnt den Proviantmeister zu machen, noch im letzten Augenblicke in Nabresina gekauft. Es ist dies ein süßer,

feuriger, auf dem Karst wachsender Wein, den wir in Nabresina kennen lernen und sehr gut gefunden hatten. Ich bat Richter, die Flasche, die er über seinen Platz in das Netz gelegt, herunter zu reichen. Er erhob sich. Ein neben ihm sitzender Passagier wollte sein Gepäck wegrücken, um es ihm bequemer zu machen, stieß aber mit irgend etwas Hartem an die Flasche, sie brach mitten durch, ihr ganzer Inhalt floß über Richter, und ihm in den Hemdkragen und in die Aermel. Aber, wo ein Anderer leicht einen Fluch ausgestoßen hätte, kam kein Wort des Unmuths über seine Lippen.

„Die Ausgießung des heiligen Geistes, nur ohne Pfingstwetter!" lachte er, während er sich triefend schüttelte unter dem kalten Naß, und darüber scherzte, daß er so noch nie in Wein gebadet worden sei.

Seine Liebenswürdigkeit und Schönheit machten uns und auch den Fremden, der die Flasche zerschlagen hatte, heiter mit ihm. Jeder wollte ihm helfen. — Er fand das gar nicht nöthig, rühmte den köstlichen Duft des Weines, bedauerte nur, daß er ihn nicht besser gesichert, daß wir ihn entbehrten, und während er noch damit beschäftigt war, sich so gut es ging, zu trocknen, erscholl dann endlich wirklich das Signal des Schneepflugs. Wir wurden frei gemacht! Etwas später ging der gefürchtete Wiener Zug ungehindert an uns vorüber.

Die Ausgießung des heiligen Geistes war das letzte störsame Abenteuer gewesen. Wohlbehalten, wenn auch fünf Stunden später, als man uns erwartet, langten wir in Wien an, von meinem Schwager, dem Landschafter Louis Gurlitt, und meiner Schwester mit Sorge erwartet und also doppelt froh empfangen.

In Wien, das damals eben im Umbau begriffen war, blieben wir mit Richter ebenfalls beisammen. Wir wohnten in demselben Gasthofe, sahen die Galerien, die Theater gemeinsam, und hatten gute Stunden in dem Gurlitt'schen Hause, in dem die Professoren Brücke und Ludwig, in dem Rahl, Hansen, Mosenthal mit vielen Andern eine anziehende Gesellschaft bildeten. Und als Richter dann vor uns nach Berlin aufbrach, schieden wir von ihm mit dem Bewußtsein, daß es einen liebenswürdigeren Menschen kaum geben könne.

Es lag immer der Sonnenschein über ihm, unter dem man sich die leichtlebenden Götter vorzustellen liebt. Sein Geist und seine Güte durchdrangen einander und verschmolzen in Eines, wie sein entschieden Berlinisches Wesen und sein idealer Schönheitssinn; und wo diese Mischung einmal voll und ganz zur Erscheinung kommt, entstehen Menschen, wie Richter und wie Felix Mendelssohn: Menschen von geisterfülltem Schönheitsadel, die nicht zu lieben, gar nicht möglich ist, und an denen selber, wie an ihren Schöpfungen, die Zeitgenossen, wie die Nachwelt sich gleichmäßig erfreuen.

Könnte man mit der Feder darstellen wie mit dem Pinsel! Ich könnte ihn malen mit der raschen, den Kopf zur Seite emporhebenden Bewegung, wenn er auf eine Frage sich zu Jemand wendete, mit dem vollen Aufschlag der geistsprühenden Augen, immer fest in seinem Urtheil, schnell auffassend, schnell und mit den zutreffenden Worten entscheidend. Eine ganze Menge seiner Aussprüche auch aus späteren Zeiten fallen mir ein, nun ich an ihn denke.

Einmal trafen wir mit ihm und anderen Bekannten zufällig in der Sachse'schen Kunsthandlung vor dem Bilde eines noch lebenden Künstlers zusammen, dessen Werth von den

Einen eben so hoch gepriesen, als von den Anderen geleugnet wurde, die in dem Hervorheben des Häßlichen kein Ende finden konnten. Richter erkannte das Bild an; Stahr theilte bis zu einem gewissen Grade seine Meinung und sagte, auf einen der Tadler hinweisend, zu Richter: „Ich glaube, wenn man solche Leute wie diesen hier, vor die Venus von Milos hinstellt, sehen sie nichts als die Flecke und die Zerbröckelung auf der Haut. Warum sehen Sie die Mängel und das Häßliche! Sehen Sie das Schöne!“

„Ja!“ rief Richter, „das ist's ja! Die Menschen haben eine Lust daran, das Häßliche hervorzuheben. Ich gebe ja zu, daß das Häßliche in seiner Art und an seinem Platze auch recht schön sein kann, aber eigentlich schön ist's doch nicht, und das Schöne ist doch immer schöner.“

Der Satz in seinem originellen Hin und Her hatte so lustig geklungen, daß er sich mir eingeprägt hat; und ich glaube, daß ich ihn noch heute genau mit Richters Worten wiedergebe. Es hatte mich daran gemahnt, daß Richter, als er im Jahre 1867 im Winter aus Süditalien mit seiner Frau nach Rom zurückkam, von Neapel eine Photographie mitgebracht hatte, welche zehn oder zwölf zum Tode verurtheilte Briganten darstellte. Ein Weib war unter ihnen.

Er zeigte uns die Karte, erzählte, daß das Haupt der Gesellschaft, als man sie aufmarschiren lassen und ihnen gesagt hatte, daß man sie jetzt erschießen werde, ein lakonisches siete padrone! geantwortet, und daß die Exekution dann vor sich gegangen sei. Es waren entsetzliche verrohte Gesichter darunter und ich fragte, weshalb er denn das Blatt gekauft.

„Für den Menzel!“ sagte er. „Der wird daraus heraus-

sehen, was er braucht!" und nun fing er selber das Beachtenswerthe an den Köpfen hervorzuheben und den verschiedenen Ausdruck in ihnen höchst anziehend zu deuten an.

Er selber malte damals ein schönes ganz junges Mädchen, die Stella. Es war ein liebreizendes, unschuldiges Gesicht. Zehn Jahre später, als ich sie 1877 wiedersah, war sie verheirathet, hatte ein paar Kinder und war so verblüht, daß man Mühe hatte, sie zu erkennen. Ihren Namen und das Bild ihrer Jugendschöne habe ich für meinen Roman benutzt. Goethe's Wort, daß die Schönheit nur an einem Tage schön sei, kam auch bei ihr zur Geltung, aber sie lebt fort in Richters Bild, wie Richters Bilder in Jedem, der sie einmal gesehen.

Wenn der Ausspruch von Thomas Buckle wahr ist, daß der gute Gedanke des Einzelnen eine Bereicherung der Menschheit ist, so haben die Bilder von Richter, in der Weise, in welcher ihre reine Schönheit sich in der Erinnerung des Einzelnen festsetzt, auch gar Viele bereichert. — Ich habe es früher ja versucht, einige seiner Kompositionen und Portraits, so gut ich es vermochte, für mich und Andere schriftlich nachzuzeichnen, vor Allem die Familienbilder, mit denen er sein Haus geschmückt. In jedem Raume der reich gehaltenen Wohnung fanden sich deren; und welch ein Abstand war es, von den sich fröhlich tummelnden Bildern seiner Kinder, bis zu dem als Genius aufgefaßten Bilde der Königin Louise; und von dieser bis zu jenem Zigeunermädchen, das er in Livadia gemalt, und das mit den großen dunkeln Augen, wie ein verzaubertes Königskind, aus dem dunkeln Blättergrün hervorlugte.

Richter verstand es wie Wenige, den Augenblick festzu-

halten, in welchem die Person, welche er darstellen wollte, sich am Vortheilhaftesten zeigte. Wie vor den Radirungen nach Rembrand'schen, vor den Kupferstichen nach Van Dyck'schen Bildern und vor jenen Gerards, deren Goethe eine Anzahl beschrieben und erklärt hat, mußte man vor Richters Portraits es immerdar bewundern, wie natürlich die Gestalt sich gab, obschon sie stilisirt, oder soll ich sagen, durch das idealisirende Schauen des Künstlers, über sich selbst hinausgehoben war.

Zu dem letzten Bild, das ich von ihm gesehen, als ich ihn im verwichenen Sommer zum letzten Male in seiner Werkstatt besuchte, hatte wieder seine Frau das Vorbild gemacht. Er hatte es „Melancholie" genannt.

Damals arbeitete er in einer, nach dem Garten hinausgelegenen Stube des Erdgeschosses. Sie war mit all' dem Geschmack, der beiden Gatten eigen, in ein Atelier verwandelt und Richter, der sich an jenem Tage verhältnißmäßig sehr gut zu befinden schien, holte selbst die und jene Leinwand herbei, sie mir und einer nahen Freundin des Hauses zu zeigen, bis er endlich die Staffelei in das rechte Licht stellte, auf welcher sich jenes neue Bild befand.

Es war ein mäßig großes Brustbild. Durch die runden, in Blei gefaßten Butzenscheiben eines Fensters fällt das bläuliche Licht hellen Mondscheins in das mittelalterige Zimmer. Eine noch junge und schöne Frau steht an dem Fenster, die gefalteten Hände gegen das Gesicht gepreßt, mit dem Ausdruck tiefster Schwermuth und unaussprechlicher Sehnsucht hinausschauend in die helle Nacht, suchend nach dem, was nimmer wiederkehren kann!

Wir bewunderten das Bild — aber mir selber war zum

Weinen. Hatte Richter das Bild in banger, vorahnender Liebe so gemalt? Hatte die Frau das empfunden, während er sie gemalt?

Wie bald wird sie so stehen und um ihn weinen! — dachte ich, als ich die beiden damals noch so Glücklichen verließ.

Es hat nicht lange auf sich warten lassen, das Ende dieses Glücks! Aber die Liebe, mit der zwei Menschen fest aneinander gehangen, hat kein Ende, so lange einer von den beiden lebt und in ihr lebt. Der Hingegangene dauert in dem Ueberlebenden fort, wie der Künstler in seinem Werk — und Richter wird fortleben in all seiner Lebensfülle und edeln Schönheit, nicht nur in dem einen Herzen und in seinen Bildern, sondern in der Seele Aller, die ihn kannten, für und für.

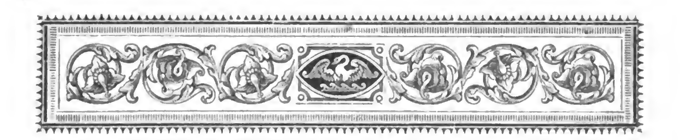
Denn auch ihm gebührt das Wort, mit welchem Schiller seinen Max bezeichnet:

„Es leben Viele, die seiner Sitten Freundlichkeit erfahren";

auch von ihm gilt Goethe's Ausspruch, mit dem er Schiller hoch erhoben:

„Denn hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt — das Gemeine!"





Hortense Cornu.

1884.

Als die Zeitungen neulich berichteten, es werde der Briefwechsel Napoleons III. mit seiner Jugendfreundin, Frau Hortense Cornu, veröffentlicht werden, fragte mich Jemand, ob ich wisse, wer diese Frau gewesen sei, und ob ich sie vielleicht gekannt hätte?

Ich konnte beide Fragen bejahen; und da mit der Herausgabe jener Briefe Napoleons III., die ich seiner Zeit mehrfach in Händen gehabt, die Theilnahme für die treffliche Frau erregt worden ist, an welche er sie im Laufe langer Jahre, von seiner Kindheit bis zu seiner Thronbesteigung und Verheirathung, gerichtet, will ich von ihr erzählen, was ich von ihr weiß, das heißt, was ich in wiederholtem, längerem Beisammensein selbst mit ihr erlebt und was sie mir erzählend von sich und ihren Erinnerungen mitgetheilt hat.

Dabei muß ich aber eine Bemerkung vorausschicken. Für das, was ich selbst erlebt, bin ich Bürge; für das, was sie mir erzählt, kann ich nur die möglichst genaue Wiedergabe des von ihr Gehörten verbürgen; und dabei kann ich versichern, daß, soweit ich Hortense Cornu gekannt, ich allen

Grund habe, an ihre Wahrhaftigkeit zu glauben. Ich denke auch, daß alle diejenigen, welche in Verkehr mit ihr gestanden, diese meine Meinung von ihr theilen werden. Jene Eitelkeit, welche sich zur Schau zu stellen liebt, lag nicht in ihrer Art.

Hortense Cornu war eine geborene Lacroix. Ihre Mutter war eine der Kammerfrauen der Königin Hortense gewesen und dieser in das Ausland gefolgt, als die Königin nach den hundert Tagen, bei der Wiedereinsetzung der Bourbons Paris verlassen hatte. Von der Königin hatte sie den Namen Hortense erhalten. Sie hatte einen Bruder, den Architekten Eugen Lacroix, der unter der Präsidentschaft und auch nach der Thronbesteigung Napoleons III. „Architekt der Tuilerien" war. Ich glaube, so lautete der Titel.

Sie selbst war an einen sehr tüchtigen Historienmaler, Sebastian Cornu, verheirathet, dessen Fresken in verschiedenen Kirchen und Kapellen eine große Empfindung für religiöse Darstellung bezeugten und ebenso eine fein durchgebildete Technik. Napoleon hatte ihn, während er Prinz-Präsident war, zum Direktor der Gobelinsfabrik ernannt, für welche Stellung ihn sowohl seine Bedeutung als Maler, wie seine allgemeine Bildung besonders geeignet machten.

Ich war mit Madame Cornu im Jahre 1848 durch Vermittelung von Bettina von Arnim bekannt geworden, als ich mit Therese von Bacheracht mich eine Zeit lang in Paris aufhielt. Hortense, die des Deutschen vollkommen mächtig war, hatte Goethes Briefwechsel mit einem Kinde übersetzt, und Bettina hatte mir Grüße an sie aufgetragen, um mir die Bekanntschaft von Hortense zu verschaffen.

Sie mag damals in der Mitte der Vierziger gewesen sein und war eine angenehme Erscheinung von mittlerer

Größe. Sie hatte dunkles Haar und sanfte, kluge Augen. Ihre Haltung, ihr ganzes Betragen waren bei innerer Vornehmheit, und bei einem Charakter von männlicher Festigkeit, schlicht und bescheiden, und so war auch die Lebensführung der beiden im besten Einverständniß lebenden Gatten. Wie Cornu verdiente Geltung als Künstler hatte, fand Hortense unter den Kunstkennern und Kunsthistorikern ehrenvolle Anerkennung als Kunstkritiker. Sie hatte kurz vor jener Zeit unter dem Namen Sebastien Albin einen Essai sur l'histoire des arts en Italie veröffentlicht, der sehr gewürdigt worden war.

Damals und noch viele Jahre nachher, wohnte die kinderlose Familie in einem Seitenflügel des palastartigen Hauses, in welchem die von Henriette Mendelssohn erzogene Tochter des Generals Sebastiani, von ihrem Gatten, dem Herzog von Praslin, ermordet worden war. Es lag, wenn ich mich nicht in dem Namen irre, in der Rue de Varennes.

Cornu und die Frau waren ihrer politischen Ueberzeugung nach Republikaner, und ihre Einrichtung wie ihre Lebensweise waren bei liebenswürdiger Gastlichkeit so einfach, wie man sie damals in den guten bürgerlichen und Gelehrtenkreisen in Paris, und auch bei uns, noch zu finden gewohnt war.

Im Jahre 1848 hatte ich nur fünf Wochen in Paris zugebracht, weil nach dem Ausbruch der Revolution in Berlin, mein Bruder und meine Freunde meine Rückkehr gewünscht. Ich hatte also Hortense nur einigemal gesehen, nicht näher kennen gelernt.

Unsere Freundschaft stammt aus dem Jahre 1850, wo ich, von England kommend, mit Stahr und Moritz Hartmann ein paar Monate in Paris verweilte. Damals sah ich zuerst

die Briefe Louis Napoleons, die einen ganzen, starken Band ausmachten und die nach meiner Schätzung und Erinnerung weit zahlreicher gewesen sein müssen, als die „etwa dreißig Briefe", deren in der Zeitungsnachricht Erwähnung geschehen.

Neben diesen Briefen bewahrte Frau Cornu unter Glas und Rahmen das lange, helle Gelock Louis Napoleons, das man ihm im vierten Jahre abgeschnitten und das er ihr geschenkt, als sie ihn auch einmal wieder während seiner Gefangenschaft in Hamm besuchte.

„Ich habe Befehl gegeben," hat er damals, wie sie mir erzählt, zu ihr gesagt, „das Schloß Arenenberg" — die Königin Hortense hatte in demselben gelebt — „zu verkaufen, alles dort zu verkaufen, denn mein Leben ist jetzt derart, daß ich solchen Besitz nicht halten kann und auch mit ihm nicht beladen sein will. Eine Sache ist aber dort, die ich nicht verkaufen lassen konnte: das ist mein Haar, das man einst meiner Großmutter geschickt und das dann meine Mutter nach dem Tode der Kaiserin wieder an sich genommen hat. Ich habe es hierher kommen lassen, und da ich Niemand habe, der Werth darauf legen würde, behalte Du es, die seit meiner frühesten Kindheit wie eine Schwester für mich gewesen ist."

Ich übersetze diese Worte wie die ganzen Mittheilungen von Cornu und seiner Frau aus dem Französischen. Unser mündlicher Verkehr mit ihnen bewegte sich immer in ihrer Sprache, weil, wie ich vermuthe, Cornu das Deutsche nicht sprach und weil häufig auch andere Personen mit uns zugleich bei ihnen waren. Dagegen ist nur das erste Billet, das ich von Hortense Cornu im Jahre 1848 erhielt, französisch geschrieben; ihre Briefe an mich sind alle deutsch. Sie hatte

unsere Sprache erlernt während der Jahre, in welchen die Königin Hortense sich in Augsburg aufgehalten, und auch Louis Napoleon muß deutsch verstanden haben, denn in einem seiner Briefe an Hortense Cornu hieß es: „je vous renvoie votre Theuerdank mit viel theurem Dank!“

Bei diesem Anlaß will ich hinzufügen, daß weder ich noch Stahr die Gewohnheit hatten, eigentliche regelmäßige Tagebücher zu führen. Wohl aber haben wir in kalenderartig eingerichteten Büchern das äußere Erleben jedes Tages zu unserem späteren Erinnern mit ein paar Worten festgehalten, weil solche untereinander gestellte Uebersicht der einander folgenden Jahre etwas Angenehmes hat. Nur in den Fällen, in welchen Mittheilungen von Dritten, oder eigene Beobachtungen uns besonders beschäftigt hatten, habe in der Regel ich sie für uns aufgeschrieben, wie z. B. unsere mannigfachen Unterhaltungen mit Heinrich Heine in den Jahren von 1848, 1850 und 1855 — und ebenso die Erzählungen von Sebastian und Hortense Cornu aus den gleichen Zeiten.

Im Jahre 1850 hatten wir natürlich ein lebhaftes Interesse für Alles, was den Prinz-Präsidenten betraf, und so fragten wir auch einmal, welche Art von Erziehung er genossen habe.

„Es ist ihm keine sehr zusammenhängende Erziehung zu Theil geworden“ antwortete Madame Cornu. „Wir wuchsen, namentlich in Augsburg, ziemlich willkürlich auf. Das ganze Haus war voll Kinder: der Prinz, sein Milchbruder Tela, Morny und noch ein paar andere Kinder, deren Eltern zum Hofhalt gehörten. Die Königin war unter dem Anschein leichten Sinnes eine der muthigsten Frauen. Sie vergötterte den Prinzen Louis Napoleon und hegte die festeste Zuversicht

zu der einstigen Thronbesteigung dieses Sohnes, die durch das Festhalten des französischen Landvolkes an allem Erbrecht noch genährt ward. Weil sie beständig fürchtete, seine körperliche Entwickelung durch geistige Anstrengungen zu beeinträchtigen, ließ sie ihn wenig lernen, begünstigte aber dafür seinen geradezu fatalistischen Glauben an seine kaiserliche Zukunft. Bei großer Körperkraft und großer Energie des Willens und Geistes war er durch den Einfluß der Mutter, als Knabe und in den eigentlichen Jünglingsjahren träge und nur auf Genuß gestellt. Erst als er selber mit zwanzig Jahren zu merken begann, was ihm fehlte, warf er sich mit eiserner Festigkeit in die Arbeit. Er nahm Lehrer für die verschiedensten Fächer, studirte eifrig und wurde dann selbst der Lehrer seines Vetters Napoleon."

Zu diesem, so erzählte unsere Freundin, habe der Prinz in frühen Jahren eine liebevoll vertraute Freundschaft gehegt; aber ihn selber habe die Familie es immer empfinden lassen, daß sie ihn nicht als einen Sohn des Königs Louis, nicht als einen Bonaparte ansehe; und namentlich nach seiner Verwickelung in die italienischen Wirren, und den fehlgeschlagenen Aufständen in Straßburg und Boulogne, habe sie ihn als einen einfältigen Thoren bezeichnet, der die Bonapartes dem ganzen Europa gegenüber kompromittire. Selbst in den Zeiten wirklicher Noth, seien ihm geringe Darlehen, um welche Hortense Cornu auf seinen Wunsch bei seinen Angehörigen für ihn habe nachsuchen müssen, verweigert worden; obschon er ihnen Werthsachen, die er noch besessen, als Sicherheit dafür geboten.

Ich unterlasse die weiteren Mittheilungen über die Jugend Napoleons III. und über seine spätere Gefangenschaft

in Hamm, während welcher Hortense ihn mehrfach besucht, weil es sich hier nicht um den Kaiser, sondern um Hortense Cornu handelt — und werde nur zum Schlusse dieser Charakteristik noch einige von Madame Cornu's Mittheilungen über Louis Bonaparte folgen lassen.

Beide Cornu's waren eng mit den italienischen Republikanern befreundet, welche nach den Revolutionen von 1848 sich in Paris aufhielten. Wir sahen 1850 bei ihnen die bedeutenderen unter den italienischen Flüchtlingen, wie den sicilianischen Revolutionsminister Stabile, den gelehrten Michele Amari, den wir schon bei Franz und Karoline Sabatier hatten kennen lernen.

Auch der schöne Lombarde Cernuschi, einer der Führer der römischen Revolution, gehörte zu den Freunden von Hortense, und sie hatte das Glück gehabt, durch ihre Verwendung bei dem Prinz-Präsidenten Cernuschi's Auslieferung zu verhindern.

Ich habe das auf ihre Fürbitte erfolgte Antwortschreiben des Prinz-Präsidenten gelesen. Es lautete etwa: „In dieser Stunde wird Herr Cernuschi befreit sein, und ich habe den Befehl gegeben, auch die beiden anderen Gefangenen in Freiheit zu setzen. Aber obschon ich mich sehr wohl, und ohne zu erröthen, entsinne, daß ich selbst Flüchtling, Verschwörer und Gefangener gewesen bin, konstatire ich nichtsdestoweniger, daß die Autoritäten von damals gegen mich gehandelt haben, wie sie es zu thun schuldig waren; und in der Stellung, in der ich mich gegenwärtig befinde, kann und darf ich es nicht leiden, daß Paris den Mittelpunkt aller Verschwörungen bilde, die in Europa angezettelt werden.“

* * *

Einmal, als wir auch bei Cornu's waren und ein Paar zum Besuch anwesende Italiener sich entfernt hatten, fragte sie mich, ob ich vielleicht zufällig in Berlin Jemand von den polnischen Revolutionären gekannt oder gesehen hätte, für die man sich in gewissen französischen Kreisen sehr interessirte. Ich verneinte beides.

„Ich habe auch Niemand von ihnen gesehen und gekannt," sagte Frau Cornu, „und bin doch in die Lage gekommen, für Mieroslawski vermitteln zu sollen."

„Wie hängt das zusammen?" fragte ich.

„Ach!" entgegnete sie, „das ist eine lange Geschichte, aber ich will sie Ihnen erzählen, weil ich damit zugleich Ihre neuliche Erkundigung beantworte, ob ich George Sand gekannt, und weil in dem Abenteuer auch Bettina vorkommt, der wir Beide unsere Bekanntschaft verdanken. Es war zu der Zeit, in welcher Mieroslawski in Berlin gefangen war und prozessirt wurde.

„Man fürchtete damals," erzählte Madame Cornu, „ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, Mieroslawski könne nach Rußland ausgeliefert werden, und so kam eines Morgens Madame Geoffrin St. Hilaire mit einer mir fremden Dame, einer Verwandten von Mieroslawski, zu mir. ‚Sie haben die Briefe von Bettina übersetzt, sind also mit ihr bekannt,' sagte sie, ‚und man weiß, in welcher Gunst Frau von Arnim bei dem Könige von Preußen steht. Schreiben Sie an Frau von Arnim, die sich ja selbst für das Schicksal der Polen interessirt, und bitten Sie sie um ihre Verwendung für Mieroslawski.' Ich sagte, ich wolle das sehr gern thun, aber ich sei eine ganz unbekannte Person, und ein Brief von George Sand, zu deren Bewunderern Frau von Arnim nach ihren

Aeußerungen gegen mich gehöre, werde gewiß für sie wie für den literarisch gebildeten König bestimmender sein.

„Madame de St. Hilaire wendete mir ein, daß man bei George Sand nicht angenommen werde, daß Tage damit vergehen könnten, wo die Stunden so kostbar wären, daß es sich um ein Menschenschicksal, vielleicht um ein Menschenleben handele. ‚Nun gut denn!‘ rief ich, ‚ich weiß ein Mittel, empfangen zu werden, obschon ich George Sand niemals gesprochen habe. Ich will hingehen und für Sie bitten.‘

„George Sand hatte nämlich mehrmals an den Prinz-Präsidenten während seiner Gefangenschaft geschrieben; und einmal, als ich ihn besucht, hatte er aus seinem Garten, den er selbst pflegte — denn er besitzt ein großes Geschick in der Kultur von Blumen und von Pflanzen — also aus seinem Garten hatte er ein Bouquet zusammengestellt und mich beauftragt, es George Sand zu bringen mit den dankbarsten Grüßen für ihre Theilnahme an des Prinzen Schicksal. Ich that, wie er es mich geheißen. George Sand war aber abwesend, ich hatte ihr also schreiben müssen; sie hatte mir geantwortet — sie wußte also von mir.

„Als ich mich bei George Sand melden ließ, wurde ich nicht angenommen. ‚Sagen Sie,‘ befahl ich dem Diener, ‚ich käme von dem Gefangenen von Hamm!‘ — Darauf öffnete sich mir die Thür. Man führte mich in ein Zimmer, in welchem der junge Dudevant zeichnete, und ein alter Herr mit einer blonden Perrücke und blauem Halstuch umherging. Nach langem Wartenlassen trat George Sand aus dem Nebengemach, schritt langsam auf mich zu und fragte mit sehr kaltem Ton und Blick: ‚Was wollen Sie von mir, Madame?‘“

Ich warf dabei die Frage auf, ob George Sand schön sei.

„Ja,“ sagte Madame Cornu, „mir ist sie sehr schön erschienen, obschon sie einen vollkommenen Männerkopf, namentlich aber das Auge und den Blick eines Mannes hat. Ich habe nie einen Blick gesehen, der kälter, ruhiger und haftender gewesen wäre. Sie zog mich an und stieß mich doch auch ab. Auf ihre herrische Frage, was ich wolle, entgegnete ich ihr, ich wünsche, sie allein zu sprechen. — ‚Sprechen Sie immer,‘ sagte sie, ‚ich habe vor diesen Herren keine Geheimnisse.‘ — ‚Aber ich könnte vielleicht vor diesen Herren nicht sprechen wollen und muß es dringend fordern, daß Sie mich allein hören,‘ gab ich ihr zurück. — Der entschiedene Ton bestimmte die Sand. ‚Geht!‘ befahl sie den Beiden, und sie gingen.

„Als wir uns allein befanden, sagte ich: ‚Ich habe mich bei Ihnen zu entschuldigen, da ich mich eines falschen Vorwandes bedienen mußte, um bei Ihnen vorgelassen zu werden. Ich habe einmal die Ehre gehabt, Ihnen einen Blumenstrauß von dem Gefangenen von Hamm zu übermachen, heute aber komme ich auf Bitten der und der Damen und mit der eigenen Bitte, daß Sie uns beistehen, ein schweres Schicksal von einem politischen Gefangenen abzuwenden.‘ Ich erzählte darauf die Sachlage und bat sie um den Brief an Bettina.

„George Sand hörte sehr ruhig zu und sagte dann ebenso ruhig: ‚Nein, ich werde den Brief nicht schreiben.‘

„‚Wie, Sie verweigern es, ein paar Zeilen zu schreiben, wenn diese von großem Einfluß auf das Schicksal eines Menschen sein können?‘

„George Sand schwieg, und erst nach einer Pause sagte

sie: „Zunächst liebe ich es nicht, wenn Frauen sich in die Politik mischen.‘

„Das verdroß mich, denn sie hatte damals eben erst in einem ihrer Romane ihre politisch-sozialistischen Ansichten verhandelt, die in der Presse scharfe Angriffe gefunden, und ich konnte mich nicht enthalten, ihr zu sagen: ‚Darin haben Sie recht, denn in der Regel verstehen sie nicht viel davon. Aber es handelt sich ja hier nicht um Politik, sondern darum, daß man für einen Menschen, der gewiß in gutem Glauben und bester Absicht für sein unterjochtes Vaterland gehandelt, um Gnade bittet, und ihn vor einem grausamen Geschick bewahrt. Das scheint mir ein reines Werk der Menschlichkeit, und also eben eine Aufgabe für Frauen zu sein.‘

„George Sand besann sich wieder und sprach dann — immer sehr langsam und meist in dem Tone eines schmollenden Kindes —: ‚Nein, nein! was geht mich Herr Mieroslawski an! Ich kenne ihn nicht! — Nein! gewiß! ich will nicht an Frau von Arnim schreiben!‘ — Dann richtete sie sich plötzlich auf und sagte mit scharfer und spöttischer Freundlichkeit: ‚Da Sie sich übrigens so sehr für ihn interessiren und ihn so sehr zu lieben scheinen, so will ich Sie des Glückes nicht berauben, ihn selbst zu retten.‘

„Es überlief mich heiß, aber ich nahm mich zusammen und sagte: ‚Sie haben recht! Ich interessire mich lebhaft für ihn und liebe ihn, wie man alle Diejenigen lieben muß, die für ihre Ideale und für eine solche Sache leiden. — Im Uebrigen geht es mir wie Ihnen: Ich kenne ihn nicht und habe ihn niemals gesehen!‘

„‚Wie?‘ fuhr George Sand auf, ‚Sie kennen ihn nicht und verwenden sich so dringend für ihn?‘

„Ich antwortete ihr nicht, sondern verneigte mich, um zu gehen. — Das hatte ich also für meinen guten Willen. Als ich schon an der Thüre war, rief George Sand: ‚Bleiben Sie, bleiben Sie! Je mehr ich daran denke, desto mehr wechsele ich meine Idee. — Ich werde schreiben!‘

„‚So thun Sie es gleich!‘ bat ich. Das lehnte sie ab, sagte, sie müsse es doch erst mit ihren Freunden überlegen. Ich wendete ein, daß es sich ja nicht um einen Brief an den König, sondern um den Brief einer Frau an die andere handle, daß Frau von Arnim sich selber, da sie die Verhältnisse kenne, keine Ungelegenheiten bereiten, nichts Unzulässiges thun, und also auch George Sand nicht schädigen werde. Das schien ihr einzuleuchten, und sie sagte zu, daß man den Brief am anderen Morgen holen lassen könne, den der Gesandte versprochen hatte, nach Berlin zu befördern. — Indeß am anderen Morgen erhielten wir durch den Boten den mündlichen Bescheid: Madame habe ihre Idee gewechselt und werde nicht schreiben. — Ich schrieb also sofort an Frau von Arnim, die mir umgehend antwortete, daß sie den König mit der Bitte angegangen, und daß eine Auslieferung Mieroslawski's nicht zu fürchten sei, wennschon er nach den Gesetzen des Landes bestraft werden müsse. Damit endete das Abenteuer.“

In England hatte ich George Sand günstiger beurtheilen hören. Mazzini hatte mir dringend gerathen, wenn ich nach Paris käme und sie dort anwesend sei, ohne alle langen Vorbereitungen zu ihr zu gehen, weil sie alles Einfache gut aufnähme, während ihr das Gesuchte widerstrebe. Ebenso hatte sich eine englische Schriftstellerin über sie geäußert. Sie nannte sie: a good, faithfull and very unpretending woman!

(eine gute, aufrichtige und sehr anspruchslose Frau) und sagte ihr die Aeußerung nach: „Ich habe niemals viel gewußt oder vermocht, jetzt aber weiß und vermag ich noch weniger, denn das Leben hat mich müde gemacht!“ —

Als ich dann von London nach Paris gekommen war, hatte Mazzini mir einen Brief an George Sand mitgegeben. Sie war aber in Nohant gewesen und ich habe sie nie gesehen.

Es war in Hortense Cornu, die vortrefflich erzählte, in jener Zeit für mich ein gewisser Zwiespalt zu bemerken, zwischen ihren republikanischen Ueberzeugungen und ihrer Anhänglichkeit für die Napoleoniden, in der sie groß geworden war. Namentlich an dem Gedächtniß der Königin Hortense und an dem Prinz-Prätendenten hing sie mit Ergebenheit. Sie erzählte gern von dem schon vorher erwähnten Muth der Königin, und gedachte einmal mit Rührung eines Auftritts, der sich bei der Flucht der Königin in Dijon ereignet hatte.

Es war der Königin ein österreichischer Offizier beigegeben worden, der sie bis zur Grenze geleiten sollte. In Dijon angelangt, sammelten sich Volkshaufen vor dem Gasthof, in welchem man rastete, und das bourbonisch gesinnte Volk verlangte die Auslieferung der Königin. „Nous voulons la Bonaparte!“ rief es von vielen Seiten. Sie wollte sich dem Volke zeigen. Der Offizier, der für sie einzustehen hatte, widersetzte sich dem Vorhaben, aber ohne Erfolg. „Laissez moi faire!“ gebot sie, „on ne craint rien, quand on porte le nom de Bonaparte!“ Darauf nahm sie ihre Kinder an die Hand, trat auf den Balkon hinaus, und ihr und der Kinder Anblick beruhigte die aufgeregte Menge.

Wir fragten bei dem Anlaß unsere Freundin, ob Louis Napoleon diese Beherztheit seiner Mutter geerbt habe.

„Nein, entgegnete sie, „geerbt hat er sie nicht, aber er besitzt sie. Er war ein scheues und sehr furchtsames Kind. Indeß seine Selbsterziehung und der Glaube an seinen Stern haben ihn kaltblütig und entschlossen gemacht. Er hat große Willens- und sehr große Körperkraft; aber seine Stimmungen sind von je dem schnellsten Wechsel unterworfen gewesen. Er hat Tage, in denen er mit bewundernswerther Schnelle auffaßt, kombinirt und entscheidet; andere, in denen er wie stumpf erscheint, sich, wenn man mit ihm spricht, plötzlich wie ein Erwachender über das Gesicht fährt und dann ausruft: ‚Laßt mich! Ich verstehe heut' nichts! Was ist das denn mit mir!' — Was er thun wird, ist, da er sehr verschlossen ist, nie im Voraus zu sagen. Sein Charakter setzt sich aus den ungleichsten Eigenschaften zusammen. Er hat Herzenstreue und ist dankbar, kann aber auch die Menschen rücksichtslos verwerfen. Bisweilen ist er sentimental wie ein deutscher Kandidat der Theologie, dann wieder grausam bis zur Unerbittlichkeit; und so wechselnd ist auch sein Aussehen. Sollte einmal der Augenblick des Sturzes an ihn herantreten, so ist es ebenso möglich, daß er aus Eitelkeit oder Eigensinn muthig untergeht, als daß er plötzlich Alles stehen und liegen läßt, und mit seinem gewohnten: Qu'est-ce que ça me fait? — Alles muthlos von sich wirft, und sich in irgend einen Winkel brütend hinsetzen geht!" —

(Wie hat diese Ansicht sich 1871 bewährt!)

Ganz ähnlich — ich bemerke das beiläufig — hatte Graf von Vieil-Castel ihn uns geschildert. „Man kann kaum sagen, was für ein Auge er hat," sagte der Graf einmal. „Es wechselt die Farbe wie das Chamäleon. Manchmal ist es grau und ohne allen Glanz, dann plötzlich leuchtet es auf

und erscheint von dunklem Blau. Sein Blick ist scharf, aber unfaßbar, sobald man ihn fest ansieht. Wenn er froh ist, kann Louis Napoleon schön aussehen.“

Damals fühlte Madame Cornu sich, wie es schien, sehr glücklich, denn man glaubte an das Bestehen der Republik, und es war ihr Jugendgenosse, der an ihrer Spitze stand und von dem man das Beste für die Zukunft erhoffte.

* * *

Als wir im Herbst von 1855, bald nach der Eröffnung der ersten internationalen Kunstausstellung, wieder nach Paris kamen, hatten nicht nur die politischen Zustände, sondern auch die Verhältnisse der Familie Cornu sich wesentlich geändert.

Napoleon war Kaiser geworden und hatte sich verheirathet. Der Staatsstreich, die Julischlacht, zitterten noch in den Geistern nach, und unsere Freunde lebten wieder ausschließlich von ihrer freien Arbeit; denn Herr Cornu hatte nach dem Staatsstreich seine Entlassung gefordert und war nicht mehr Direktor der Gobelinsfabrik.

Paris war natürlich voll von Fremden, aber die Stimmung im Volke war verbittert und widerspenstig geworden. Es fiel uns auf, daß man nicht mehr wie sonst der höflichen Freundlichkeit begegnete, wenn man auf der Straße Jemand um eine Auskunft bat.

Madame Cornu, welche damals auch noch in ihrer alten Wohnung lebte, bestätigte uns die Richtigkeit dieser Wahrnehmungen. Ihr persönlicher Verkehr mit den Napoleoniden — oder, wie man 1855 wieder sagte: mit dem Hofe —

hatte nach dem Staatsstreich aufgehört, und aus dem früheren Zusammenhange mit dem Kaiser erwuchsen ihr jetzt in ihrem Stadtviertel mancherlei Belästigungen.

Nach der Rückkehr der Napoleoniden nach Paris hat man einige Mal den Wagen des Präsidenten vor der Cornu'schen Wohnung gesehen; auch die Frauen der Familie hatten Hortense aus altem Erinnern in ihrer bescheidenen Wohnung aufgesucht. Man hatte erfahren, daß Herr Cornu Direktor der Gobelinsfabrik geworden sei, und die mythenbildende Phantasie des Volkes hatte sich den Glauben geschaffen, daß Madame Cornu eine Verwandte der Napoleoniden sei, daß sie großen Einfluß bei dem Kaiser habe und mit großen Summen von ihm unterstützt werde.

Eines Tages, als Stahr einen Besuch bei Adrien Longperrier, dem Direktor der Skulpturensammlung, zu machen hatte, und ich allein zu Madame Cornu kam, fand ich sie so verstimmt, daß ich glaubte, fragen zu dürfen, was ihr geschehen sei.

„Ach!" sagte sie, „ich habe eine sehr unangenehme Scene mit einer Frau gehabt. — Wenn man selbst im Leben erfahren hat, was Sorgen und Leiden sind, so hilft man ja innerhalb seiner Möglichkeit von Herzen gern. Aber den Anforderungen, die an mich gemacht werden — auf den Glauben an meine Angehörigkeit zum Hofe — denen kann ich im Entferntesten nicht entsprechen. Gerade jetzt, da ich einer armen Frau aus dem Handwerkerstande bot, was ich eben vermochte, fuhr sie mich an und rief: ‚Da sieht man die neugebackenen Aristokraten! Sie sind die Cousine des Kaisers, er giebt Ihnen zwanzigtausend Francs des Jahres, die von unserem Gelde gestohlen sind, und Sie wollen uns ein so elendes

Almosen geben, uns, die wir Tag und Nacht arbeiten, während solche Damen wie Sie, nicht wissen wozu sie ihre Hände haben!‘ — Sie glauben nicht,“ fuhr sie fort, „wie ich unter diesen Dingen leide. Ich würde am liebsten dies Stadtviertel verlassen und in ein anderes ziehen, in dem uns Niemand kennt — aber was wollen Sie? Ich und meine fünf Katzen hängen an den bekannten Räumen; meine Katzen würden mir nicht folgen und so,“ fügte sie lächelnd hinzu, „leide ich für meine Jugendfreundschaft und für meine Katzen!“

Sie war in der That, wie die Franzosen und Italiener überhaupt, eine Freundin dieser Thiere und besaß deren fünf sehr schöne Exemplare, an denen ich, diese Vorliebe theilend, großes Vergnügen hatte.

Wie 1850 der neue Prinz-Präsident der Gegenstand des Interesses für uns war, so war es jetzt die neue, damals ungewöhnlich schöne Kaiserin, die man im Allgemeinen in keinem Sinne günstig beurtheilte. Frau Hortense hielt anfangs gegen uns in ihrem Urtheil über die Kaiserin zurück; denn nach dem Staatsstreich hatte sie Louis Napoleon nicht wieder gesehen. Als ich aber einmal die Bemerkung machte, daß das Haar desselben nicht mehr über ihrem Schreibtisch hänge, sagte sie: „Die Kaiserin besitzt es jetzt. Bald nach seiner Verheirathung hat der Kaiser meinen Bruder rufen lassen und ihm gesagt: ‚Hortense besitzt gewiß noch das Haar von mir, das meine Großmutter und Mutter aufbewahrt hatten. Da sie sich mit dem Herzen von mir losgesagt hat, wird auch dies Haar wohl keinen Werth mehr für sie haben, und es würde mir angenehm sein, wenn sie es der Kaiserin gäbe, die es zu haben wünscht. Wenn Hortense aber daran hängt, so soll sie es behalten.‘“

„Und Sie haben es fortgegeben?"

„Augenblicklich, obschon mit schmerzlicher Empfindung. Ich hatte es von Jugend an bei der Königin gesehen, hatte es selbst durch Jahre besessen; mein Auge war daran gewöhnt und es war mir eine Reliquie aus unvergeßlichen Zeiten. Einige Tage, nachdem ich es ausgeliefert, erhielt ich einen Brief des Kaisers, in dem er mir dafür dankte." Sie holte ihn herbei und ließ ihn mich lesen. Er lautete ungefähr: „Liebe Hortense! Sie haben so viel Eifer (empressement) gezeigt, den Wunsch der Kaiserin zu befriedigen, daß ich Ihnen dies sehr anerkenne. Wenn ich Ihnen meine Dankbarkeit, worin es immer sei, bezeugen kann, so sagen Sie es mir, und ich werde Vergnügen haben, es zu thun. Mit den alten Gesinnungen, die Sie an mir kennen, Louis Napoleon."

Hortense hatte darauf nicht geantwortet.

„Was sollte ich ihm schreiben, da ich die fürchterliche Erinnerung an das Massacre auf dem Herzen hatte?" sagte sie. „Er ist später einmal, als er meinem Bruder in den Tuilerien begegnet, an ihn herangetreten und hat zu ihm gesagt: ‚Eugen! woher kommt es, daß Hortense mir nicht geantwortet hat? Eine Antwort ist man jedem Briefe schuldig! und sie soll wohl bedenken —‘ Er hatte, wie mein Bruder erzählt, die letzten Worte sehr heftig gesprochen, dann aber in seinem sanften Tone gesagt: ‚Sie soll verständig sein und nachträglich schreiben!‘ — Ja, der Grund seines Herzens ist gut, obschon man ihn zur Selbstsucht erzogen hat und die Lage, in der er ist, ihm die höchste Selbstsucht fast natürlich und zur Pflicht macht. Aber was hätte ich dem Kaiser jetzt noch zu sagen?"

* * *

So oft das Gespräch sich auf den Staatsstreich wendete — und der 2. Dezember von 1852 lag damals noch nahe genug — verstummte Madame Cornu. „Es giebt Erinnerungen," sagte sie einmal, „die man wie böse Träume zu vergessen suchen und nicht wieder heraufbeschwören soll." Einmal aber, als sie und ihr Mann in unserem Hotel den Thee mit uns tranken, kam es doch zu Mittheilungen über jene Tage, die ich eben auch nach meinen damaligen Aufzeichnungen wiedergebe:

„Es liegt in der Natur des Kaisers," sagte sie, „eine Abneigung gegen plötzliches Entschließen. Er denkt weit hinaus auf alle Möglichkeiten, denkt sie scharf in allen Einzelheiten durch und kommt dann ins Zögern und Warten. In Zeiten, in welchen er von Schulden, Wechsel- und Ehrenschulden, bedrängt war, konnte er ruhig sagen: Nun gut! Laßt es gehen! Der Tag wird für den Tag sorgen! Das Geld wird sich finden! Wer kann sagen, was morgen sein wird! Man muß es abwarten.

„So war es auch in den letzten Novembertagen von 1851. Daß man sich vor einer Entscheidung befinde, sagte sich jeder; aber Napoleon stand an, sie zu treffen, und seine Umgebung, seine Familie, die von seiner Erhebung viel zu erwarten, bei seinem Rücktritt alles Gewonnene zu verlieren hatte, drängten ihn zur That. Er selbst hielt sich überzeugt, auch ohne einen Staatsstreich zum Throne gelangen zu können; und ich glaube, er hat sich darin nicht geirrt. Der Thron wäre ihm durch die Uneinigkeit der Parteien zugefallen. Er wurde zu dem Blutbad und dem Schrecken mehr gedrängt, als daß er freiwillig gehandelt hätte.

„Mein Verkehr mit dem Prinz-Präsidenten war, je mehr

er in Aktivität trat, nur noch ein brieflicher geworden, mit seinen Angehörigen aber noch ein persönlicher geblieben; und ich weiß, sie hatten den Staatsstreich schon vorher geplant. Als die Prinzeß Mathilde mich einmal zu einer Spazierfahrt mitgenommen, sagte ich heimkehrend zu meinem Manne: ‚Sie haben etwas Gewaltsames vor! Es wird ein Unglück geschehen!‘ Wenn ich es hätte wissen wollen, so hätte sie es mir erzählt, aber ich dachte, es sei besser, es nicht aussprechen zu lassen und es nicht zu wissen.

„Am Morgen des 2. Dezember waren mein Mann und ich mit Cernuschi auf dem Boulevard. Man hatte von Unruhen gesprochen. Wir befanden uns auf dem Wege zu einem Besuch und hatten uns nach den Boulevards gewendet, zu sehen, was dort vorging. Gegen die Rue Vivienne hin gewahrten wir eine Art von Auflauf. Wir gingen dahin und fanden, daß man Matratzen aus einem Fenster warf, um für einen Verwundeten eine Tragbahre zu machen. Cernuschi trat heran und entdeckte in dem Verwundeten einen seiner Bekannten, einen exilirten Genueser Edelmann, der eben am Tage vorher vom Lande in die Stadt gekommen und ausgegangen war, sich eine Wohnung für den Winter zu miethen. Er hatte eine Kugel in der Brust, eine im Schenkel; man wollte ihn in die nächste Apotheke bringen. Cernuschi und mein Mann wollten ihn natürlich begleiten, und da ich in der Menge nicht allein auf der Straße bleiben konnte, mußte ich eben mit. Weil aber die Kräfte des Verwundeten sich rasch erschöpften und man sein Ende befürchten mußte, beschloß man, ihn lieber gleich nach dem Hotel Dieu zu schaffen. Das war nicht leicht. Die Plätze, die dorthin führten, waren von Truppen besetzt, die sinnlos zu schießen

begannen. So ging Cernuschi, der ja groß ist, mit einem weißen Tuche wehend, den Trägern des Verwundeten voran, erhielt von einem Offizier die Erlaubniß zu freiem Durchgang, wir gelangten in das Hospital und der Genuese verschied dann nach einer Stunde.

„Es war ein harter Eindruck. Aber was man aus der Ferne in der Nacht erlebte, das war weit schlimmer. Man hatte den ganzen Tag, bald hier, bald dort, in den Straßen geschossen und gemordet. Nachts, als es in der Stadt still geworden war, begannen die Füsiladen. Man hatte mehrere Hunderte von Menschen: Bürger, Arbeiter, Kinder, in die Kaserne auf das Marsfeld getrieben. Als es tiefe Nacht war, ließ man sie heraus. Die Leute, die fast alle waffenlos waren, zeigten sich darüber erfreut, denn sie glaubten, nun werde man sie nach Hause schicken. Man kommandirte aber: En file! — Sie stutzten, gehorchten jedoch. Auf dem freien Felde angelangt, kommandirte man: En ligne! — Aber was bedeutet das? schrie es von allen Seiten. — Was das bedeutet? Daß man euch erschießen wird! — Das Schreien des Unglaubens, der Empörung, der Verzweiflung verstummte im Pelotonfeuer. — Bei der Stille der Mitternacht, und da der Wind nach unserem Hause stand, hörten wir ein paar Mal einen furchtbaren Aufschrei wie von ganzen Massen — dann wieder ein ‚Ruuk‘ — und noch einmal — dann war alles still.“

Sie wurde selbst still — und erst nach geraumer Zeit, als ihr Mann sie darauf brachte, erzählte sie weiter fort:

„Am anderen Morgen sah mein Mann die Prinzeß Mathilde in einem gewöhnlichen Straßenkabriolett vor unserem

Hause aussteigen und sagte mir das. Ich lief hinaus und hieß das Mädchen, keinen Besuch anzunehmen, sondern zu sagen, ich sei ausgegangen. Die Prinzeß, die ohne alle Bedienung war, hatte das aber gehört und rief: ‚Nicht zu Hause? und ich habe doch ihre Stimme vernommen!‘ Darauf ging ich ihr natürlich entgegen und bat sie, einzutreten.

„Wir standen Beide am Kamin, und mit all dem Entsetzen, das noch in mir nachzitterte, fragte ich sie: ‚Weshalb sind Sie gekommen, Prinzeß? Sind Sie gekommen, um mein Entsetzen, meine Verzweiflung zu sehen?‘ — ‚Nein! nein! ich bin gekommen, Dir zu sagen, daß wir Alle außer uns sind!‘ — ‚Sie außer sich? Aber Sie wußten ja schon vor acht Tagen, was geschehen sollte; Sie waren auf dem Punkte, es mir zu sagen!‘ — ‚Nein! ich versichere Dir, der Prinz selbst ist in Verzweiflung darüber!‘ — ‚Ach, sprechen Sie nicht von ihm! Er hat Blut gesäet und wird Blut ernten! Er hat verrathen und wird verrathen werden! Wir werden es erleben!‘ — ‚Aber mein Gott, Hortense!‘ rief die Fürstin, ‚Du bist es, die außer sich ist; Du machst mir bange! Wie soll man denn mit Dir reden, da wir alle uns hier durchaus nicht in Sicherheit fühlen!‘ — ‚Nicht in Sicherheit? Sie? jetzt nicht in Sicherheit?‘ fragte ich. ‚Mich dünkt, der Prinz hätte gut dafür gesorgt!‘ — ‚Aber was konnte er thun? wie konnte er denn anders handeln? Was würde geschehen sein ohne das?‘ — ‚Ich weiß es nicht! Aber ich habe das Massacre in dieser Nacht gehört, und der Gedanke verläßt mich nicht, daß er sein Grab gegraben hat und daß er elend, daß er sterben wird durch Mord!‘

„Die Prinzeß fuhr auf: ‚Was hast Du Dir denn vorgestellt? Ist das Deine Treue? Was verlangst Du denn?‘

— „Ich? ich verlange nichts, als daß Sie sich nicht an meinem Entsetzen und meiner Verzweiflung weiden!‘“

Die Prinzeß brach auf. „Begleite mich zu meinem Wagen,“ forderte sie, „ich habe Niemand bei mir und fühle mich nicht sicher in Deinem Hause!“ — Madame Cornu that, wie sie es wünschte. Die Prinzeß befahl, sie nach ihrem Hotel zu fahren. „Nein,“ sagte Jene, „fahren Sie ins Elysee! Sie können dem Prinzen Alles wiederholen, was ich gesagt; denn ich weiß doch, daß Sie es thun werden!“

Das ist geschehen! und Cornus erfuhren durch Tela, der damals Schatzmeister des Prinzen war, daß die Prinzeß die Unterhaltung mit erfundenen Zusätzen wiedergegeben, und daß im Elysee Befehl ertheilt worden sei, die Cornu's nicht zu empfangen.

„Das war unnöthig,“ setzte Hortense dazu, „denn wir waren in anderthalb Jahren nur zweimal im Schlosse gewesen. Einmal, dem Prinzen zu seiner Präsidentschaft zu gratuliren, ein andermal zu einem öffentlichen Empfang, zu dem wir befohlen worden waren. Der Prinz hatte zu Tela geäußert: ‚Hortense hat immer einen harten Kopf gehabt und mag denken, was sie will; aber sich meiner Cousine gegenüber als Charlotte Corday hinstellen, das ist zu stark und zu viel!‘“

Es kam danach noch zu einem Briefwechsel zwischen Hortense und der Prinzeß, welcher Jene durch Tela ein Armband und ein Juwel zurücksendete, die die Prinzeß ihr vordem geschenkt, und damit war die frühere Freundschaft zu Ende.

Cornu's erfuhren, daß man Louis Napoleon angerathen, sie auch von Paris zu entfernen, sie deportiren zu lassen; sie sind aber völlig unangefochten geblieben.

Selbst als Freunde und auch wir ihr riethen, die Briefe des Prinzen ins Ausland zu schicken, das heißt, sie Freunden in England anzuvertrauen, wollte Madame Cornu nichts davon hören.

„Es wird uns nichts geschehen,“ sagte sie, „sein Herz ist gut, ich kenne ihn. Er weiß, daß er auf mich zählen konnte, und er ist dankbar.“

* *
*

Wir waren damals länger als zwei Monate in Paris. Angekommen vor dem Tage, an welchem das Tedeum für den Sieg von Sebastopol gefeiert wurde, verweilten wir dort bis nach dem, am 14. November erfolgten Schluß der großen Ausstellung. Es war die glorreichste Zeit des dritten Kaiserreichs, und so wenig Napoleon auch die Worte zur Wahrheit gemacht hat, welche er in der Rede aussprach, mit der er die Abgeordneten der internationalen Ausstellung entließ, wird diese Rede immer als eine der merkwürdigsten Kundgebungen zu betrachten sein, weil sie, von einem damals mächtigen Herrscher gesprochen, die Friedenspolitik und die idealen Ziele aufstellte, nach welchen die Kulturvölker, die Menschheit der Zukunft, zu streben haben. Wir sind weit abgekommen von diesem Ziele, durch die Verrohung, in die der zum Dogma erhobene Rassen-Haß die Menschheit gestürzt hat!

Auch nach unserer Entfernung von Paris blieben wir mit Hortense im Zusammenhang. Von beiden Seiten wurden Befreundete einander zugewiesen, hier und da neue Arbeiten einander zugeschickt. Einmal versuchten wir Hortense zu überreden, daß sie Wolfsohns „Nur eine Seele“ in das

Französische übersetzen solle, da das Stück uns, von Dawison dargestellt, einen großen Eindruck gemacht hatte. Wir meinten, es sei gut, gegenüber all den Uebersetzungen französischer Komödien ins Deutsche einmal ein deutsches Schauspiel in Paris zur Aufführung zu bringen. Es kam aber nicht dazu.

Im Jahre 1864 sahen wir uns in Paris noch einmal wieder. Aber die Erlebnisse aus dieser Zeit haben keinen Zusammenhang mehr mit den Briefen Napoleons III., und nur zur Charakteristik von Hortense Cornu und von ihrer persönlichsten Ausdrucksweise will ich aus ihren Briefen an mich noch einige Mittheilungen machen, unter denen sich doch Einzelnes noch auf Napoleon III. bezieht.

Der erste, den ich hier wiedergebe, ist aus der Zeit zwischen unserem Beisammensein von 1850 und 1855, ein Jahr nach dem Staatsstreich, geschrieben, und er berichtet oberflächlich, was die spätere, von mir mitgetheilte mündliche Erzählung ergänzte. Die Briefe sind in einer sehr eigenartigen großen Handschrift und völlig richtig geschrieben, so daß ich keinen Buchstaben daran geändert habe.

Paris, den 20. November 1852.

„Liebe Freundin! Gottlob, daß Sie mir wieder geschrieben. Ich fühlte mich so schuldig gegen Sie und Professor Stahr, daß ich nicht mehr Herz hatte, vor Ihnen zu erscheinen. Nun aber reichen Sie mir freundlich die Hand über Schuld und Zeit, ich erfasse sie mit herzlicher Freude und danke für Ihre Güte. Ich habe Fräulein *** gesehen. Sie spricht mich sehr an. Sie ist schon in einer Pension, wo es ihr gefällt, also bedarf sie meiner wenig; aber sollte

die Gelegenheit eintreten, ihr irgend nützlich zu sein, werde ich mich gleich auf die Beine machen.

Ich sehe mit großer Freude, daß Sie Beide herzens- und häuslicherweise glücklich sind. Dies ist eine Zuflucht in unserer traurigen zerquetschten Zeit. (Hier fährt die Katze mit dem Pfötchen über das Papier — verzeihen Sie das Verwischen.) Dadurch, daß Sie Beide meiner gedacht, obgleich ich nicht gern klage, muß ich doch sagen, daß ich viel, zu viel ausgestanden habe seit Dezember 1851. Meinen Glauben, meinen heißgeliebten republikanischen Glauben, meine Freunde und Glaubensbrüder verfolgt, getödtet, deportirt durch meinen Jugend- und Lebensfreund zu sehen! Den 4. Dezember waren wir auf den Boulevards, haben die Verwundeten begleitet, sind über eine Viertelstunde devant les coups des fusils gestanden. In der Nacht hörte ich die Gefangenen erschießen, hörte die Orderbefehle, ihr Geschrei. Und alles durch ihn, wegen ihm. Ich war zu Erz und Eisen geworden. Den 6. erfolgte auch mir eine Scene, die die Freundschaft auf ewig gebrochen. Es war ein tragischer Auftritt, den ich Ihnen, wenn ich Sie sähe, erzählen würde. Gut, daß wir nicht transportirt sind. Seither habe ich unter Trübsinn und Trübsal im Geiste und in der Wirklichkeit mit den Verfolgten und Gebrochenen gedacht. Aber der Glaube beschwichtigt Alles. Es wird besser! Die Erschlaffung und das Schlafen haben eine Zeit, und diese wird vorübergehen. Leben Sie wohl, liebe Freundin! Möge das Leben so fortscheinen, wie es aus Ihrem Briefe leuchtet. Gedenken Sie manchmal unserer, die Beide an Sie hängen.

Ihre Freundin Hortense Cornu."

Paris, den 4. März 1856.

„Liebe Freundin! Fürwahr, ich bin die Zeit über nicht auf Rosen gebettet worden, habe so viel gelitten, daß ich ganz verdummt bin. Es geht zwar besser, viel besser, darf aber nicht an die Luft, nicht recht lesen, nicht schreiben, nicht denken — ein paradiesisches Dasein, wie Sie sehen. Die Nerven sind so sehr gespannt worden, daß sie bei der leisesten Berührung ein Charivari anfangen. Darum habe ich Euch, beste Freunde, so lange nicht geschrieben —"

Nun folgt ein Dank für die Sendung von Stahrs „Torso", für meinen Roman „Wandlungen". Dann heißt es weiter:

„Sie Glückliche, die arbeiten können! Mein Mann malt ein großes, langes Bild. Es wird schön. Diesen Sommer wird er ein kleines pompejanisches Hotel ganz mit antiken Vorstellungen dekoriren. Keine eigenen Kompositionen, ganz echt antik. Allerdings eine nicht leichte und in gewissem Sinne undankbare Aufgabe, Fragmente herzustellen, plastische Kompositionen in gemalte Bilder umzuwandeln. Aber eine Zeit über in dieser olympischen Gesellschaft zu leben und zu weben, ist Gewinn und auch jedenfalls große Lust. Mein Mann muß den ganzen Sommer bleiben. Ich war lange nicht aus Paris, käme gern ein wenig fort; aber werde ich es können? Man verbietet mir, die Hitze aufzusuchen, sonst ginge ich gern nach Berlin, um Sie im eigenen Nest zu sehen. Ich halte viel darauf, meine Freunde zu Hause zu besuchen; man weiß nachher, wo und wie sie in Gedanken zu suchen.

„Wir schweben hier zwischen Krieg und Friede. Es scheint, daß sich die Herren Diplomaten nicht recht verstehen

wollen. Der kaiserliche Herr, der anfangs ganz friedfertig war, soll jeden Tag kriegerischer werden. Es kann auch dies ein Spiel sein. Er ist es gewohnt, anders zu spielen und zu denken. Die Finanzleute werden blaß, wenn man ihnen vom Kriege spricht; Militär und Volk und die Denkenden möchten noch einen Feldzug, um Rußland tiefer herunter zu sehen. Auf jedenfalls ist es gar gedemüthigt und wird sich ein paar Jahre ausruhen müssen, um sich zu erholen. Dann freilich wäre es gut, wenn dieser Gottvater des Despotismus noch einige Züchtigung bekommen könnte. Hätten wir es zu stürzen vermocht! Aber vielleicht kann ein Gott nur durch einen anderen Gott gestürzt werden.

Leben Sie wohl u. s. w.

Sebastian und Hortense Cornu."

Im Sommer von 1857 war Hortense am Rhein, wohnte dort in Bonn eine Weile in der ihr und uns nahe befreundeten Familie eines der ersten Philologen unserer Zeit, brauchte die Bäder in Kreuznach und redete uns dringend zu, uns einmal für einen Winter in Paris einzurichten. „Einige Monate dort zu leben, thut dem Geiste wohl. Da weht ein immerwährender Wind, der ungesehen, unbewußt selbst dem Geiste Samen bringt, der später aufgeht. Dort eigentlich schlägt der Puls des politischen Lebens, und obgleich jetzt ermattet, wird er auch wieder erwachen; und das politische Leben ist ja jetzt zum Universalleben geworden. Alles liegt in ihm: Recht und Pflicht, Volkswohlsein und Tugend; in einem Wort: die Zukunft Aller!"

Am 6. November 1857, nachdem sie Stahrs Buch „Nach fünf Jahren" erhalten, schreibt sie unter vielem Anderen: „Stahr beurtheilt unseren armen Freund Gustav

Planche" (wir hatten ihn in Ihrem Hause kennen gelernt) „sehr richtig. Ich danke ihm dafür. Hätte ich nur das Buch einige Monate früher gehabt, wie hätte sich der arme Planche darüber gefreut. Seine letzten Jahre waren moralisch und physisch so schmerzhaft. Der Körper war eine Ruine geworden und die halbe Seele auch; aber die andere Hälfte ragte immer stolz und unabhängig vor. Wegen seiner Wahrheitsliebe von den Betheiligten verfolgt, arm, krank, wies er bis zum Ende die Anerbietungen der Regierung, ihm eine Stelle oder eine Pension zuzusichern, ab; nicht um seine Feder zu kaufen, denn er schrieb nichts Politisches, sondern um ihm zu Hilfe zu kommen. Der Kaiser persönlich liebte sein Talent. Aber Planche liebte weder den Kaiser noch Geld, selbst nicht, um zu trinken, was für ihn nicht der einzige Trost, aber vielmehr das einzige Mittel zuletzt war, seine Vergessenheit der Schmerzen zu erlangen. Er starb während meiner Abwesenheit. Ich konnte ihm also das letzte Lebewohl nicht sagen. Wird doch ein Baum nach dem anderen umgehauen. Wo man Schatten und Erquickung fand, wird das Ende des Lebens zur sandigen Wüste.

„Das Stück ‚Nur eine Seele' habe ich noch nicht empfangen. Geht es für die französische Bühne, werde ich mich einrichten, es zu übersetzen, wenn es dem Professor recht wäre. Aber traut er mir es zu? Wir Frauen flößen immer, wenn es über das Kochen und Nähen hinausgeht, den Männern Mißtrauen ein. — Ich bin an meiner Penelopearbeit. Ich bin wie Einer, der meint, die Welt endige beim nächsten Berg, und kommt er darüber, so eröffnet sich ein anderer Horizont und immer weiter so."

Am 28. Januar 1858: „Sehen Sie, welch' ein Leben

ich führe. Seit vier Tagen ist der Brief liegen geblieben. Ach, Liebste! Sie haben einen Weihnachtsbaum gehabt! Wie wünsche ich so einen Weihnachtstriumph mitzumachen! Es würden stummgewordene Saiten im Herzen erklingen und eine heimlich-süße, melancholische Weise, die seit meiner italienisch-heidnischen Ekstase nicht mehr erklangen. Ich komme zu nichts Rechtes. Der Lebensbaum wird mir in Zündhölzchen zersplittert, Jeder nimmt sich eins! An die Arbeit komme ich nie, und doch dürstet es mich danach! Vielleicht hätte ich auch was zu sagen —"

„Liebe Fanny! Heute schreibe ich Ihnen einen harlekinscheckigen Brief ohne Ordnung und Haltung, ich habe gar wenig Zeit und Ihnen viel zu sagen.

„Doktor Wolfsohn hat mir sein Buch geschickt, schrieb sehr lieb dazu. Das Stück in seiner jetzigen Form eignet sich nicht für unsere Bühne. Es müßte ganz neu gemacht werden. Ich würde es versuchen. Aber jetzt, wo in Rußland die Leibeigenschaft abgeschafft wird, hat die Sache viel weniger Interesse; und endlich könnte unmöglich ein wenn auch nur indirektes Lob eines Souveräns auf unserer Bühne ertönen inmitten so vieler Parteien.

„Kommen Sie nach Paris. In unserem Alter hat man keine Jugend, keine Hoffnungszeit mehr vor sich, das Versäumte einzuholen. Darum müssen wir uns in diesem Jahre sehen. Entweder Sie kommen hierher, oder soll ich wieder nach Kreuznach, richte ich mich ein, einen Ausflug irgendwo zu Ihnen zu machen. Deutschlands Ruhe, bald hätte ich gesagt Starrheit, thut wohl nach dem Wogen und Zischen unseres Lebens. Es kocht hier gar zu sehr, und in der Brandung der Ideen und Gefühle verlieren sich die Sinne. Aber wo

gelangt man mit Ihnen zusammen? Thut nichts zur Sache, werden Sie sagen: nur treu zusammenhalten auf dem Wege. Und so lassen Sie uns thun. Gute Nacht, liebe Freunde, denkt unserer. Hortense."

Es waren damals die Jahre, in denen aller Augen sich auf Paris gerichtet hielten, und die Neujahrsrede Napoleon's III. der Schicksalsspruch für Europa war. Das Blatt hat sich gewendet, sehr zu unserem Heil.

Unsere Freunde hatten ihr altes Heim verlassen und waren nach dem Boulevard Latour Maubourg übergesiedelt. Der erste Brief, den ich von dort am 22. September 1859 erhielt, klagt über mein sehr langes Schweigen und freut sich, daß ich es gebrochen. — „Seit der Krieg ausbrach," heißt es im Verlauf des Briefes (der erste italienische Feldzug), „brach in Deutschland eine moralische Croissade gegen uns Franzosen aus. Ich blieb gegen alle meine deutschen Freunde still, nicht wissend, wie sie gegen uns gesinnt waren. Jetzt ist Zwischenakt. Wie wird die Nachwelt den ersten Auftritt beurtheilen? Großes Thema, große Mittel, Bearbeitung insuffisante. Moralische und physische Erschlaffung des Bearbeiters war die entscheidende Ursache des Mißerfolgs. Oder liegt es fatalistisch in der Essenz der Despotie, immer vor dem Worte Independenz zu stutzen und Halt zu machen? Italien ist noch nicht gesichert und kann es ohne einen zweiten Krieg nicht werden. Soll man ihn wünschen oder fürchten? Eins steht fest: Das französische Heer war nie so ausgezeichnet an Muth, Duldsamkeit und Menschlichkeit. Dies hört' ich von allen alten Offizieren, die im Spiele waren. So daß man allgemein sagt: Le grand général Pionpion! — Pionpion ist der Volksname für Soldat. — Trotzdem ist man wenig

zufrieden. Der Krieg, der vorher nicht erwünscht war, vereinigte, während er dauerte, alle Parteien. Sie sind auch jetzt noch vereinigt, aber im Murren gegen das unausgeführte Unternehmen. Man wollte und will Italien frei, nichts mehr, nichts weniger! Aber genug von Politik. Ich war seit zwei Jahren keine Nacht außer Paris und bin der Steingrube so satt!"

* * *

Es war dies der letzte Brief, in welchem sie irgend welcher mit dem Kaiser und dem Kaiserreich zusammenhängender Ereignisse Erwähnung that, und unser Verkehr erlosch allmälig, noch vor den großen Kriegen, wie das leider so oft geschieht, wenn lebendiges Begegnen ihn nicht neu erregt. In den letzten Jahren hörte ich nur durch gemeinsame Bekannte von beiden Cornu's. Sebastian starb vor seiner Frau. Ihre Augen waren leidend geworden, sie zog sich nach seinem Tode auf das Land zurück.

Der Krieg von 1870 löste den Zusammenhang mit all' unseren französischen Bekannten und Freunden ganz. Allein der treffliche Maxime Ducamp blieb den Deutschen gleichgesinnt.

Nur durch die Zeitungen erfuhr ich den Tod von Hortense Cornu — und ich hatte sie sehr hoch gehalten und von Herzen lieb gehabt!

Nachtrag zu den Mittheilungen von Hortense Cornu.

Die Blätter, auf denen ich einst die Mittheilungen der trefflichen Frau verzeichnet, sind ganz verblaßt; die Tage, in denen der Neujahr-Empfang in den Tuilerien das Schicksal

von Europa in gewissem Sinne verzeichnete, sind lang vorüber! Louis Napoleon's und seines Sohnes Leichen sind in England begraben, das prestige und die préponderence legitime de la France sind gebrochen. Das deutsche, über die ganze Erde verbreitete Volk, ist sich seiner Einigkeit bewußt geworden, und hat es vor den andern Völkern dar gethan, was es aus eigener Machtvollkommenheit vermag und werth ist. Erfolg ist den Erfolglosen gegenüber stets ein Unrecht, ein Verbrechen — Neid das verbreitetste Laster — Deutschland hat sich also bei dem Uebelwollen seiner Grenznachbaren wieder einmal mit seinem guten Bewußtsein und mit dem alten deutschen Worte: „Viel Feind', viel Ehr'" zu trösten, und das Lied: „Feinde ringsum!" sich mit der Entschlossenheit der Zeit vorzusingen, der es einst entstammte! Von allen Seiten droht man uns mit Krieg! — Da bleibt denn dem deutschen Volke, will es des Tages froh werden und seiner Arbeit, nichts übrig, als es mit dem schönen Worte eines deutschen Familienvaters zu halten, das er zu seiner Frau sprach, als sie ihre zwei Söhne 1870 in das Feld ziehen sahen, und die Thränen der Mutter ihr Antlitz überströmte.

„Das Beste hoffen! Auf das Schlimmste gefaßt sein!" und weil das Wort einfach und schön ist wie ein Wahlspruch, will ich den Namen des Mannes nicht zurückhalten, der es gesprochen: Es war der Landschaftsmaler Louis Gurlitt, meiner Schwester Mann.

In solchen Tagen des Vorwärts- und Rückwärtsblickens, kommen vielleicht auch noch diese hier folgenden Erzählungen meiner Freundin über Louis Napoleon gelegen und zu ihrem Recht.

„Er wußte sehr genau," so erzählte sie, „wie er mit den

anderen Napoleoniden stand, aber er behielt sie in seiner Nähe, weil er eine Umgebung brauchte und den Glauben nicht zerstören durfte, daß sie gemeinsame Sache mit ihm machten. Als einmal der alte Jerôme Bonaparte, der immer in Geldverlegenheit war, wieder eine namhafte Summe von dem Kaiser verlangte, und dieser sie ihm abschlug, soll Jerôme ihm die Beleidigung ins Gesicht geschleudert haben: ‚Sie haben nichts von meinem Bruder!‘ — ‚O ja! ich habe seine Familie auf dem Halse!‘ soll der Kaiser entgegnet haben.

„Louis Napoleon stützte, als er noch nicht Prinz-Präsident war, seine Hoffnungen auf den Thron, weniger auf den Glauben an sein Blut und seinen Stern, als auf die im französischen Landvolk festgewurzelte Ansicht von der Unantastbarkeit des Erbrechts, und auf die Erinnerungen, welche Napoleon der Erste in der Armee zurückgelassen hatte; und die Berechtigung zu diesem Hoffen ward ihm während seiner sechsjährigen Gefangenschaft in Hamm bestärkt.

„Er bewohnte ein kleines Häuschen innerhalb der Festung, das stark vergitterte Fenster, wohl verwahrte und von Doppelposten bewachte Thüren hatte, und diese Posten beobachteten ihn auch, wenn er eigenhändig seinen kleinen Garten bearbeitete, den er liebte; wie er denn überhaupt Empfindung für die Natur, Liebe für Blumen und wie bereits erwähnt, ein außerordentliches Geschick für ihre Pflege hatte.

„Fast immer, wenn er aus seiner Thüre trat, begrüßten seine Wachen ihn mit einem „Salut à l'Empereur!“ — ‚Da hören Sie es,‘ sagte er bei solchem Anlaß einmal zu der ihn besuchenden Freundin, ‚da hören Sie es, wie Frankreich nach seinem Kaiser ruft, wie es ihn wiederhaben will! Und Ihr redet von der Republik!‘ — Ein andermal, als

General Changarnier die Festung und Garnison inspizirte, sah derselbe nur ganz flüchtig in das Haus des Prinzen hinein, damit man nicht sagen könne, er habe eine Unterredung mit Bonaparte gehabt; und eben aus dem Grunde hielt er auch die Revue außerhalb der Festung ab. Es blieben nur zwanzig Mann mit einem Unteroffizier in der Festung zurück. Als darauf der Prinz an das Fenster trat, näherte sich der Unteroffizier der Mauer ganz dicht, und sagte: ‚Es sind nur zwanzig Mann in der Festung, die Garnison kommt sobald nicht wieder, die Thüren sind offen; wer jetzt entfliehen wollte, hätte leichtes Spiel und man würde es nicht beachten.‘ — Der Prinz antwortete mit einem: „Ich danke! ich bleibe im Gefängniß.‘ — ‚Ihr wollt nicht?‘ — ‚Nein!‘ — ‚Aber das ist dumm! Ueberlegt's! Ihr wollt nicht?‘ — ‚Nein!‘ — ‚Nun gut! thut was Euch gut scheint!‘ antwortete der Unteroffizier und ging brummend davon.

„Einige Zeit später hatte ein Regiment der Umgegend einen Garnisonswechsel und sollte eigentlich in Hamm in der Festung Rast halten; plötzlich aber besann man sich eines Andern, ließ es außerhalb nächtigen und es sollte am Morgen weiter fort marschiren. Bestimmter Aufträge wegen waren indeß einige Fouriere in die Festung gekommen und einer derselben warf einen Zettel in das Zimmer des Prinzen, auf dem die Worte standen: ‚Das Regiment wünscht, daß Sie es Revue passiren lassen!‘ — und er sah es dann von der Höhe des Walles an sich vorüberziehen. Als er später seiner Freundin diesen Zettel zeigte, sagte er: ‚Und Sie zweifeln daran, daß ich Kaiser werde?‘“ —

„Trotzdem“, sagte Madame Cornu, „würde es schwer gewesen sein, vorauszusagen, was er thun werde. Er hat

eine sehr lebhafte Einbildungskraft, und liebt es, sich seine Einbildungen, seine Plane — er ist ein leidenschaftlicher Planmacher — in allen Einzelnheiten so genau auszuspinnen, bis er sie für ausführbar hält und dann an die Ausführung geht. Kommt dann der Augenblick der That, so fängt er plötzlich zu zweifeln, zu prüfen, zu schwanken, zu zaudern an. Oft hat er es zum Aeußersten kommen lassen, sich dann in immer neuen, über den Augenblick forthelfenden Auswegen und Hilfsquellen unerschöpflich gezeigt, nur um sich selber vor den letzten Entscheidungen länger hinhalten zu können. Sein: Patience! le jour pourvoiera le jour! attendre! voilà tout! waren dann der immer wiederkehrende Schluß des Gespräches.

„Es war schon weit früher von einem Staatsstreiche die Rede gewesen. Zu der Zeit, in welcher der Plan zu demselben wieder aufgenommen wurde, befanden sich Louis Bonaparte und seine Genossen in großer Geldverlegenheit. — Sie hatten nur zwei Wege: den Weg zum Throne für Bonaparte — oder den Weg für sie ins Schuldgefängniß. Der erste ging über Blutvergießen und Leichen und hatte eine Kaiserkrone an seinem Ziele; der andere hatte keinen Ausweg; er war eine Sackgasse, aus der man moralisch vernichtet in die machtlose Vergangenheit zurückkehren mußte.

„Louis Napoleon hatte Alles für den Staatsstreich geplant, seine Helfershelfer ans Ruder gebracht; aber in der entscheidenden Stunde zauderte er. Er wies auf die Uneinigkeit der Parteien hin, die lieber einem Kaiser als sich unter einander den Platz gönnen würden; er that, als verlasse er sich auf die Neigung der Franzosen für Eitelkeit, Gepränge, Gnadenbezeugungen. Er nannte den Staatsstreich unnöthig.

„Aber Morny, Fleury, St. Arnaud und die sogenannte Kaiserliche Familie wußten so gut wie er selbst, daß er sich ohne eine Gewaltthat nicht halten könne. Sie hatten von seinem Sturze, den er für unmöglich hielt, Alles zu fürchten, von seiner Erhebung viel zu erwarten. Sie drängten ihn vorwärts, und er wollte gedrängt sein, sich treiben, zwingen lassen, um im Falle des Mißlingens das ganze Unternehmen auf fremde Schultern schieben zu können.

„Der Pariser Truppen hielt nan sich damals nicht durchaus sicher, weil sie mit dem Volke fraternisirten. Man hatte die Truppen von Vicennes in die Stadt gezogen, sie in den Kasernen konsignirt gehalten, bis man sie, gehörig bearbeitet, wohl genährt und des Weines voll, in die Straßen führte. Sie wechselten in den folgenden Tagen häufig Gold in den Schenken und Kaffeehäusern. Morny, Espinasse, St. Arnaud, hatten zwei Tage vor dem Staatsstreich große Summen aufgenommen. Persigny sei weniger, als die andern Alle, bei dem Staatsstreiche betheiligt gewesen; sagte man.

„Am entscheidenden Tage verließ Louis Bonaparte sein Zimmer nicht. Er zeigte sich, als sei er in einen seiner apathischen Anfälle versunken. Man mußte ihm alle Mittheilungen zum Oefteren wiederholen. Er antwortete, regungslos am Kamine sitzend und seine Cigarre rauchend, während draußen schon der Kampf begonnen. ‚Warum fragt man das Alles? Man soll sich an meine Befehle halten, man soll meine Befehle vollziehen!‘ — Er war so schweigsam, daß man sich seiner nicht sicher hielt, und einer seiner Vertrauten berühmte sich, er habe ihn, mit der Pistole in der Hand, dazu zwingen müssen, bei dem beschlossenen Ver-

fahren zu bleiben. Die Wagen Napoleons standen gepackt und zur Flucht bereit.

„Im Jahre 1855 — im Oktober — sprach man viel von der tiefen Niedergeschlagenheit des Kaisers. Er sei, so sagte man, seit dem Mordversuch, den einer der Hundertgarden auf ihn unternommen, voll Mißtrauen gegen seine ganze Umgebung. ‚Er zieht sich gänzlich in die Einsamkeit seiner Zimmer zurück!‘ sagte eine den Hofkreisen angehörende Dame bei Hortense Cornu. Selbst die Adjudanten müssen sich in entlegenen Räumen aufhalten, weil er kein Sprechen um sich leiden mag, und jedes Geräusch ihn erschreckt. Er sitzt oft stundenlang da, langsam rauchend, die Plafonds anstarrend, bis er plötzlich mit einem Satze zu gewaltiger Thätigkeit aufspringt, und mit einer Kraft und Ausdauer arbeitet, die erstaunlich sind. —

„Auch die Kaiserin, die damals im Vordergrunde des Interesses stand, (und sie war ausnehmend schön!) soll neben ihrer unermüdlichen Vergnügungs- und Lebenslust, Anwandlungen von Schwermuth gehabt haben, die sich symbolisch in ihrer außerordentlichen Theilnahme zeigten, die sie für Alles kundgegeben, was sich auf Maria Antoinette bezogen. Der Kaiser hatte sie in dem Herbste einmal nach Hamm geführt, und ihr die Zimmer gezeigt, in welchen er während seiner Gefangenschaft gewohnt; denn er liebte es, diese Erinnerungen aus seiner Vergangenheit anzuregen und sie auf seine Weise zu deuten und auszunützen. Die Kaiserin aber nannte man in jedem Berichte unvorsichtig; und es waren die wunderbarsten Gerüchte und Anekdoten über sie in der Leute Munde.

„So soll sie zu einer ihrer Damen, als diese ihr das

Glück gepriesen, das sie an des Kaisers Seite, auf dem ersten Throne der Welt genieße, und das jetzt noch höher steigen werde, wenn die Erfüllung ihrer Mutterfreuden sie erwarte, so daß man sie die glücklichste und beneidenswertheste Frau der Welt nennen könne, mit kurzen Worten erwidert haben: ‚Ja! sehr glücklich, bis — man uns eines Tages zum Fenster hinaus und auf die Straße werfen wird!‘“

Ich breche ab! — Wir haben Alle ihn erlebt, den Tag, an welchem dies vorahnende Wort sich an der Frau bewährt, die „ihren kleinen Krieg“ haben wollte, und dann an einer großen Niederlage gestanden hat! — Das Geschick traf sie nicht unverschuldet. — Sie büßte die Thränen der Tausende von deutschen Müttern, deren Söhne gefallen, und die den Boden Frankreichs mit ihrem Blute getränkt haben!

Es wird einmal ein eigenes und merkwürdiges Kapitel zu schreiben sein, über Madmoiselle Montijo, die einstige Kaiserin von Frankreich!





Erinnerungen an Heinrich Heine.

1886.

I.

Als die Zeitungen den Tod von Heinrich Heine's Wittwe meldeten, wurde ich an „alte verklungene Tage“ gemahnt und auf den Gedanken gebracht, wie es der Mühe lohnen könnte, dasjenige zusammenzustellen, was ich theils allein, und was ich gemeinsam mit Stahr im persönlichen Verkehr mit Heine erlebt. Ich benutze dafür, neben meinen Erinnerungen, die Briefe, die ich im Jahre 1848 von Paris aus nach Hause geschrieben, und eine Anzahl von Aufzeichnungen, welche ich in den Jahren 1850 und 1855 nach unseren Besuchen bei Heine auf das Papier geworfen, weil seine Eigenart mich lebhaft beschäftigt hatte; und ich durfte und darf mich für solche Aufzeichnungen auf mein Gedächtniß verlassen.

Vieles von den Aufzeichnungen, welche ich in den Jahren 1850 und 1855 gemacht, hat Stahr in seinen „Zwei Monaten

in Paris" und in den beiden Bänden, „Nach fünf Jahren" benutzt. Anderes mag ich, wegen der unerbittlichen Spottlust Heine's, die auch seine nächsten Bekannten und Freunde, und sicherlich auch uns, nicht schonte, der Oeffentlichkeit überhaupt nicht übergeben.

Dasjenige, was Stahr damals von meinen Aufzeichnungen drucken lassen, ist seitdem fast in allen Arbeiten über Heine benutzt worden. Doch meine ich, da ich die Muße dazu habe, das von Heine uns, und von uns der Oeffentlichkeit zerstreut Gebotene, schon darum einmal zusammenstellen zu sollen, weil jeglicher Mensch sich willkürlich oder unwillkürlich im Verkehr mit verschiedenen Personen verschieden darstellt. Wir sind ja Einer für den Anderen wie die Spiegel, und es giebt vielleicht nicht zwei Spiegel, welche das Bild, das sie aufnehmen, vollkommen gleich zurückgeben; ganz abgesehen davon, daß der lebende Mensch dem Menschen gegenüber selten ganz absichtslos bleibt, daß er sich giebt, wie er eben von diesem Menschen aufgefaßt sein möchte. Bei Heine war das in hohem Grade der Fall. Und vielleicht finden sich in diesen Blättern, wenn ich sie zusammenfasse, doch Züge, die ihn in irgend einer Weise besonders kennzeichnen.

Daß ich weder seine Ansichten über die Dinge, Zustände, Personen, damit zu den meinen mache, brauche ich nicht erst ausdrücklich zu erwähnen; ebensowenig, daß seine Lebensansichten und die unseren sehr voneinander verschieden waren.

Wenn ich zurück denke an das erste Auftauchen von Heine's Namen, an den ersten Eindruck, welchen seine „Reisebilder" und das „Buch der Lieder" in dem Kreise machten, in welchem ich damals zu Königsberg in meinem Vaterhause

lebte, so war die Meinung ihnen nicht in dem Grade zugewendet als in späterer Zeit.

Ich war vielleicht fünfzehn Jahre alt, und man nahm, wie ich das in meiner Lebensgeschichte erzählt habe, in meiner Vaterstadt Königsberg und in meinem Vaterhause großen Antheil an der Literatur. Man befand sich in der Friedenszeit, deren Preußen sich von 1815 ab zu erfreuen hatte; und wenn man auch mit der Reaktion, die den Freiheitskriegen gefolgt, nichts weniger als zufrieden war, so hatten die Männer doch eben deshalb keine Beteiligung an der Regierung des Landes, und ihre Muße und ihr Antheil waren dadurch mehr auf die Literatur gerichtet, als es jetzt der Fall sein kann.

Mein Vater und die ihm nahestehenden Umgangsgenossen, Männer in den vierziger Jahren, waren mit Heine's Angriffen gegen die politischen Verhältnisse in Deutschland, namentlich in Preußen, wohl einverstanden; allein der Ton, in welchem die „Reisebriefe“ gehalten waren, beleidigte.

„Bleibt mir mit den Schmutzbüchern! mit den Commis-Voyageur-Witzen vom Halse!“ hörte ich von den „Reisebüchern“ sagen; während ein Verwandter meines Vaters, ein häufiger Gast unseres Hauses, der bei einer bedeutenden Bildung sehr viel Geist und ein ungewöhnliches Talent für den Vers und den Reim besaß, oft lange Reihen von Versen in Heine'schen Rhythmen, spottend aus dem Stegreif hinzufügte, wenn man einmal auf die Heine'schen Gedichte zu sprechen kam, und eines oder das andere angeführt wurde.

Für uns, für die jungen Mädchen, gehörten Heine's „Reisebriefe“ zu den Büchern mit sieben Siegeln; und wir waren so sehr erfüllt von dem sittlichen Idealismus der Körner, Arndt, Eichendorff, Schenkendorf, daß wir uns ab-

gestoßen fühlten von der Heine'schen Leichtfertigkeit. Indeß seine Lieder wurden in Musik gesetzt, man hörte sie überall singen, es war auch unmöglich, sich gegen das wirklich Schöne, gegen das wahrhaft Dichterische in seinen Liedern zu verschließen, und auf mich übte der Zauber seiner Sprache eine bannende Wirkung aus, weil ich von je die Feinfühligkeit für die Sprache ebenso lebhaft gehabt, wie sie der musikalisch Beanlagte frühzeitig für die Musik kundgiebt.

Ich wurde es nicht müde, mir die Worte um ihres Klanges willen zu wiederholen; ich wußte immer wieder mir das „Buch der Lieder zu verschaffen, und da ich es mit seinen Blüthen, wie mit seinen Häßlichkeiten, Dank meinem sehr starken Gedächtniß, bald ziemlich auswendig wußte, durften sich meine beiden Brüder, jünger noch als ich, zusammenthun, mir das „Buch der Lieder" einmal zu meinem Geburtstag zu schenken. Es war mir ein großer Besitz; und sprachlich habe ich, ohne es damals zu wissen, viel daraus gelernt.

Das Widerstreben gegen Heine verlor sich jedoch in meiner Umgebung mit der sich allmälig steigernden Unzufriedenheit über die staatlichen Verhältnisse in Deutschland; und seit die Heine'schen Gedichte in Mendelssohn'scher Musik volksthümlich geworden waren, ließ mein Vater es unbeachtet, wenn meine Brüder gelegentlich Verse, wie

Ach, erlaube, daß ich winde
Meinen Arm um deinen Hals!
Man erkältet sich geschwinde
In Ermanglung eines Shawls

anführten; oder wenn ich entzückt war von den kichernden Veilchen und Rosen, von dem einsamen Palmenbaum, und meine große Freude daran hatte, als mein Vetter August

Lewald mir das Manuskript von Heine's „Küsse, die man stiehlt im Dunklen" zum Geschenk machte, an dessen zahlreichen Verbesserungen ich nebenher ersehen konnte, wie Heine diese anscheinend im Fluge hingeworfenen Verse, mit großer Gewissenhaftigkeit zu arbeiten gewohnt war.

Ich war noch in der unbedingtesten Bewunderung für Heine, als ich im Jahre 1845 mit Stahr in Rom bekannt ward. Ich war kein junges Mädchen mehr. Ich war vierunddreißig Jahre, hatte meine ersten Romane, wenn auch ohne meinen Namen, veröffentlicht, war selbstständig genug, und mochte einmal, als man bei mir in Stahrs Beisein von Heine sprach, meiner Vorliebe für diesen einen sehr lebhaften Ausdruck gegeben haben. Stahr hatte sich in seiner Unterhaltung mit den Anderen, die sich meist um Hebbel und Heine im Gegensatz zu Goethe gedreht hatte, durch meine Bewunderung von Heine nicht in seinem Urtheil stören lassen, mich auch nicht zurechtgewiesen; als er dann aber später einmal allein bei mir war, kam er auf jenen Abend zurück und sagte: „Sie haben mir neulich mit Ihren Aeußerungen über Heine einen recht peinlichen Eindruck gemacht; es war mir, als sähe ich ein schönes, weißes Gewand voll Flecke."

Ich fragte betroffen, was das heißen solle?

„Wie kann eine Frau von Ihrem Idealismus, wie kann überhaupt eine Frau, die Achtung vor sich und der Weiblichkeit hat, es aussprechen, daß sie Heine, wie Sie es gethan, so zu sagen durch Gras und Korn bewundert? Wie können Sie das obenein vor Männern aussprechen? Fühlen sie es denn nicht, daß nie zuvor in der deutschen Sprache das Weib tiefer herabgewürdigt ist, als von Heine? Sie würden beleidigt sein, wenn Jemand vor Ihnen sich zur Vielweiberei

bekennen würde; aber das Leben der Weiber im Harem ist noch lange nicht so entehrend und entwürdigend, als die Art von Liebesleben, dessen Heine sich in diesem ‚Buch der Lieder‘ frei berühmt. Lesen Sie das Buch einmal mit Verstand, nicht nur auf den melodischen Klang, für den Sie so empfänglich sind, daß er Sie hinnimmt, und Sie werden sich künftig Ihrer Bewunderung Heine's in Bausch und Bogen schämen; was nicht ausschließt, daß man an dem, was rein und sehr schön in seiner Dichtung ist, seine herzliche Freude haben kann!“

Und ich schämte mich wirklich! — Und freute mich dann lebenslang mit Stahr, der mir in jedem Sinne ein Lehrer ein Erzieher und ein Vorbild gewesen ist, von Herzen an dem Reinen und Bleibenden in Heine's Schriften, unter denen Stahr die politischen Satiren, „Das Wintermärchen“ und den „Atta Troll“, neben vielen der lyrischen Gedichte, sehr hoch hielt.

Darüber waren fast drei Jahre verstrichen. Stahr lebte in seinen gewohnten Verhältnissen in Oldenburg, ich in Berlin, als ich nach einem Besuche in Oldenburg mit Therese von Bacharacht im Februar 1848 nach Paris zu gehen beschlossen.

Wir hatten verabredet, uns in Bremen zu treffen, hatten uns Beide rechtzeitig auf den Weg gemacht, und Therese hatte dann inzwischen in Hannover durch den uns Beiden bekannten französischen Gesandten Marquis von Talenay den Ausbruch der Revolution in Paris, die Flucht Louis Philipps erfahren. Wenn unser Plan dadurch auch nicht geändert wurde, fanden wir es doch gerathen, in Köln abzuwarten, welche Wendung die Dinge in Frankreich nehmen würden. Wir langten also erst am 10. März in Paris an, das ich

zum ersten Mal sah, während Therese, deren Schwiegermutter und Pflegeschwester dort lebten, es seit ihrer Jugend kannte und heimisch dort war.

Wir hatten uns in der Rue Bergère gegenüber dem Fould'schen Hause in einer Privatwohnung eingerichtet, und während die große Fluth der Ereignisse, wie ich sie in meinen „Erinnerungen aus dem Jahre 1848“ geschildert, uns umwogte, blieb bei der Ueberwältigung durch dieselbe, doch der Wunsch, George Sand und Heine kennen zu lernen, in mir lebendig. Aber die Sand war auf dem Lande, und Heine lebte in einer Art von Heilanstalt in der Rue de l'Oursine.

Therese kannte Heine von Hamburg her. Wir hatten also zuerst daran gedacht, ihm zu schreiben; ich hatte, da ich es thun sollte, es widerrathen. Was man in solchem Anmeldungsbriefe sagt, ist eigentlich immer ein thörichtes Gemisch von Schmeichelei und erlogener Bescheidenheit. Wir machten uns also ohne Weiteres am Vormittag des 17. März auf den Weg nach Heine's Wohnung.

Unten im Hofe wies der Concierge uns nach dem zweiten Stockwerk, Nummer 23. Wir stiegen hinauf. Ein junges Dienstmädchen öffnete gerade die Thüre, wir gaben die Karten ab mit der Weisung, Frau Heine zu fragen, ob der Herr uns empfangen wolle, und ein „Entrez! entrez!“ scholl uns freundlich entgegen.

Es war ein trauriger Anblick, der sich uns bot. In einem Schlafzimmer mit blauem Polsterlager und großem, breitem Himmelbette stand, sich auf einen Tisch stützend und an ihm haltend, eine gebeugte, gelähmte Gestalt, die uns mit den Worten anrief: „Mein Gott, wie haben Sie mich ausgefunden in dieser Zeit! Und Sie kommen zu mir und

ich sehe so entsetzlich aus. Seit drei Tagen habe ich meinen Bart nicht können machen lassen, weil meine Nerven gar keine Berührung ertragen."

„So schicken Sie uns fort, wenn Sie leiden!" sagten wir.

„Nein, nein, bleiben Sie! Es freut mich, es erheitert mich, es wird mich gesund machen!"

„Ich habe Ihnen nicht schreiben mögen," erklärte ich, „um Ihnen die Mühe einer Antwort zu ersparen, und habe es darauf ankommen lassen, ob Sie uns annehmen wollten, ob nicht!"

„Das ist gut, das ist landsmännisch gehandelt!" rief er.

Sein Arzt, ein deutsch sprechender Ungar, der sich gerade bei ihm befand, meinte: „Sie wollen ihm die Mühe eines Billets ersparen und er hat gestern und heute Stunden hindurch für die Augsburger Zeitung geschrieben!"

„Ach!" rief er, „ich kann nicht mehr schreiben; ich kann nicht, denn wir haben keine Censur! Wie soll ein Mensch ohne Censur schreiben, der immer unter Censur gelebt hat! Aller Stil wird aufhören, alle Grammatik, alle gute Sitte! Ich fühle mich sehr unglücklich, sehr rathlos! Ich hoffe auch immer noch, es ist nicht wahr und die Censur dauert fort."

Er lachte hell und heiter, hielt sich aber dabei das Gesicht, dessen Muskeln immer zuckten, als ob das Lachen ihn schmerze.

Er muß gut ausgesehen haben. Die Gesichtsbildung war edel und fein, von dem jüdischen Nationaltypus kaum eine Spur, auch nicht in den Zügen und im Mienenspiel. Besonders der Mund muß anmuthig gewesen sein. Das hellbraune, reiche und weiche Haar hing glatt und schlicht herab.

ein wenig zur Seite gescheitelt, auch der Kinnbart war voll und weich, jedoch schon leicht mit Grau gemischt. Die Bewegung der krankhaft weißen und mageren Hände war edel; aber sein Verfall war arg! Das linke Auge ist ganz geschlossen, das rechte halb zugefallen, so daß er mit der Hand von Zeit zu Zeit das Augenlid erhob und die andrre Hand dann vorhielt, wenn er etwas genauer sehen wollte. Die Füße schienen ihn nicht mehr mit Sicherheit zu tragen. Auch klagte er sehr über seinen Zustand. — Die Frau, eine mittelgroße, starke Französin, von der Art, wie man sie hier in allen Magazinen als dame du Comptoir findet, sagte auf seine Klagen tröstend: „Mais tu vas mieux mon ami! depuis que nous sommes ici!“

Der Doktor bekräftigte das und meinte, das forschreitende Frühjahr werde noch weitere Besserung bringen.

„Das wäre der Frühling Ihnen, der ihn so schön besungen hat, auch durchaus schuldig!“ scherzte ich.

„Ach!“ entgegnete Heine, „ich habe das Meer ebenso schön besungen und bin immer seekrank gewesen! Und die Frauen erst! quel mal elles m'ont fait!“ Er lachte wieder. — Die Unterhaltung wurde der Frau wegen abwechselnd deutsch und französisch geführt.

Wir sprachen von Deutschland, von dem Ausbruch der Revolution in Paris.

Heine war gerade an dem Tage derselben aus seiner Heilanstalt zu seiner Frau gefahren, die ihn und den Arzt zum Essen geladen, und man hatte bei dem Eis und dem Champagner gesessen, als plötzlich die ersten großen Schläge der Revolution geschehen waren. Man hatte sogleich an seine Rückkehr in die Anstalt gedacht, aber der Wagen, den

man hatte holen lassen, war zum Barrikadenbau umgeworfen worden, und man hatte Heine erst später nach der Rue de l'Oursine hinausbringen können.

Er war sehr angegriffen von den Ereignissen. Er fragte nach verschiedenen Personen in Deutschland, auch nach Stahr, und da ich dessen letzten Brief noch in der Tasche hatte, las ich ihm vor, was er mir über die heimischen Zustände geschrieben.

Er hatte gehört, daß Stahr leidend gewesen, sich besser befinde; von dem Persönlichen kam man jedoch immer bald wieder auf das Allgemeine zurück. Dann wieder sprach er von meiner Diogena, scherzte über die Gräfin Hahn-Hahn — aber seine Heiterkeit und sein Scherzen hatten bei seinem Körperzustande für mich etwas so Trauriges, daß ich tausend Mal lieber meine Geliebtesten todt wissen möchte, als in solchem Elend. Die Anmuth seines Mundes und seiner Redeweise waren noch sehr groß. Ich hätte ihm so gern etwas zu lieb gethan, ihm eine Freude gemacht — denn wie viel Freude hatte ich an so vielen seiner Gedichte und auch an manchem anderen in seinen Schriften gehabt!

Sehr drollig war seine immer erneute Klage: „Ich kann nicht schreiben ohne die Censur! Mir ist alle Unbefangenheit genommen! Bis jetzt schrieb ich immer frisch darauf los; ich verließ mich darauf, wenn ich es schlecht mache, so verbessert es der Censor! — aber jetzt?"

Wir waren fast eine Stunde bei Heine gewesen, und obschon er uns immer lebhaft zum Bleiben nöthigte, fortgegangen, um ihn nicht zu ermüden. Er versprach beim Abschied, sich zu uns bringen zu lassen, sobald er einen guten Tag haben würde.

* * *

Der gute Tag ließ auf sich warten bis zum zweiund-zwanzigsten März. Inzwischen waren am einundzwanzigsten die ersten sehr entstellten und verwirrten Nachrichten über die Revolution in Berlin durch die Pariser Zeitungen gegangen und Heine war sehr davon erschüttert.

Sein deutscher Diener führte ihn bis in unser Zimmer. Man mußte ihm die Hand geben, während dieser ihm den Ueberrock abnahm, und kaum daß er sich niedergelassen hatte, kam er auf die politischen Ereignisse zu sprechen.

„Ich wollte," rief er, „sie wären früher oder später gekommen; denn sie in meinem Zustande erleben zu müssen, ist um sich todt zu schießen. Und mögen sie in der Heimat mich gering oder hoch anschlagen, ich habe doch oft genug die Glocke gezogen, sie aus ihrem Schlaf zu erwecken, oft genug sie daran erinnert, daß in Deutschland ebensoviel faul war als im Lande Dänemark — und den Hamlet hatten sie seit acht Jahren auf den Thron!"

Es war vom „Atta Troll" die Rede, und ich erzählte ihm, wie uns seiner Zeit die Stelle belustigt:

> Auch die Juden sollen künftig volles Bürgerrecht genießen!
> Nur nicht tanzen auf den Märkten!
> Dieses Amendement, ich mach' es, im Interesse meiner Kunst!

„Das ist keine Erfindung," sagte er. „Ich habe das einem übrigens sehr verständigen und liberalen Manne, einem Apotheker, nachgedichtet, mit dem ich in Göttingen verkehrt habe. Er war der Meinung, daß man die Juden emanzipiren müsse, daß man sie alles solle werden lassen — nur nicht Apotheker! Das gehe wirklich nicht."

Er sprach dann wieder von seiner Krankheit, danach von seinem Leben im allgemeinen.

„Ich habe sehr viel Glück gehabt! so viel Glück, daß ich nie ehrgeizig gewesen bin, und das ist eigentlich das höchste Glück! Ich habe eine seltene Frau, die ich unaussprechlich geliebt, dreizehn Jahre hindurch mein eigen genannt, ohne das Schwanken einer Minute, ohne einen Moment des Wenigerliebens, ohne Eifersucht, in unwandelbarem Verständniß und in vollster Freiheit. Kein Versprechen, kein Zwang äußerer Verhältnisse band uns aneinander. Ich erschrecke jetzt in meinen schlaflosen Nächten noch oft vor dieser Seligkeit, ich schauere entzückt zusammen vor dieser Glückesfülle. Ich habe oft über solche Dinge gescherzt und gewitzelt und noch viel öfter ernsthaft darüber nachgedacht: die Liebe befestigt kein Miethskontrakt, sie bedarf der Freiheit, um zu gedeihen."

Nachher, als er wieder flüchtig von seiner Krankheit gesprochen, sagte er: „Am meisten wundere ich mich bei diesen Leiden über meine große, unzerstörbare Lebenslust. Sie kommt mir ordentlich spukhaft vor bei meinen Leiden. Sie ist wie das Gespenst einer zärtlichen Nonne in alten Klostermauern: sie spukt noch bisweilen in den Ruinen meines Ich!"

„Warum wählen Sie solch schauriges Bild?" fragte ich. „Es war so viel lebensfrohes Heidenthum in Ihnen. Warum sagen Sie nicht, ich habe noch so viel Naturgefühl und Lebenskraft, daß ich an jedem Sonnenstrahl, an jedem Menschenantlitz Freude habe. Lebenslust ist ja so schön und so natürlich, daß man sich freut, Sie noch lebenslustig zu finden. Einem Heiden wie Ihnen, müssen die Götter sie auch lassen bis zum letzten Athemzuge!"

„Ach," entgegnete er, „die Götter! Die heidnischen Götter hätten einem Dichter nicht angethan, was mir ge-

schieht; so etwas thut bloß unser alter Jehova. Selbst meine Lippen sind gelähmt. Ich kann nicht sprechen und nicht küssen."

„Ètre puni par où l'on a péché!" scherzte Therese.

„Und ich küsse Sie doch trotzdem!" entgegnete er, und küßte mich, die neben seinem Stuhle stand, indem er sich mühsam erhob.

Nachher, da er seiner schlaflosen Nächte gedachte, sagte er: „Ich halte jetzt, da ich stündlich an meinen Tod denken muß, oft sehr ernste Gespräche mit dem lieben Gott in den langen Nächten, und setze ihm meine Ansichten auseinander; und da hat er mir versichert: ‚Sie können denken, was Sie wollen, und sein, was Sie wollen, auch Republikaner, nur nicht Atheist.'"

Therese fragte ihn nach der Sand. „Ich habe sie sehr lieb gehabt," entgegnete er, „aber jetzt höre ich seit Jahr und Tag nichts mehr von ihr. Ich glaube an ihr Herz nicht mehr, seit sie Chopin verlassen hat. Einem gesunden Manne darf man untreu werden, denn der kann sich trösten; einen Sterbenden verlassen ist unwürdig! — Das hätte ich aber, wahrhaftig! ebenso gesagt und gedacht, als ich mich noch trösten konnte!" setzte er lachend hinzu.

Wir sprachen ihm von dem großen Eindruck, den uns Rachel gemacht.

„Also auch Ihnen? — Mir ist sie unausstehlich! Ich erzähle Ihnen ein andermal, weshalb! Als ich sie vor Jahren das erste Mal außerhalb der Bühne sehen sollte, hatten mich Freunde dazu Meilen weit auf das Land hinausgeschleppt, wo ihre Familie eine Sommerwohnung hatte. Ich lange endlich an, man setzt mich an einen Tisch, es erscheint

Papa Rachel, Mama Rachel, la soeur Rachel, le frère Rachel. — ‚Aber wo ist Rachel?‘ fragte ich. — ‚Elle est sortie,‘ hieß es, ‚mais voilà toute sa famille!‘ — Und nun lache ich, daß alle denken, ich hätte den Verstand verloren. Mir war nämlich eine Anekdote von einem Manne eingefallen, der ausgeht, ein in den Zeitungen angekündigtes Ungeheuer zu sehen, das von einem Karpfen und einem Kaninchen abstammen sollte. Als er anlangt und fragt: ‚Wo ist das Ungeheuer?‘ antwortet man ihm: ‚Wir haben es in das Museum geschickt, aber hier ist der Karpfen, und hier das Kaninchen; überzeugen Sie sich selbst.‘ — Ich werde mein wahnsinniges Lachen und das Erstaunen der gebildeten Franzosen nie vergessen.“ — Diese kleine Geschichte hat er Alfred Meißner als das Erlebniß eines Freundes erzählt.

Länger als eine Stunde plauderten wir so fort, vom Hundertsten zu dem Tausendsten kommend. Auch von meines Vaters Cousin, von August Lewald, der mit Heine seit langen Jahren im Verkehr stand, war die Rede. Heine sagte: „Er ist ein gewandter Journalist; er hat auch Talent zum Nachmachen dessen, was er sieht, aber er kann Nichts erfinden und sich Nichts denken, was er nicht gesehen hat!“

Das war auch zu wenig und zu hart; und ich habe seiner Zeit in Baden-Baden Briefe von Heine an August Lewald gelesen, die ganz anders gelautet hatten und voller Anerkennung für denselben gewesen waren.

Heine war sehr angeregt, sehr heiter und kam zwischen all dem Scherzen doch immer wieder auf den Ernst der Zeit und die Vorgänge des Tages zurück.

Ich hätte die reinste Freude an dieser Stunde gehabt, wäre Heine nicht so leidend, hätte man nicht immer daran denken

müssen, daß dieser spielende Geist vielleicht bald nicht mehr sein wird. Sein Wesen und seine Worte entsprachen einander ganz, seine mündliche und schriftliche Ausdrucksweise waren einander vollkommen gleich.

Als er sich dann erhob, wozu ich ihm die Hand bot, während Therese ihm den Ueberrock anzog, sah er sie lange an und rief: „Gott! was haben Sie für ein schönes Profil! was sind Sie schön für eine Schriftstellerin!"

Das war nun eine bedenkliche Schmeichelei und recht in seiner Weise. Wir lachten darüber, er mit uns. Dann lieferten wir ihn an seinen Diener ab, nachdem er uns wiederzukehren verheißen und wir ihm versprochen hatten, ihm die brieflichen Nachrichten mitzutheilen, die wir aus Deutschland erhalten würden.

Diese Nachrichten riefen mich aber nach Deutschland zurück. Am fünfundzwanzigsten März erhielt ich einen Brief meines Bruders, des damaligen Rechtsanwalts Otto Lewald aus Berlin. Es hieß in demselben: „Ich bedarf Deiner und fühle es als Nothwendigkeit, daß Du sogleich zu mir kommst. Auch Präsident Bloch ist der Meinung, daß Du diese Zeit hier mit erleben mußt."

Den siebenundzwanzigsten brachen wir also Beide von Paris auf, da Therese sich entschlossen, mit mir zurückzukehren, und so sah ich damals Heine nicht mehr wieder.

II.

Erst im Jahre 1850 kehrte ich, nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte in England, wieder einmal nach Paris zurück. Ich hatte in England viel mit dem liebenswürdigen Moritz Hartmann verkehrt, den ich seit langen Jahren kannte.

Er hatte England früher als ich verlassen, war in Brüssel mit meinem Bruder, meiner Schwester und mit Stahr zusammengetroffen, und danach mit dem Letzteren, der Paris vorher noch nicht besucht, dorthin gegangen, wo ich einige Tage später als sie, ebenfalls anlangte, und mich mit ihnen in derselben Pension in der Rue Castiglione einrichtete.

Hartmann sagte, daß er Heine von meinem Kommen gesprochen, daß er Stahr aufgefordert, mit ihm zu Heine zu gehen, und daß dieser sich dazu nicht geneigt erwiesen. Er habe Heine inzwischen Stahrs „Italien“ geborgt, und überlasse es mir, Stahr zu Heine zu bringen, der zwar, wie er behaupte, große Scheu vor deutschen Besuchern habe, aber Stahr zu sehen wünsche, und dem man doch jede Freude machen müsse, für die er in seinem leidenden Zustande empfänglich sei. Ich war auch der Meinung unseres Freundes, aber Stahr wollte davon nichts hören.

„Grade, weil er als Kranker große Rücksichten zu fordern hat, will ich ihm fern bleiben; denn bei all der Freude an dem, was er Gutes und Schönes geschaffen, bei der wahrhaft aristophanischen Schärfe seiner politischen Dichtungen, habe ich nicht den geringsten Zug zu ihm als Menschen, und halte seinen Gesammteinfluß auf Deutschland für einen verderblichen, nach wie vor. Da ich ihm das nicht sagen kann, läuft die Sache auf eine Komödie hinaus, zu der ich mich nicht hergeben mag. Also laßt mich aus dem Spiel. Willst Du hingehen, so mache es allein für Dich ab, oder gehe mit Hartmann zu ihm,“ sagte Stahr. — Ich that das natürlich zunächst nicht.

Inzwischen war auch Alfred Meißner zu uns gekommen, hatte Stahr nochmals Heine's Wunsch, ihn kennen zu lernen,

mitgetheilt, und dabei erwähnt, Heine habe zu ihm, von Stahr sprechend, die Aeußerung gethan: „Sie sagen, er sei ein so ehrenhafter Mann, ein so tüchtiger Charakter! Und der hat's ja gar nicht nöthig! er ist ja ein Künstler durch und durch!“

„Da habt Ihr Euren ganzen Heine!“ rief Stahr; allein die zweite Einladung von Heine auszuschlagen, davon war nun keine Rede mehr; und am folgenden Tage machten Stahr, Hartmann und ich uns auf den Weg nach der Rue d'Amsterdam, in welcher Heine damals wohnte.

Weil ich fürchtete, daß der Besuch von drei Personen auf einmal für den Kranken zu viel sein könne, blieb ich in einem Lesekabinett zurück, das von einer Irländerin, ein paar Häuser von Heine's Wohnung, gehalten wurde.

Als die Frau den Namen Heine's nennen hörte, sagte sie: „Ach, Sie wollen den unglücklichen Mann besuchen, der so furchtbar leiden muß!“ — „Kennen Sie denn Herrn Heine?“ — „Jawohl. Meine Tochter hat ihm während seiner Krankheit mehrere Monate lang französisch und englisch vorgelesen. Jetzt, da sie selber krank ist, vertritt ein Hausdiener ihre Stelle. Aber jedesmal, wenn sie zurückkam, erzählte sie mir, er ertrage seine grausamen Leiden mit der Geduld eines Heiligen.“ — Stahr und Hartmann gingen darauf ohne mich fort.

Es war ein stilles Haus in der ruhigen Rue d'Amsterdam, das Heine bewohnte. Durch die Einfahrt über einen sauber gehaltenen Hofraum schreitend, gelangte man in das Hinterhaus, in dessen zweitem Stock eine Mulattin, die Wartefrau des Kranken, den Kommenden die Thüre öffnete. Als Stahr und Hartmann ihm gemeldet worden, rief er selbst ihnen das „entrez! entrez!“ entgegen.

Er lag auf seinem Schmerzenslager, das er seit Jahr und Tag nicht mehr verlassen hat. Die Fenstervorhänge waren niedergelassen, das Bett überdies noch durch eine grüne spanische Wand gegen das Licht geschirmt. Der Kranke hob die feine, fast durchsichtig magere Hand an das rechte Auge, um das Lid emporzuziehen und die Eintretenden zu sehen. Nur dies Auge besaß noch Sehkraft, das andere nur einen schwachen Lichtschimmer. Aber die Lider waren gelähmt und keiner freien Bewegung mehr fähig. Er streckte Stahr seine Hand entgegen und hieß beide Männer herzlich willkommen. Kaum aber hatte er erfahren, daß ich anwesend und in der Nähe sei, als er bat, man möge mich herbeiholen, was Hartmann denn auch that.

Als ich gekommen war, dankte er mir in herzlichster Weise, daß ich seiner so freundlich in meinen „Pariser Erinnerungen aus dem Jahre 1848" gedacht hätte. Freunde hätten ihm das Buch gebracht und ihm damit eine große Freude bereitet. Sie hätten die ihn betreffende Stelle auch in Pariser Journalen veröffentlicht.

Bei diesem ersten Besuche war es auch, wo Heine ausführlich von seiner Krankheit und seinen Schmerzen sprach, auf die er bei den späteren Unterhaltungen selten zurückkam. „Ich leide," sprach er, „unaufhörlich grenzenlose Schmerzen. Selbst meine Träume sind nicht frei davon. Gestern hing ich als Johann von Leiden in einem Käfig in der Luft, und meine Schmerzen setzten sich als wilde Traumbilder um mich her. Die Krämpfe steigen allmälig immer höher hinauf, und da liegt man nun und wartet, bis es ans Herz kommt. Ich kann jetzt eigentlich nur noch Arme und Hände frei bewegen. Und alles Dieses," fuhr er fort, indem ein Lächeln über

seine schmerzerfüllten Züge glitt, „alles dieses muß ich nun ertragen ohne den Beistand unseres Herrn Jesus Christus! Aber ich habe auch meinen Glauben. Denken Sie nur nicht, daß ich ohne Religion bin. Opium ist auch eine Religion! Wenn so ein Bischen grauer Staub in meine fürchterlich schmerzenden Brandwunden gestreut wird und dann der Schmerz danach gleich aufhört, soll man da nicht sagen, daß dies dieselbe beruhigende Kraft ist, welche sich in der Religion wirksam zeigt? Es ist mehr Verwandtschaft zwischen Opium und Religion, als sich die meisten Menschen träumen lassen. Sehen Sie, da hab' ich die Bibel. Ich lese viel darin, das heißt, ich lasse mir vorlesen. Es ist doch ein ganz wunderbares Buch, dies Buch der Bücher. Wenn ich meine Schmerzen nicht mehr ertragen kann, nehme ich Morphium, wenn ich meine Feinde nicht todtschlagen kann, überlasse ich sie der Vorsehung, wenn ich meine Angelegenheiten nicht mehr besorgen kann, übergebe ich sie dem lieben Gott — nur," setzte er nach einer kleinen Pause lächelnd hinzu, „meine Geldangelegenheiten besorge ich doch lieber noch selbst." Man mußte lachen, erstaunte über ihn; aber zu einer reinen, freien Empfindung ihm gegenüber kam man selten.

Niedergeworfen von unheilbarer Krankheit, bei lebendigem Leibe schon ausgestrichen aus dem Buche des Lebens, gemartert von den entsetzlichsten Schmerzensqualen, hatte dieser Mann die ganze Energie seines aristophanischen Geistes, die volle Kraft seines unverwüstlichen Humors und all die schneidende Schärfe seines vernichtenden Witzes bewahrt. Man hatte von ihm berichtet, er habe sich bekehrt, der deutsche Aristophanes des neunzehnten Jahrhunderts sei „fromm", sei ein Betbruder geworden. Es war kein wahres

Wort daran. Die Leute, welche dergleichen von ihm verbreitet, haben sich entweder selbst getäuscht oder sich von ihm täuschen lassen. Es war richtig, daß er die Bibel las, weil er ihre poetischen Schönheiten wie Wenige empfand, wahr, daß er gern von Gott und Unsterblichkeit redete. Aber sein ganzes Verhältniß zu diesen Dingen blieb unverändert, und selbst wo er eine gewisse Gläubigkeit zeigte, war er sich doch stets seiner Freiheit bewußt, und überhaupt geistig in allen Dingen vollkommen der Alte.

Er erzählte darauf von seiner Lektüre und wie schwer es ihm bei seinem Zustande falle, sich in einigem Zusammenhange mit deutscher Literatur zu erhalten. Dennoch war ihm von den neuen Erscheinungen vieles bekannt, und besonders schien er die Aufzeichnungen über das Frankfurter Parlament mit großem Antheil verfolgt zu haben.

„Wie ist Laube nur dazu gekommen, die Geschichte des deutschen Parlamentes zu bearbeiten?“ fragte er. „Er schrieb mir vorher davon, deutete es mir an, ließ sich aber nicht näher darüber aus. Vielleicht hoffte er, daß mir das Buch nicht zu Gesichte kommen würde. Aber man brachte es mir gleich. Als man es mir vorlas, that es mir bitter weh, denn es war ein Abfall von all seinen Ueberzeugungen. Wenn er hätte eine Satire schreiben wollen, er hätte es nicht anders machen können. Ueberhaupt, weshalb machte er sich zum Politiker, der ja ein Dichter ist? Warum macht er den Patrioten, da jeder Dichter seiner Natur nach ein Kosmopolit ist? Es paßt ja gar nicht zu ihm. — Aber es ist mir ein Bedürfniß, mich gegen das Buch auszusprechen, und namentlich gegen die Verspottung von des wackern Detmolds Mißgestalt,

damit Niemand glaube, ich hätte das gutgeheißen. Und Laube und ich waren so lange so gute Freunde!"

Ich fragte, ob er das Laube gesagt. Heine wich der Antwort aus. „Würden Sie derlei zu sagen den Muth haben?" wendete er ein. — „Einem Freunde gegenüber ganz gewiß!" entgegnete ich ihm.

Heine antwortete nicht darauf. „Die Geschichte dieses Parlaments muß geschrieben werden," fuhr er fort, „wie Sie, Professor Stahr, die Preußische Revolution geschrieben haben, in einem Bande, kurz! versteht sich. Es ist ja der herrlichste Stoff, der zu finden. Alles wie gemacht für ein Kunstwerk: die Einheit der Zeit, des Orts, der Dummheit! Welch eine Menagerie saß da zusammen in dieser Paulskirche! Ein Büffon gehörte dazu, sie zu beschreiben! Was fand sich da Alles beieinander! all die fossilen Vorweltlichkeiten! all der alte Schund!" —

Stimme, Ausdruck, Ton und Miene, mit denen er diese Worte sprach, hatten etwas so unwiderstehlich Komisches, daß wir laut lachen mußten und es, wie später noch oft, ganz und gar vergaßen, daß ein tödtlich Kranker, ja so zu sagen ein Sterbender mit geschlossenen Augen vor uns lag. Ueber seine blassen Gesichtszüge flog ein Lächeln, das ihnen außerordentlich anmuthig stand. Der Ausdruck derselben, von der Krankheit ganz durchgeistigt, hatte in der Ruhe etwas wunderbar Edles, das zuweilen schlagnd an die leidenden Christusphysiognomien der älteren italischen Kirchenbilder erinnerte. Das dichte, schlichtanliegende, noch immer braune Haar und der etwas hellere Kinn- und Lippenbart waren nur hier und da mit einigem Silbergrau untermischt. Seine

Stimme war äußerst sanft und weich, und ihr Ton zuweilen von einem leisen Lachen begleitet.

Von Stahrs Geschichte der Preußischen Revolution bemerkte er: „Das Buch hat einen großen Fehler. Es hat lange nicht genug individuelle Charakteristik. Es fehlt die persönliche Porträtirung der agirenden Hauptsubjekte aller Parteien. Sie setzen Ihre eigene Einzelkenntniß der Figuren dieser Tragikomödie und ihres Behabens, zu sehr bei dem Leser voraus. Das thut kein Franzose in ähnlichem Falle. Aber freilich, es mag wohl ein gut Theil künstlerisch sittlicher Widerwille dabei im Spiele gewesen sein, denn diese deutsche Halbheit hat etwas gar zu Abstoßendes.“

Er fragte dann nach Gutzkow, gegen den er eine tiefe Abneigung aussprach.

Stahr, der sich für Gutzkows dramatische Arbeiten interessirt, für ihre Aufführung in Oldenburg und ebenso in der Kritik warm eingetreten war, trat auch jetzt für den „Acosta“, für „Zopf und Schwert“ und Anderes lebhaft ein, ohne, ebenso wie ich, zu Gutzkow einen Freundeszug zu haben. Aber Heine ließ ihn gar nicht gelten. „Erklären Sie mir, meine Beste,“ sagte er, „nur vor allen Dingen: wie ist der schöne Falter Therese in die vieljährige Verbindung mit Gutzkow gerathen, und was ist aus dieser schönen anmuthsvollen Frau geworden?“

Davon wußte ich nun freilich mehr, als mich freute und als ich Heine kundthun mochte und konnte. Ich sagte also nur, daß diese Verbindung für Therese die Quelle großer Leiden, schwerer Erfahrungen gewesen sei, ohne Gutzkow zu beglücken, der an sich ein unglücklicher Charakter sei; und daß ich die Lösung dieses unseligen Verhältnisses, soviel an

mir war, gefördert hatte, um die mir theure Frau aus diesem unwürdigen Zwiespalt zu befreien. Ich sprach ihm von der Trennung der Bacharacht'schen Ehe, im Sommer von 1849, von Theresens danach erfolgter Verheirathung mit ihrem Cousin, dem Obristen von Lützow. Dieser Obrist von Lützow war der Sohn eines begüterten mecklenburgischen Kammerherrn, hatte sie in seiner und ihrer Jugend geliebt, war dann in holländisch-indische Dienste getreten, in diesen zum Gouverneur von Surabaya emporgestiegen, und nach mehr als zwanzigjähriger Entfernung zum Besuche nach Europa heimgekehrt. Hier hatte er die von ihm geliebte Frau in einer innerlich unwahren Ehe, in der unheilvollen Verbindung mit Gutzkow gefunden, und — beide Verhältnisse waren gelöst worden, Therese war ihrem Cousin als seine Gattin nach Java gefolgt, wo sie im Januar eben des Jahres 1850 gelandet war. Das Romanhafte dieses Lebensganges zog Heine an. Er wollte immer mehr davon hören, sprach von den Zeiten, in denen er Therese hatte kennen lernen, und wir mußten uns endlich losreißen, da wir schon zu lange verweilt.

Als wir, auf seine immer wiederholte Bitte, bald wiederzukommen, ihn fragten, welche Zeit ihm die gelegenste sei, antwortete er: „Gelegene Zeit? Von Mitternacht bis Mitternacht! Denken Sie denn nicht, daß einem so schwer kranken Menschen die vierundzwanzig Stunden oft sehr lang werden? Uebrigens muß ich doch sagen“ — setzte er nach einer Pause hinzu — „meine Freundinnen wenigstens verlassen mich nicht in meiner Krankheit. Ich habe fast täglich Besuche und erfahre Alles, was in der Welt vorgeht. Und das ist viel in Paris, wo man vergessen ist, wenn man sechs Monate aus

der Gesellschaft entfernt war. Ich begreife jetzt, wie Schlabrendorf, der zehn Jahre lang nicht aus seinem Zimmer kam, einer der bestunterrichteten Menschen in Paris sein konnte."

* * *

Dieser erste Besuch hatte über Stahrs weiteren Verkehr mit Heine entschieden. Das Leiden des Kranken, das ihn schmerzlich an das nur zu ähnliche Geschick seines Freundes Julius Mosen mahnte, hatte ihm ein lebhaftes Mitleid und damit zugleich den Wunsch eingeflößt, dem Kranken die Zerstreuung zu bieten, für die er sich so empfänglich zeigte; und Heine's glänzender, in allen Farben spielender Geist, wie der Antheil, den er uns entgegenbrachte, hatten Stahr angezogen und gefreut, obschon er sein Urtheil über Heine's eigenstes Wesen und über seine Wirksamkeit nie geändert hat.

Als wir Heine zum zweiten Mal gemeinsam besuchten, waren wir auf dem Kirchhof an Börne's Grab gewesen. Wir erwähnten dessen, und das Gespräch richtete sich dadurch auf Heine's letztes Verhältniß zu Börne.

„Es waren eigentlich die gemeinsten Klatschereien und Hetzereien von Flüchtlingen und von Deutschland her, die mich mit Börne auseinander gebracht und zu jenem Buche über Börne veranlaßt haben!" sagte er.

Später, als er Stahr einige seiner Bücher schenkte, unter denen sich auch seine Schrift gegen Börne befand, bemerkte er in Betreff derselben: „Ich habe sie als Buße hinzugefügt! Lesen Sie die Briefe, die von Helgoland datirt sind. Sie sind gut geschrieben und sie sind das Beste an dem Buche!"

Wir kamen auf Börne's Stil. „Der gute, selige Börne," sagte er, „war eigentlich der objektivitätsloseste

Mensch, den ich gekannt habe. Wenn ich ihm sagte, er solle sich doch den ewigen kurzen Hundetrabstil abgewöhnen, er solle doch nicht immer Briefe schreiben, er solle doch selbstständig etwas schaffen! so erwiderte er mir regelmäßig: „Ich müßte es doch immer in Briefen an Madame Wohl schreiben!“ — Denken Sie, er war so objektivitätslos, daß er sich immer an eine und dieselbe Person anklammern mußte, um etwas leisten zu können.“ Heine sprach dann von dem jüdischen Elemente in Börne und von Börne's Sittlichkeit, welche nicht selten an Prüderie streifte. „Es war in ihm in dieser Hinsicht, und namentlich in seinem Verhältniß zu Frauen, ein wunderliches Gemisch von Sentimentalität und Rohheit, von Prüderie und Cynismus. Nennt er doch einmal seine Geliebte den Fettfleck seiner Seele! Ich habe darin immer ganz verschieden empfunden. Ich habe mich äußerlich oft in Unschönheiten gehen lassen, aber ich weiß bestimmt, daß ich aus reiner Liebe für das Schöne in meinen intimen Verhältnissen zu Frauen, nie unschön gewesen bin. Börne dagegen hat mich oft an die alten deutschen Magister gemahnt, die, wenn sie ihre weltliche Gravität ablegten, im Freundeskreise bei Bier und Tabak sehr cynisch und brutal sein konnten.“

Stahr hatte Börne nicht gekannt. Ich hatte ihn im Jahre 1832, bei der ersten Reise, die ich mit meinem Vater gemacht, in Baden-Baden häufig gesehen und gesprochen. Mein Vater war, wie ich in meiner Lebensgeschichte erwähnt, von Baden aus mit Börne bei dem Hambacher Feste gewesen; und ich sagte, daß ich Börne immer gleichmäßig, gehalten und freundlich gefunden, daß ich von Madame Wohl einen sehr angenehmen Eindruck gehabt, deren Erscheinung einfach gewesen wäre wie die einer Herrnhuterin.

„Ach!“ rief er, „damals waren Sie mit Ihren zwanzig Jahren ein Kind! was wußten und verstanden Sie!“

Wir sprachen von dem scharf ausgeprägten Judenthum in Börne, daß er mit Rahel gemein gehabt. Ich machte die Bemerkung, daß ich in späteren Jahren von der unbedingten Bewunderung für Rahel zurückgekommen sei; daß das Springende in ihren Einfällen und in ihrer Ausdrucksweise etwas Unheimliches, Unschönes und Unruhiges für mich bekommen; und ich fragte ihn, wie Rahel eigentlich ausgesehen habe, ob sie hübsch gewesen sei. Ein ganz jugendliches Bild von ihr, das sich im Besitz von Fräulein Solmar, einer Verwandten Rahels, befände, und der Kupferstich vor dem Buche „Rahel“ hätten untereinander und mit dem Relief von Tieck für mein Auge gar keine Aehnlichkeit, so daß ich mir keine Vorstellung von ihr machen könne.

Heine entgegnete: „Ich kann mir nicht denken, daß ihr Aeußeres jemals auch nur irgendwie angenehm gewesen ist. Sie war klein, dick, eigentlich fast häßlich. Als ich sie kennen lernte, war sie schon alt und krank und das Gesicht durch Krankheit und Leidenschaft verzerrt. Sie war aber sehr geistreich, hatte im Gespräch die glänzendsten Einfälle und sie war sehr gut gegen mich. Wie haben Sie sie nur in Ihrem Romane dargestellt? und was ist's mit Varnhagens Zorn gegen Sie, und mit Ihrem Zerwürfniß mit ihm?“

Ich konnte ihm sagen, daß ein Zerwürfniß zwischen mir und Varnhagen nie stattgefunden habe, daß ich mit ihm nach wie vor in dem freundlichen Zusammenhange stände, der dadurch herbeigeführt worden, daß seine Schwester Rosa Marie mit meiner Mutter Bruder, dem Dr. Assing, verheirathet gewesen war, und daß meine Cousinen, Ottilie und

Ludmilla Assing, in seinem Hause gelebt. Zudem träfe ich ihn häufig bei Fräulein Solmar und bei anderen Bekannten, deren wir Viele gemeinsam hätten; und Stahr halte ihn sehr hoch und schätze ihn auch als Freund, während ich ihm ferner geblieben sei.

„Aber," unterbrach er mich, „was ist's denn gewesen mit seinen ‚Remonstrationen' gegen den Roman?"

„Eine Halbheit von seiner Seite, zu der eine Unvorsichtigkeit von meiner Seite, welche jedoch in aller Freundschaft ausgelaufen ist, ihm den gerechten Anlaß geboten hat. Aber das ist eine lange Geschichte, mit der ich Sie nicht hinhalten mag."

„Hinhalten?" rief er. „Was kann mir denn auf der Welt noch Besseres geschehen, als daß ich mit Erzählung von Dingen hingehalten werde, die mich interessiren? Fangen Sie nur immer an."

„Nun denn! Als ich im Ausgang des Jahres 1846 mich an die Arbeit des Romans ‚Prinz Louis Ferdinand' machen wollte, suchte ich mir natürlich so viel Thatsächliches, als erreichbar war, zu verschaffen: über den Prinzen, über die anderen Figuren, die ich zu benutzen dachte, und über die Zeit im Allgemeinen. Der Ertrag aus den gedruckten Memoiren, die ich vorfand, war nicht allzu groß. Ich ging zu Herrn von Varnhagen, sprach ihm von meinem Vorhaben, sagte ihm auch, daß ich an eine Liebe Rahels für den Prinzen glaube, und diese in den Bereich der Dichtung zu ziehen dächte. Er entgegnete mir: „eine solche Liebe könne eine Zeit lang wohl vorhanden gewesen sein, denn Rahel sei höchst ‚impressionabel' durch Geist und Liebenswürdigkeit gewesen, und der Prinz habe auf alle Frauen ‚eine fasci-

nirende Wirkung gehabt'. Dazu sei jene Zeit überhaupt rasch und leicht im Anknüpfen von Herzensverhältnissen gewesen." — Ich sagte ihm, daß ich den Roman nicht schreiben könne, ohne Rahel dafür zu benutzen, und daß ich ihn nicht schreiben würde, wenn er ein Widerstreben gegen diese Benutzung Rahels hegen sollte.

„,Da ich Sie und Ihre Verehrung für Rahel kenne, bin ich über die Darstellung, die Sie von ihr machen werden, völlig beruhigt. Im Uebrigen gehört sie der Historie, und damit der Dichtung an!' beschied er mich. — Dieser Theil der Sache war damit abgethan. Und nun war es Varnhagen selbst, der mir zu den nöthigen Farben verhalf. Er wies mich an eine Frau von Real, die Hofdame bei der Mutter des Prinzen gewesen war, und 1847 in dem oberen, südlichen Theile der Wilhelmsstraße wohnte, wo ich sie ein paar Mal aufgesucht und bereitwillig Mittheilungen von ihr erhalten hatte. Er gab mir Briefe des Prinzen Louis an Pauline Wiesel, aus denen ich das tiefsinnige Wort entnommen: ‚Wo sind die schönen Tage hin, in denen wir so unglücklich waren', und er kam dann, wie er es mir angeboten, noch selbst zu mir, mir von jener Zeit und jenen Tagen Mittheilungen zu machen. Diese Mittheilungen waren denn aber, eben nach dem Geiste und der Empfindungs- und Lebensweise jener Zeit, so bedenklicher Natur, daß sie mich in Verlegenheit setzten, und ich ihnen mit der Bemerkung ein Ende machen mußte, wie ich nach diesen Bereichen hin meinen Roman nicht auszuführen dächte, und wie ich von den Fahrten und Liebesabenteuern jener Männer und Frauen in der Gesellschaft schon so viel gehört, daß sich mir die Zustände sehr klar dargestellt hätten und ich viel mehr davon

wüßte, als ich brauchen könne. — Danach machte ich mich an meine Arbeit — und machte beiläufig die Erfahrung, wie mißlich es ist, solche sogenannte historische Romane zu schreiben. Es war ziemlich einer der ersten Versuche in der Art, und ich fühlte bei der Arbeit, wie schlecht sich historisch bekannte Gestalten, als im Vorgrund der Handlung mitwirkende Personen, in den Rahmen einer Dichtung einfügen lassen; und wie weise Scott und Manzoni gehandelt, die dies vermieden. Als ich das letzte Kapitel meines Romans beendet hatte, schrieb ich an Stahr: ‚Mit meiner Arbeit bin ich fertig. Der Prinz ist todt.‘ Damit ist das Buch zu Ende; aber, wie ich die Sache auch zu wenden gesucht, es ist kein ethischer Schluß, und zu solchem kann es nie kommen bei diesen zwischen dem thatsächlich Gegebenen und der eigenen Erfindung, zwischen Dichtung und Wirklichkeit schwankenden Personen und Ereignissen, wenn die ethische Lösung nicht zufälligerweise in den Verhältnissen vorhanden ist!" — Und dies Urtheil habe ich ausführlicher gegen meinen eigenen Roman, und gegen die ganze Art dieser Romane, zu begründen gestrebt, in der Vorrede zu der zweiten Auflage des Buches.

Davon hatten wir auch mit Heine gesprochen, und ich hatte ihm dann zum Schluß erzählt, wie ich aus Mangel an Ueberlegung, auf ein mich täuschendes Gefühl gestützt, eben die Unschicklichkeit begangen, Varnhagen das Buch mit ein paar verehrungsvollen Worten zu widmen, ohne ihn vorher um die Erlaubniß dazu gefragt zu haben. Er hatte das zuerst gut aufgenommen, mich besucht, mir dafür gedankt, die Schilderung der Zeit, der Personen gelobt, und ich war mit meinem Gewissen in aller Ruhe gewesen, als

ich von Dritten hörte, daß sie an der Benutzung von Rahels Persönlichkeit Anstoß genommen, daß sie dies gegen Varnhagen ausgesprochen und daß Varnhagen sich ihnen zustimmend und mich tadelnd erwiesen. Höchlich davon betroffen, hatte ich sofort an ihn geschrieben, ihn an unser früheres Uebereinkommen erinnert, und bedauert, wenn ich ihm trotzdem Etwas gethan, das ihm mißfallen hätte. Darauf hatte er mir umgehend freundlich und erklärend geantwortet. Seine Antwort hatte damit die Angelegenheit ohne weiteres ins Gleiche gestellt, ohne daß irgend eine Störung in unserem Verkehre stattgefunden; so daß sich mir damals die Ueberzeugung aufgedrängt, Varnhagen habe nur jenen Dritten zu Gefallen eine Unzufriedenheit geäußert, die er vielleicht nicht empfunden.

„Indeß," sagte ich zu Heine, „ich habe nie wieder einen sogenannten historischen Roman geschrieben, während ich der Meinung sei, daß jeder Roman im eigentlichen Sinne ein historischer sein müsse, ebenso wie jedes Portrait; insofern, als jeder Roman und jedes Portrait in sich den Ausdruck, das Gepräge der Zeit wiedergeben müssen, in der die Personen sich bewegen oder bewegt haben, auch wenn man in den Romanen nicht, wie ich es nenne, mit ‚benannten Zahlen' arbeite."

Heine stimmte dem durchaus bei und sagte — mit derselben satirischen Höflichkeit, die er früher gegen die schöne Therese bewiesen, als er ihre Schönheit „für eine Schriftstellerin" auffallend gefunden: „Es ist sehr merkwürdig, Sie haben viel gedacht, Sie denken überhaupt viel, und Sie haben doch das Herz einer Frau! Das überrascht mich! Ich habe das nur an einer Frau erlebt: an der Fürstin Belgio-

joso, und ich glaubte, sie wäre die einzige. Im Allgemeinen ist Denken nicht der Frauen Sache!“

Durch die Erwähnung der Fürstin, deren er, so oft ich ihn gesprochen, jedes Mal gedacht, kamen wir auf Italien zu sprechen, auf Stahrs „Italien“, auf italienische Reisebücher überhaupt.

„Was die Leute nur an dem italienischen Reisebuch von Dickens haben mögen!“ rief Heine.

Wir sagten ihm Beide, daß wir Freude daran gefunden, daß manche Kapitel voll wahrer, warmer Farben, andere voll liebenswürdiger Laune wären. „Das begreife ich nicht!“ entgegnete er. „Es ist mir mit seiner Dandy-Flachheit so abgeschmackt vorgekommen, daß ich es nicht zu Ende lesen konnte. Alles, was ich über Italien geschrieben,“ setzte er hinzu, „ist im Postwagen crayonnirt oder ähnlich entstanden!“

Dann wendete er die Unterhaltung — ich weiß nicht wie — auf die Unsterblichkeit, von der er immer wieder redete. „Es ist darüber ein wunderbarer Zwiespalt in mir!“ sprach er. „All mein Verstand, all mein Wissen sagt mir, der Glaube an Unsterblichkeit ist Wahnsinn. Es ist auch im Alten Testament keine Spur davon. Moses war viel zu gesund dazu. Erst die krankhafte Sekte, aus der Christus hervorging, verfiel mit der Askese auch auf die Unsterblichkeitslehre. Ich bin von unserem Aufhören mit dem Verstande vollkommen überzeugt; aber mit dem Gefühl fasse ich es nicht. Ich kann es nicht begreifen, während ich noch bin, ich bin. Ich kann überhaupt nur von Egoisten annehmen, daß ihnen der Gedanke an das Aufhören, an das Nichtmehrsein, vertraut wird. Mit einem liebenden Herzen bleibt es trotz des Wissens unfaßbar. Ich kann mir z. B.

nicht denken, daß ich meine Frau einsam verlassen soll. Ich sage ihr immer, daß ich unter einer ganz unscheinbaren Gestalt nach meinem Tode wiederkommen werde, ihre Angelegenheiten in Ordnung zu halten, wovon sie nichts versteht; aber," und sein Ton ging wieder in den Scherz über, „sie ängstigt sich vor Erscheinungen und bittet mich, nicht zu kommen. — Einer Frau jedoch habe ich es beim Abschied versprochen, daß ich kommen würde, wenn die Atome sich noch manifestiren können, und die hat auch den Muth dazu: die Fürstin Belgiojoso. — Es ist ein eigen Ding damit, daß wir solch universelle Religionen haben, während die Religion das Individuellste sein müßte. Ich bin für mein Theil zu der Ueberzeugung gekommen, daß schon Gesunde und Kranke ganz verschiedener Religionen bedürfen. Für den Gesunden ist das Christenthum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Jenseitigkeiten; für den Kranken aber, ich versichere Sie, ist es eine gute Religion."

Stahr hatte sich im Laufe des Gespräches mehrmals hinreißen lassen, gegen gewisse dogmatisirende Behauptungen Heine's schärfere und lebhaftere Einwendungen zu machen, als es mir einem Kranken gegenüber zuläßig schien. Als ich ihm das auf dem Heimwege zum Vorwurf machte, meinte er, er habe das ganz absichtlich gethan.

„Heine ist eine so wunderbar fein organisirte Natur, und trotz seiner Krankheit von solcher Geistesschärfe, daß ich es nicht wagen möchte, in solchen Dingen ihm aus irgend einer Rücksicht zu Gefallen zu reden. Er ist noch Schalk genug, seine Besucher aufs Glatteis zu führen und sie innerlich auszulachen, wenn er sie straucheln sieht. Und man

muß sagen, daß ihnen damit recht geschieht, wenn er sie hinterher verhöhnt, was er im Grunde Niemand erspart und wohl auch uns nicht schenken wird, denn er ist und bleibt ein vor Allen Spötter. Diejenigen aber, welche den sterbenden Aristophanes als einen fromm gewordenen Christen und bekehrten Bußfertigen dargestellt haben, gehören in diese Kategorie. Sie sind die Getäuschten, während sie ihn getäuscht zu haben glauben. — Was mich in dem Verkehr mit Heine auf das Lebhafteste beschäftigt, ist das Wunder, wie die reinen, schönen, unsterblichen Lieder unter seinen Gedichten auf dem Boden seines Lebens und seiner Lebenserfahrungen erwachsen konnten. Man steht vor ihm immer wieder vor einem Räthsel — vor einer Kraft, die uns festhält wider unseren Willen. Er ist einzig in seiner Art — das ist gewiß, und unglücklich ist er ebenso!"

III.

Als wir das vorige Mal zu Heine gekommen waren, hatte man ihn eben gebrannt. Die unglücklichen Werkzeuge und Lappen hatten noch brenzelig riechend im Vorzimmer gelegen, und wir hatten uns auf den Bericht seiner braunen Wärterin entfernen wollen.

Indeß er hatte unsere Stimmen erkannt, uns wieder selbst hereingerufen, und kein Zeichen hatte in den anderthalb Stunden, die wir bei ihm zugebracht, verrathen, was er eben erst erlitten.

Diesmal fanden wir seinen Sekretär im Zimmer; aber er hatte offenbar gern Gesellschaft um sich und wollte nichts von unserem Fortgehen hören. „Sie müssen bei mir bleiben, aber nicht lange," sagte er, „denn ich bin dabei, an meine

Mutter zu schreiben. Ich kann nicht noch eine Nacht schlafen, ohne an meine Mutter geschrieben zu haben."

Wir fragten, ob sie in Hamburg lebe und ob sie Besuche von seinen Freunden gern annähme. Er bejahte Beides. „Gehen Sie zu ihr, wenn Sie einmal nach Hamburg kommen, und erzählen Sie ihr von mir! Aber wenn ich dann noch lebe, sagen Sie ihr nicht, wie elend ich daliege. Ich schiebe in meinen Briefen mein Diktiren immer nur auf meine Augen, und schreibe dann, daß ich meiner Augen wegen wenig ausgehe, weil Sonnenschein und Lampenlicht mich gleichmäßig blenden. Warum soll man ihr die Sorge um mich machen?"

Ich fragte ihn, ob er auch früher seine Arbeiten diktirt habe? „Niemals!" bedeutete er mich. „Ich schrieb immer Alles selbst, und ich glaube, daß es im Deutschen, namentlich mit dem Diktiren von Prosa, ein mißlich Ding ist. Unsere Sprache ist für das Auge mitberechnet. Sie ist plastisch, und im Reime unterscheidet nicht nur der Klang, sondern auch die Schreibart. Sonderbar genug drückt sich der Unterschied, der darin zwischen dem Deutschen und Französischen herrscht, sogar in der wörtlichen Bezeichnung der Sprache aus. Der Deutsche nennt sein Verständniß ‚Einsicht', der Franzose ‚entendement'. Der Deutsche muß nach meiner Meinung sehen und es plastisch vor sich haben, was er sprachlich schafft. Verse, die man im Kopfe fertig macht, kann man noch eher diktiren als Prosa; und ich könnte auch das nicht, ich würde es auch so noch oft ändern. Ich bin wirklich sehr gewissenhaft im Arbeiten gewesen; ich habe gearbeitet, ordentlich gearbeitet an meinen Versen. [Ich hatte das an dem kleinen Gedichte gesehen, das August Lewald

mir in meiner Jugend in Heine's Handschrift geschenkt.]
Jetzt schreibe ich Alles, was ich noch selbst schreibe, mit Bleifeder, und ich weiß oft nicht, wie ich selbst die Sachen zusammenfinden soll. Versemachen ist eine meiner besten Zerstreuungen in den schlaflosen Nächten."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich lasse mir jetzt Knebels Briefwechsel vorlesen. Da hat mich eine Stelle als sehr komisch frappirt. Es ist ein Brief Ramlers, worin der Gute angiebt, wie er es beim Dichten macht, wie er sich erst den Gedanken schriftlich exponirt, gleichsam scenirt, und dann das Alles gehörig in Verse und Reime bringt. Es ist mir sehr komisch vorgekommen, diese poetische Receptirkunst unserer Väter. Langen Sie doch einmal das Buch herunter" — er gab genau an, wo es liegen müsse unter den Bücherstößen, welche Schrank und Tische bedeckten — „und lesen Sie es selbst vor." Es geschah, und während er mit uns darüber von Neuem lachte, fügte er hinzu: „Und doch haben die Leute ein großes Verdienst gehabt: sie haben ihre Verse ordentlich gearbeitet, sie haben ein Studium aus ihrer Arbeit und aus dem Verse gemacht. Die Romantiker hingegen, bei denen Alles aus der Urkraft ursprünglich wachsen sollte, nun! bei denen haben wir auch gesehen, was da gewachsen ist. Als Schlegel dann behauptete: man könne die wundervoll gearbeiteten Elfenchöre in Byrons Manfred nicht übersetzen, da habe ich immer Opposition gemacht. Es ist mit Schlegel und den Romantikern eigen. Man kann sie nicht mehr lesen. Ich wollte mir neulich die ‚Lucinde' vorlesen lassen, ich konnte es nicht mehr überwinden."

Dann kam er wieder auf seine metrischen und rhythmischen Studien zurück und meinte: „Einer der Neueren hat es

ehrlich mit dem Verse gemeint." Stahr fragte, ob er an Platen denke? „Nein!" sagte er, „ich meine nach Platen, den Freiligrath; und auch Herwegh hat schöne, reine Verse gemacht."

Wir schickten uns zum Gehen an. „Nein," sagte er, „ich habe mir es überlegt. Klingeln Sie einmal. Ich werde den Sekretär fortschicken und der Mutter Abends schreiben, dann kann ich Sie bei mir behalten, bis mein Bad kommt." Wir gaben ihm bereitwillig nach.

Als Stahr des theuren Preises der Heine'schen Schriften erwähnte, die im Einzelnen anzuschaffen ein kleines Kapital erfordern, fragte er ihn zugleich, weshalb noch keine wohlfeile Ausgabe derselben erschienen sei.

„Das liegt darin," versetzte Heine, „daß ich Campe alle meine Schriften für eine Jahresrente in Bausch und Bogen verkauft habe, und daß er wohl eine solche Gesammtausgabe erst nach meinem Tode veranstalten wird. Er kann darüber ad libitum schalten. Denken Sie sich, daß ich vor zwei Jahren bei ihm um Dinge angefragt habe, die mir wichtig sind, und daß ich noch heute keine Antwort darauf habe."

Ich erzählte ihm, wie ich in meiner frühen Jugend unter Schwierigkeiten an seine Gedichte herangekommen, wie mich die Farbe und der Zauber seiner Sprache entzückt, und wie ich dann oft erschreckt worden sei, wenn er Gedichte, die ich für den Ausdruck tiefster Empfindung gehalten, mit einem Spott geschlossen hätte. Ich könne es nie vergessen, welchen Eindruck mir zum Beispiel die Schlußworte gemacht:

Und sinken vor dir aufs Knie,
Und sterbend zu dir sprechen:
Madame! ich liebe Sie!

„Das waren keine Grillen oder Launen," versicherte Heine. „Ich habe alle solche grelle Dissonanzen mit entschiedenem oppositionellem Bewußtsein gegen die weichliche Gefühlsseligkeit der Schwaben und Konsorten gemacht."

Stahr sagte: „All diese Gedichte werden vergessen werden, weil sie einer bestimmten Zeit und einer bestimmten, ganz individuellen Geistesrichtung angehören. Was von Ihren Gedichten bleiben und unsterblich sein wird, das sind die rein lyrischen Sachen, die schon jetzt eigentliche Volkslieder geworden sind, wie das Lied von der Lorelei, und ‚Du bist wie eine Blume' und viele andere, die man durch ganz Deutschland auf allen Heerstraßen und ebenso in den Gesellschaftssälen singen hört von Jung und Alt, von Hoch und Gering."

Heine zeigte sich davon ebenso gerührt als erfreut. „Davon weiß ich kein Wort!" rief er, „kein Wort!"

Wir sprachen ihm von Mendelssohns, Triests, Schuberts und Löwe's Kompositionen. Er kannte nur das Wenigste davon, sagte, daß ihm die Löwe'schen die liebsten seien, daß ihn diese ganz entzückt hätten und daß er gern ein Instrument haben, bei dem Spiel und Gesang dieser Melodien seiner Lieder sterben möchte. Die vielgesungene Lorelei-Melodie war ihm fremd. Stahr dachte daran, der jungen und großen Sängerin Emmy La Grua, die damals in Paris war und mit der wir viel verkehrten, den Vorschlag zu machen, daß sie einmal mit uns kommen und sie ihm singen solle; wir standen jedoch davon ab, weil wir die Wirkung fürchteten, die es auf den Kranken machen könnte.

Als ich einzelner Gedichte von Heine erwähnt, sagte

Stahr, das Gedicht: „Entflieh mit mir und sei mein Weib!“ sei wundervoll und habe ihn immer mächtig ergriffen.

„Es ist aber keine Originalerfindung,“ bemerkte Heine, „und ich habe das auch ausdrücklich dabei gesagt. Ich bin in solchen Dingen immer von der peinlichsten, literarischen Ehrlichkeit gewesen. Andere, selbst Goethe, haben sich weit mehr Benutzung des Vorhandenen erlaubt, und sie haben recht daran gethan. Ich bereue es oft, daß ich es nicht ebenso gemacht habe, denn ich hätte manches Schöne, Volkstümliche dadurch schaffen können.“

Von den Mendelssohn'schen Kompositionen kamen wir auf den verstorbenen Künstler selbst, auf die kunstbegabte Beer'sche Familie und auf Berlin zu sprechen.

Er erzählte von ihnen und von anderen Berliner Persönlichkeiten mit großer Lebhaftigkeit und schonungsloser Spottlust, die oft unberechtigt war; aber die Laune und die Ausdrucksweise, mit denen er erzählte, waren bestrickend; wenn schon sein Spotten über Alles und Jeden demjenigen, zu dem er sprach, die freie Zuversicht des Verkehrs benehmen mußte. Gegen Berlin äußerte er sich hart. „Berlin ist mir immer sehr zuwider gewesen; es ist eine so trockene Lüge!“

Es waren ihm Besuche Empfohlener aus Deutschland angekündigt. Er wollte sie nicht empfangen und bat uns, dahin zu wirken, daß man ihn „in Ruhe ließe“. „Ich mag eigentlich keine Deutschen sehen, so gern ich selber in Deutschland wäre, denn sie haben mir immer Verdruß gemacht. Darin haben meine Freunde überhaupt immer etwas geleistet. Erst jetzt wieder die Belgiojoso. Schreibt die Frau in ihren Reisebriefen im National, die reizend sind, daß meine Familie, namentlich mein Vetter Karl, nichts für mich thäte — was

nicht wahr ist — und bedenkt nicht, daß mir solche Unwahrheiten verdrießlich und nachtheilig sind. Karl Heine ist großmüthig gegen mich, und es ist nicht seine Schuld, wenn seine Großmuth zuweilen kaum an die Waden meiner Bedürfnisse reicht, da mein Zustand und die dadurch bedingte Haushaltung ungeheuer viel Geld kosten."

Wir erwähnten des Ball Mabille und des peinlichen und traurigen Eindrucks, den der Anblick dieser Depravation der Schönheit auf uns gemacht habe. Heine meinte: „Sie haben ganz recht. Die Schönheit ist da nur die grüne Decke über einem abgrundtiefen Sumpfe der Civilisation. Es hat mir," fuhr er fort, „immer leid gethan, wenn die Häßlichkeit lasterhaft wurde, aber wenn die Schönheit sich ruinirte, that es mir weh. Es ist dies ein Ausschlag des christlichen Spiritualismus. Das Geschlechtsverhältniß ist dadurch unheilbar korrumpirt. Wir haben bis jetzt nur auf der einen Seite den ganz unerträglichen Zwang der Polizeiehe des Christenthums, und auf der anderen die Depravation, der das Konkubinat anheimfällt, weil es außer dem Gesetz ist, und unnatürlich genug für eine Schande gilt. Das Alles muß geändert werden. Es ist nur schlimm, daß wir bis jetzt nach allen Seiten hin nur lauter vereinzelte Aenderungen erlebt haben, die dann zum Unglück ausschlugen, weil sie zusammenhanglos waren. So ist z. B. die Jury ohne Preßfreiheit ein Unglück, und Preßfreiheit ohne Jury ebenso. Es hat Leute gegeben, die bei einer Revolution alle Hypothekenbücher verbrennen wollten. Das wäre auch so eine von den halben Maßregeln gewesen, bei denen nur die kleinen Besitzer zu kurz kämen, während die Rothschilde sich aller Wahrscheinlichkeit nach in Sicherheit bringen würden. Ach nein," fuhr

er fort, „das sind Kindereien; die Welt bedarf einer ganz anderen Radikalkur, einer Radikalumwälzung, eben einer ganz neuen Weltanschauung. Aber wie wird die sein? Was wird sie der Welt bringen? Wann wird sie kommen?"

„Wenn das Christenthum sich überlebt und ausgelebt haben wird!" fiel ich ein.

Stahr dagegen schüttelte das Haupt. „Nehmen Sie das Wort von Fanny," sagte er, „nicht so ernsthaft, als es klingen könnte. Sie verfällt im mündlichen Verkehr gelegentlich auch in die Weise der Frauen, eine Sache ohne Ueberlegung rasch abzuthun, ohne sich klar zu machen, was sie damit gethan und damit zu vertreten hat, obschon sie es im Grunde besser weiß!" Und er wiederholte danach seine Ansicht von der welthistorischen Bedeutung des Christenthums, wie er sie im dritten Bande seines „Jahres in Italien" auseinandergesetzt hat.

„Das Christenthum wird ohne alle Frage," sagte Stahr, „der Kern sein und bleiben müssen, auf welchem die Zukunft mit ihren Neugestaltungen fortzuarbeiten haben wird, denn es stellt im idealsten Sinne die Lehre von der Gleichheit und von der Nächstenliebe auf. Es hat kein Levitenthum, es kennt keine Feinde in denen, die sich nicht zu ihm bekennen, und es bietet denen, die sich nicht zu bescheiden vermögen vor dem Wunder des Seins, des Werdens, des Vergehens, eine tröstliche Vorstellung, welche sie hoffen macht, was sie wünschen. Die Menschheit besteht nun einmal nicht aus lauter starken, in sich beruhenden Geistern. Es ist nicht Jeder dazu gemacht, sich vor dem Unbegreiflichen zu resigniren, weil es ein Nothwendiges ist — und sich, wenn es nicht weiter geht, ins Schwert zu stürzen! Selbst die Alten gönnten

sich in richtiger Erkenntniß der menschlichen Natur und Schwachheit die Vorstellung, daß Liebende sich wiederfänden, wenn der Tod sie getrennt. Es ist nicht Jedem gegeben, wie Goethe zu sagen: ‚Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben!'"

Es war eigentlich das erste Mal, daß Stahr sich in solcher Weise ernsthaft in Heine's Beisein aussprach, und um es nun abzuschließen, setzte er hinzu: „Man soll in Ehren halten, was sich durch nahezu zweitausend Jahre für die Menschheit heilsam bewährt hat, besonders solange man der Allgemeinheit nichts Besseres zu bieten vermag. Was werden kann oder wird, das wird sich ebenso wie das Christenthum allmälig vorbereiten und in sich herausbilden — und vielleicht findet sich dann auch wieder einmal der Mann, der es gestaltet und durch die Gewalt seiner Ueberzeugung, auch die Massen für die neue Form gewinnt! Aus der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen, ist freilich nicht gerathen! Am wenigsten hier auf diesem Boden, auf dem, wie wir erlebt, man Gott und Religion von Amts wegen ab- und wieder eingesetzt hat, um dann aufs Neue in den Hafen des bigottesten Katholizismus einzulaufen."

„Sie haben vollkommen Recht!" fiel Heine ein, als Stahr geendet hatte, und es blieb noch eine Weile die Rede von dem Ursprung, der Vergangenheit und der Zukunft des Christenthums.

„Das Christenthum hat eine große welthistorische Bedeutung gehabt," sagte Heine, „und in dem krassen Materialismus der Zeit, in der es entstand, wäre ich wohl auch ein Christ geworden. Ich habe eigentlich immer eine Vorliebe für den Katholizismus gehabt, die aus meiner Jugend her-

stammt und mir durch die Liebenswürdigkeit katholischer Geistlicher eingeflößt ist. Einer von diesen war ein Freund meines Vaters, und Lehrer der Philosophie an unserer Schule. Er machte es durch allerhand kleine Kunstgriffe möglich, daß ich schon mit vierzehn Jahren seine philosophischen Stunden mit besuchte, und ich verstand auch alle seine Sachen ganz gut. Er war wirklich freisinnig; trotzdem las er doch, wenn er Tags zuvor die freiesten Dinge gelehrt hatte, am Tage darauf im Ornate Messe wie die Anderen. Und weil ich so von Jugend auf gewohnt war, Freisinnigkeit und Katholizismus vereint zu sehen, sind mir die katholischen Riten immer nur als etwas Schönes, als eine liebliche Jugenderinnerung entgegengetreten, und niemals als etwas erschienen, das dem Gedanken der Menschheitsentwickelung schädlich sei. Ich weiß nicht, ob Sie so recht verstehen mögen, wie ich das meine, aber es ist für mich ein unabweisbares, ganz individuelles Empfinden. Zudem knüpft sich auch noch eine andere Jugenderinnerung daran. Als meine Eltern das kleine Haus verließen, in welchem wir zuerst gewohnt hatten, kaufte mein Vater eines der stattlichsten Häuser in Düsseldorf, welches das Onus hatte, bei den Prozessionen einen Altar zu errichten, und er setzte eine Ehre darein, diesen Altar so schön und reich als möglich auszustatten. Das waren denn immer Feiertage und große Vergnügungen für mich, diese Ausstaffirungen des Prozessionsaltars. Es dauerte aber nur, bis die Preußen nach Düsseldorf kamen; da nahm man uns das Recht."

* *
*

Einmal ging Stahr in der Zeit allein zu Heine, und ich gebe diesen Bericht nach seinem Buche.

„Heine empfing mich mit den Worten: ‚Sie haben mich ganz unruhig gemacht, Stahr!‘ — ‚Wie das?‘ — ‚Ich lasse mir Ihr Italien vorlesen, und bin zwar erst bis Marseille gekommen, aber gerade die Gegend von Arles, wo Sie die allerliebste Episode erleben, kenne ich sehr genau und habe große Sehnsucht danach empfunden. Jene einfache Episode und die ganze Beschreibung haben mich förmlich gerührt. Schade, daß Sie das Museum dort nicht gesehen haben. Es ist ein Bild darin, welches allein eine Reise verlohnte und das ich mir, als ich dort war, gar zu gern hätte kopiren lassen. Ach, es war eigentlich die glücklichste und ruhigste Zeit meines Lebens, als ich damals in die Provence ging. Ich hatte eben einen Theil meiner Arbeiten abgeschlossen, ich besaß für einen Schriftsteller ein namhaftes Vermögen, das ich nachher in der letzten Revolution fast ganz eingebüßt habe, und ging sehr heiter mit meiner Frau auf die Reise. Kaum nach Paris zurückgekehrt, lese ich in allen Zeitungen, ich sei vor Straus geflohen, der mich geohrfeigt habe, und was der Verlogenheiten mehr waren. So hatte ich gleich Aerger die Hülle und Fülle nach der kurzen Freude. Es ist mir doch überhaupt auch viel Unrecht geschehen in meinem Leben.‘

„Um ihn von diesen peinlichen Erinnerungen abzubringen, fragte ich ihn nach dem erwähnten Bilde von Arles.

‚Bei dieser Gelegenheit,‘ bemerkte Heine, ‚fällt mir eine Geschichte von einem anderen Bilde ein, welche mir in München passirt ist mit einer Dame, die für mein Gedicht von dem ‚Fichtenbaum auf kahler Höhe‘ schwärmte. Ich besuchte einmal mit ihr zusammen die Galerie, in der uns

ein kleines Bild auffiel. Es stellte ein Mädchen vor, das über dem Lesen eines Buches, das sie auf den Knieen hält, eingeschlafen ist und dem ein junger Bursche mit einer Kornähre leise unter die Nase fährt, um es aufzuwecken. Dies Bild ließ ich der Freundin von einem jungen Maler kopiren, und um sie mit ihrer überschwänglichen Begeisterung zu necken, schrieb ich auf das offene Blatt des Buches mit ganz feiner Schrift jenes Gedicht vom Fichtenbaum.'"

* * *

Gustav zu Putlitz, der damals sich auch in Paris aufhielt, hatte den Auftrag erhalten, bei Heine anzufragen, ob er nicht der Wittwe Immermanns seinen Briefwechsel mit dem Verstorbenen ausliefern wolle. Als wir wieder einmal Beide zu Heine gingen, sprach Stahr ihm von diesem Wunsche.

„Ich habe keine Zeile mehr davon," sagte Heine. „Alle meine Korrespondenzen, die bei meiner Mutter aufbewahrt waren, sowie ein Theil meiner Memoiren und das beste Bild von mir, sind in Hamburg verbrannt. Es ist im Grunde auch nicht viel an solchen Verlusten gelegen. Von Immermanns Briefen habe ich nur einen übrig behalten, den ich Laube als Autograph geschenkt habe. Und doch war das eine Korrespondenz, in die wir Beide als Strebende viel hineingelegt hatten, denn wir übten damals gegenseitig einen wesentlichen Einfluß aufeinander aus. Merkwürdig hat man unser Verhältniß in den Immermann'schen Biographien fast gänzlich ignorirt.

„Stahr, der selbst ein Lebensbild von Immermann geschrieben, mit dem er persönlich befreundet gewesen war

und für dessen Düsseldorfer Theaterführung er sich sehr interessirt, mußte Heine bekennen, daß auch er in den gleichen Fehler verfallen sei, weil er Immermanns Verhältniß zu Heine nicht genug gekannt. Heine fragte darauf, ob Stahr seine Kritik von Immermanns Schrift über den rasenden Ajax des Sophokles gelesen, die in den ehemaligen Berliner Jahrbüchern gestanden. Das bejahte Stahr und Heine sagte: „Ich war, wie mir Immermann schrieb, der Einzige, der auf die Bedeutung dieser vortrefflichen Schrift aufmerksam machte, während die klassischen Schriftgelehrten, die Alterthums-professionisten, hochmüthig daran vorbeigegangen sind.“

Das Gespräch wendete sich dann auf Persönlichkeiten der französischen und deutschen Literatur. Heine sprach mit großer Vorliebe von Alexander Dumas' vortrefflichem Charakter und pries mit Wärme dessen Herzensgüte. — „Die Franzosen,“ sagte er, „haben das mit den Juden gemein, daß sie ganz vorzügliche, daß sie erhabene Menschen sind, treue Freunde, aufopferungsfähig, sogar Prinzipienreiter bis zur äußersten Konsequenz, wie z. B. der wackere und höchst ehrenwerthe Gustav Planche, wenn sie gut sind; aber im entgegengesetzten Falle! — Wehe! — Sie sehen, ich bin aufrichtig — machen Sie sich den Schluß auf mich selber!“ setzte er lächelnd hinzu, wollte sich aufrichten, konnte es nicht, und der Schmerz erpreßte ihm einen Seufzer. Wir wollten ihm in die Höhe helfen, er lehnte es ab.

„Das Wehe! kann ich jetzt besser über mich selber ausrufen. Ich kann nur angefaßt werden von einem, der es ausgeprobt hat! Aber ich bin doch noch immer besser daran als der arme Thierry, der völlig blind ist, ebenso fest liegt wie ich, und auch nicht einmal mehr die Hände rühren kann.

Daß ich dies kann, das hält mich aufrecht, denn es sichert mir meinen freien Willen. Was ich leide, erdulde ich, weil ich's noch ertragen kann — und weil ich meine Schmerzen enden kann, sobald ich will. — Sehen Sie, mit der Hand kann ich auf dem Tische eine Dosis Opium erreichen, nach der ich nicht wieder aufwachen würde, und daneben liegt ein Dolch, den ich noch Kraft genug habe zu brauchen, wenn meine Schmerzen unaushaltbar werden. Daß ich diese letzte Freiheit habe, giebt mir Muth und macht mich gewissermaßen heiter. Aber, wir haben vorhin von Immermann gesprochen; haben Sie die Gräfin Ahlefeld gekannt?"

Wir bejahten das Beide. Stahr hatte sie noch in Düsseldorf kennen lernen und berichtete von guten Stunden, die er eben dort mit der trefflichen Frau und Immermann und, wenn ich nicht irre, auch in Bremen verlebt. Ich erzählte ihm, wie ich ein Bild der Gräfin, das von ihr gemacht worden war, als sie noch als Generalin von Lützow in Königsberg gelebt, in einer befreundeten Familie schon in meiner frühesten Kindheit gesehen und oft vor Augen gehabt hätte, und daß ich, seit ich in Berlin lebe, mich ihres nahen Umgangs zu erfreuen hätte.

„Und wie spricht sie von Immermann?"

„Ich habe sie seiner nie mit einer Silbe erwähnen hören!" entgegnete ich; füge jetzt aber hinzu, daß sich dies in späterer Zeit geändert hat.

„Wir haben neulich von der Polizeiehe gesprochen," hob Heine an, nach seiner Weise auf frühere Gespräche gern zurück kommend, „und da ist es mir nachträglich an mir selber aufgefallen, daß ich Hippels Schrift über die Ehe nie gelesen habe." Stahr berichtete ihm davon, und Beide

wunderten sich, daß mein Vater sie mir frühe in die Hand gegeben — so frühe, daß ich eigentlich nichts davon gehabt hatte — ebenso wie von einem Werke Kants, in welchem auch das Verhältniß der Geschlechter zueinander behandelt worden war.

Heine gedachte darauf der „Königsberger", nannte Kant, Hamann, Herder, Hippel, Zacharias Werner, August Lewald, von dem er diesmal mit Liebe und Anerkennung redete, und bezeichnete sie als „eine Spezialität wie die Pariser", weit wuchtiger als Alles, was das sandige Berlin erzeuge. Seine mir unerklärliche Abneigung gegen Berlin kam wieder zum Vorschein, aber Alles, was er sagte, war flüchtig, unruhig. Er kam mir nervenerregter vor als sonst, ich sah auch, daß es Stahr zu beklommen wurde in dem festverschlossenen Raume, und wollte aufbrechen. Aber Heine hielt Stahr bei der Hand fest.

„Nein!" rief er, „bleiben Sie noch, Stahr! und erklären Sie mir den jetzigen Königsberger par excellence, Johann Jacoby. Wie kommt es, daß er weder das Gepräge seiner Vaterstadt noch das des Juden hat, da er, wie man mir sagt, sich mit seiner Abstammung von dem gottgeliebten Volke etwas weiß, und seine Vaterstadt wenig verlassen hat."

Stahr gab ihm zur Antwort: „Weil er ein Mensch ist, der im Allgemeinen aufgeht; ein durchaus antiker Charakter, und sicher der selbstloseste Mensch, der mir vorgekommen ist." Wir sprachen darauf von ihm mit aller Liebe und Verehrung, die wir für ihn hegten.

„Welche Gegensätze erzeugt diese Rasse!" unterbrach uns Heine. „Dereinst den Judas dicht neben einem Christus! und neben dem Jacoby, den Sie als die höchste Selbstlosigkeit

nennen, einen Ferdinand Lassalle, die inkarnirte Selbstsucht bei eminentester Begabung. Von dem spreche ich Ihnen ein andermal. — Aber noch Eins von Immermann und der Gräfin! Haben Sie wohl darüber nachgedacht, welch eine geheime Macht den Dichtern die Liebe bedeutender Frauen zuwendet? jene Liebe, welche der Sanktion von außen, von Kirche und Staat nicht bedarf, weil sie ja an sich von Gottes Gnaden ist?" Er nannte Goethe, Tiedge, sprach von der Fürstin Gallizin, Charlotte von Kalb, kam auf Theresens Verbindung mit Gutzkow zurück, und schloß mit der Bemerkung, daß er es nicht recht begreifen könne, wie Immermann nach der langen Verbindung mit der Gräfin sich habe zu der Ehe mit einer so viel jüngeren Frau, überhaupt zu einer Ehe entschließen können.

Und Sie? wollte ich eben fragen, in dem Gedanken an sein „großes, freies, ideales Liebesglück", von dem er einst zu mir und Therese, und ebenso jetzt zu Stahr und mir gesprochen. Da trat, wie durch eine Fügung Madame Mathilde selber herein. und hinderte mich das Wort auszusprechen, und ich war des froh. Denn der Gattin Immermanns neben Madame Mathilde gegen Heine vergleichend zu gedenken, würde ich mir nicht vergeben haben.

Wir gingen endlich von dannen. Heine reichte uns die Hände. „Sie werden immer mehr in das Pariser Leben hineinkommen," sagte er, „und dann werden Sie mich eine Weile vergessen, und wenn Sie sich dann auf mich besinnen und kommen, so werde ich begraben sein. Thun Sie das nicht, sondern kommen Sie bald wieder!"

Im Fortgehen sagte ich zu Stahr, was mir eben bei dem Eintritt von Heine's Frau durch den Sinn gegangen

war, und wie ich mir innerlich selbst das Wort von Scribe zugerufen: Il y a pour les sots des hazards qui ont de l'esprit!

Stahr lachte. „Nebenher," meinte er, „war die heutige Episode des Frauenlobs wahrscheinlich auf Deine Liebe für mich gemünzt; er traute sich nur nicht damit heraus." Ich hatte die gleiche Empfindung gehabt und Stahr sagte: „Wir haben übrigens Beide ihm für seine Art, sich uns zu geben, nur zu danken; aber was er von den beiden Extremen im Charakter der Juden und der Franzosen sagt, trifft auch ihn selber in gewissem Sinne in seiner Doppelnatur. Wenn er ernst ist, kommt die Wahrheit oft mit schlagender Gewalt zum Durchbruch. Dann überwältigt er, daß man sich ihm gern hingiebt — und die Geistesgröße, mit der er seine Leiden trägt, ist bewundernswerth."

Er hatte uns Beiden tiefe Theilnahme für sich eingeflößt, und ich wurde die Empfindung nie los, daß es ihm an der rechten Liebe und Pflege gebreche, deren er so dringend nöthig hatte. Ich will gern glauben, daß Frau Heine gethan hat, was sie konnte, und ihren Mann geliebt hat, so gut sie es konnte; aber in ihr irgend etwas mehr zu sehen als die allerleerste Aeußerlichkeit, dazu habe ich es bei gutem Willen niemals bringen können; und ich habe Mädchen aus dem Pariser Volk gekannt, die ihr an Herzensbildung, an Feinheit des Empfindens, an guten Manieren unverhältnißmäßig überlegen gewesen sind. Es war ein guter, edler Zug in Heine, daß er seine Frau in den Augen der Anderen zu heben suchte, denn er muß sehr viel entbehrt haben neben ihr, wenn mein Empfinden mich nicht getäuscht hat, was ich nicht glaube.

* * *

Das nächste Mal war Stahr allein bei Heine. Ich gebe seine Erinnerung auch wieder in Stahrs Worten nach dem gedruckten Buch:

„Heine lag, mit einem schwarzseidenen Mantel bedeckt, auf einer Couchette und klagte, daß er in den letzten Nächten fast gar nicht geschlafen habe vor großen Schmerzen. Dabei entfuhr ihm zum ersten Mal der klagende Ausruf: ‚Ach, warum muß eine Menschenkreatur so viel leiden!‘ Auch schien ihm das Sprechen beschwerlicher als sonst zu sein, und er sprach manche Buchstaben undeutlich aus. Aber selbst in diesem Zustande drang er darauf, daß ich wenigstens eine kleine Weile bei ihm bliebe. Seine Frau kam herein. Sie war zum Ausgehen angekleidet und hatte noch etwas zu fragen. Als sie fortgegangen war, sagte er: ‚Sie ist das beste Weib von der Welt‘ (er sprach überhaupt gern und lobend von ihr und ihrer treuen Pflege), ‚aber es ist doch gar keine Autorität im Hause, seit ich krank bin. Diese französischen Dienstleute sind alle gleich. Jeder will für möglichst wenig Arbeit möglichst viel Geld erhalten. Ueberhaupt haben die Franzosen alle gar keinen Begriff von Pflichten, nur von Rechten; man wird sehen, wie weit sie damit kommen!‘ Als ihn bald darauf die von mir auf seinen Wunsch herbeigerufene Wärterin wieder in sein Bett brachte, wobei die kleine Person den einst so stattlichen Mann wie ein achtjähriges Kind auf den flachen Armen vor sich hintrug, sagte er, ohne Zweifel meine Empfindungen bei diesem Anblicke ahnend, obschon er mich nicht sehen konnte, halb komisch, halb seufzend vor sich hin: ‚Sic transit gloria mundi.‘ Mir standen die Thränen in den Augen.“

* * *

Bei unserem folgenden gemeinsamen Besuche fanden wir Heine bedeutend wohler. Er hatte gut geschlafen, sein Vorleser war bei ihm, er hatte Stahrs „Jahr in Italien“ in der Hand.

„Ich lasse mir täglich ein paar Kapitel daraus vorlesen, denn es ist auch persönlich sehr interessant. Man hat immer den gebildeten, wohl vorbereiteten Norddeutschen vor sich und freut sich seiner freudigen Verwunderung über die südliche Natur. Die Griechen aber haben Sie doch zuweilen überschätzt; ich habe es auch gethan, sie waren doch im Grunde herzlos, wie Goethe auch, der ja nur zufällig ein Deutscher war. Es ist sehr viel Schönes darin, aber Eins fehlt, der Charlatanismus. Mich entzückt die Wahrhaftigkeit, die ich überall nachfühle und mit der Sie Ihren Eintritt in Rom und Ihren Aufenthalt in Arriccia schildern, aber die Masse bedarf des Charlatanismus — eines ganz absonderen, den Sie namentlich bei der Schilderung des Meeres hätten brauchen sollen, um auf die Allgemeinheit noch mehr zu wirken. Man wirkt nur, indem man die Begriffe benutzt, die der Menge bekannt sind, und Sie haben Ihre eigenen extendirten Begriffe bei solchen Schilderungen vorausgesetzt. Der Charlatanismus, den ich meine, besteht darin, sich zur Anschauung der Menge herabzulassen.“

Einer von uns bemerkte, daß Heine freilich der Dichter des Meeres par excellence sei. — „Ich habe es aber dabei gerade am Schwersten gehabt, denn wer kannte damals das Meer? Jetzt ist das ein anderes, jetzt kennt es Jeder, aber damals schilderte man etwas ganz Unbekanntes, wenn man das Meer beschrieb, und das ist immer mißlich. Ich mußte mich, weil ich es obenein in Versen beschrieb, an das Banalste

halten. In Prosa, in dem Buche über Börne, habe ich, wie Sie nun gesehen haben werden, Briefe aus Helgoland geschrieben, die sehr viel Schönes enthalten!"

Stahr erzählte ihm, daß er in demselben Hause in Helgoland gewohnt, in dem Heine gewesen, und fügte hinzu, der alte Lootse dort, der Leihbibliothekar ist, habe ihm gesagt, „der Doktor Heine war ein sonderbarer Mensch, sehr sonderbar — er konnte keine Uhr ticken hören, wir mußten sie alle anhalten."

Heine sagte lachend: „Das ist wahr! ich habe es nie leiden können und glaube jetzt, daß es doch schon ein Stück Nervosität gewesen ist. Wenn ich übrigens an meine damaligen Seeaufenthalte denke, kommt es mir selbst fabelhaft vor. Einmal war ich ganz allein ein paar Wochen mit dem Schulmeister, nachdem schon alle Leute weg waren, in Langeroog. Endlich wurde es mir zu lang, mein Hauptgepäck hatte ich schon früher abgeschickt, und nun wollte ich mit einem Mal mit meinem Bündel fort, über Wangeroog durch Oldenburg nach Hamburg. Es vergingen aber Tage, ehe ein Schiff kam. Ich ließ mich nach dem ersten Schiff, das kam, hinrudern und saß nun auf dem Schiffe. Indeß, wir hatten Windstille, und der Kapitän konnte nicht in See und wollte nicht ans Land. So blieben wir immer an der Küste liegen, bis ich's nicht mehr aushielt und die Ebbe benutzte und mit meinem Bündel auf dem Kopf das ganze Ende bis ans Land zu Fuß durchs Meer ging. Nachdem war ich wieder einmal allein mit dem Schulmeister in Langeroog; da haben sie mich in die Siedels gefahren. Gott, ist das ein merkwürdiges Leben! — Wenn ich das Alles damals hätte in Gedichten beschreiben wollen, hätt's keiner

verstanden, eben weil sie es nicht kannten. — Uebrigens kommt's mir selbst unglaublich vor, wenn ich jetzt daran denke, daß ich mit meinem Bündel auf dem Kopfe, die Fluth zuletzt dicht hinter mir, zu Fuß durch die Nordsee gegangen bin." Stahr fragte ihn, ob er in Oldenburg gewesen sei? — „Ich denke ja, denn ich erinnere mich, daß ich die Kirche dort für das Theater gehalten habe." — Das war mir und Stahr seiner Zeit auch passirt.

Er kam dann nochmals auf Stahrs Italien zu sprechen: „Wenn Sie wüßten," sagte er, „wie es thut, wenn man so liest vom Bergsteigen und liegt hier fest! — und denken Sie, ich bin nie nach Rom gekommen, ich habe Rom nie gesehen! Es war etwas Wunderbares, daß ich nicht hinkam. Als ich in Oberitalien war, kam ich direkt von London und hatte nach Rom gewollt, fand aber, daß ich kein Geld hatte. Denn daß ich ein ganz Theil englischer Banknoten, die ich von London übrig behalten, in Italien verkaufen könne, fiel mir erst ein, als ich wieder in Deutschland war. Das wäre aber noch zu beseitigen gewesen, indeß, mich überfiel eine so plötzliche, krankhafte Sehnsucht nach meinem Vater, daß ich es nicht aushalten konnte und mitten darin umkehrte. Es war anscheinend etwas Grundloses, ich konnte mir aber nicht helfen. Unterwegs erhielt ich einen Brief meines Bruders, der mir schrieb, daß unser Vater lebensgefährlich krank sei, und daß ich bei Herrn Textor in Würzburg Nachricht finden und das Weitere erfahren würde. Ich fuhr also augenblicklich nach Würzburg, und wie ich dort ankam, war mein Vater todt." Er hielt eine Weile inne, dann sagte er: „Er war ein vortrefflicher Mann, und ich habe jahrelang den Verlust nicht begreifen, ihn nicht verschmerzen

lernen. Es ist sonderbar, daß man nie an den Tod eines Menschen glaubt, den man nicht hat sterben sehen, daß man nicht glaubt, ein Mensch, den wir lieben, könne sterben. Man sagt sich wohl, es könne geschehen, glauben thut man's nicht, und das ist ein Unglück; denn darum behandeln wir unsere Geliebten nicht so gut, als wenn wir dächten, daß wir sie verlieren können. Man ist überhaupt lange nicht gut genug zueinander. Und sehen Sie, weil meine Frau nie hat denken können, daß ich sterben werde, hat sie mich immer abgehalten, mich in eine Lebensversicherung einzukaufen, was ich jetzt, wie Sie begreifen werden, sehr bedaure."

Wenn man Heine in solcher Weise sprechen hörte, kam eine Herzensgüte zum Vorschein, die man ihm in anderen Augenblicken nicht zuzutrauen vermochte; und doch hatte sich das geistige Interesse, das wir an ihm zuerst genommen, von einem Besuche zum anderen so sehr in einen liebe- und mitleidvollen Antheil verwandelt, daß wir uns einen Vorwurf daraus machten, wenn wir eine Woche vergehen ließen, ohne bei ihm gewesen zu sein.

Als er seiner Sorge um die Zukunft seiner Frau gedacht, setzte er hinzu, er habe überhaupt nichts mehr als Sorgen und werde von Deutschland aus geplagt und gequält, mehr als ein Gesunder es ertragen könne. „Da schicken mir die Buchhändler neue Bücher mit der genauen Angabe, in welchen französischen Journalen ich sie anzeigen soll, obschon sie wissen, daß ich seit Jahren krank liege. Natürlich muß ich die Bücher wegschenken, da ich in der kleinen Wohnung nur meine nothwendigsten Sachen unterbringen kann. Die nächste Folge sind dann grobe Briefe. Sie befehlen mir, die Bücher zurückzuschicken — und das

ist noch das Wenigste. Dieser Tage hat mir ein Buchhändler geschrieben, ich solle ihm für seine Frau, die ich garnicht kenne, eine Kammerjungfer besorgen — und der einzige Buchhändler, der mir schreiben sollte, der einmal reich werden wird durch meinen Tod, der schreibt mir nicht und läßt mich in den größten materiellen Verlegenheiten stecken in diesen Jahren, in denen er weiß, daß ich mir nicht helfen kann. Dazu wollen die Menschen noch immerfort Unterstützungen von mir haben. Schreibt mir dieser Tage ein junger Mensch, den ich mit Noth und Mühe von hier fortgeschafft, er habe wieder eine Dummheit gemacht, sich wieder irgendwo festgekneipt und sei in einer Lage, in der man ihm allerdings helfen muß. Ich nehme also eine Summe, die ich mich in anderen Zeiten geschämt hätte, ihm anzubieten, die jetzt aber eine Summe für mich ist, und schreibe dem Bankier, ihm für die Summe eine Anweisung zu schicken. Denken Sie, da schickt ihm dieser Esel, Gott weiß durch welch Versehen, eine weit größere Summe, und als ich das durch den Postzettel nach Abgang des Geldes erfahre und verlange, der Bankier solle die Summe auf sich nehmen, um die er mich durch sein alleiniges Versehen gebracht hat, weigert er sich dessen, weil er sich sehr richtig sagt, daß ich in meinem miserablen Zustande ihn nicht verklagen kann. Ach!“ rief er, „Sie glauben nicht, was mir Alles auf dem Halse liegt und wie viel Geld mein Zustand verschlingt, obschon die Leute mich bedauern würden, wenn sie ahnten, wie eingeschränkt ich mich behelfe. Beiläufig,“ unterbrach er sich, zu mir gewendet, „da Sie öfter in Hamburg gewesen sind: kennen Sie die Heine'sche Familie?“

Ich sagte, daß ich seinen Onkel Salomon Heine in

Berlin im Hause des Seehandlungsagenten und späteren Präsidenten Blach ein paar Mal gesehen und gesprochen, und daß ich seine Cousine Amalie Heine, die in Königsberg an einen gebildeten Privatmann aus sehr angesehener Familie, an einen Herrn John Friedländer, verheirathet sei, in meinen früheren Zeiten viel gesehen, daß man sie dort für Heine's Jugendliebe gehalten, daß sie mir als eine liebenswürdige Frau erschienen, und ihr sehr gut aussehender Mann, der älteste Bruder meiner Jugendfreundinnen, mir ein Gegenstand großen Antheils gewesen sei, weil er seiner Zeit als freiwilliger Jäger die Feldzüge gegen Napoleon mitgemacht habe, und die „Freiwilligen“ in unserer Kindheit und Jugend uns an und für sich Gegenstände der Verehrung gewesen wären, ungefähr wie Achill oder andere Helden der Vorzeit.

Heine lächelte. „Wie jung sie ist!“ sagte er zu Stahr, und zu mir. „Ich glaube, Sie sind eine Schönseherin — und Sie haben doch die Geißel der Satire hart genug geschwungen in der Diogena!“

„Aus Ueberzeugung! Aber Bewundern ist angenehmer.“ antwortete ich ihm, „und ich halte es mit Stahr, der, wenn die Leute beim Betrachten eines Kunstwerks mit Tadel beginnen, ihnen immer sagt: ‚Warum seht ihr zuerst die Fehler? Seht das Gute und Schöne; es kommt mehr dabei heraus!‘“

„Halten Sie es so mit mir!“ rief er, „Beide!“ und reichte uns die Hände hin.

Moritz Hartmann kam dazwischen, und das Gespräch wendete sich auf den Unterschied zwischen Norddeutschland und Oesterreich. Heine sagte, er habe immer ein starkes Heimatsgefühl und in diesem eine besondere Vorliebe für die

norddeutschen Heideländer gehabt. Er wollte von uns wissen, ob sie mit der Campagna Aehnlichkeit hätten, und worin sie sich, abgesehen von Licht und Luft, von dieser unterschieden.

„Mir gefällt Alles in der Heide, die Menschen, der Boden, die Weiber, Alles! Und am liebsten hatte ich Amsterdam, wo die Originale aller meiner Ideale herumlaufen, alle Bilder von Jan Steen, dessen Leben ich immer einmal habe nach seinen Bildern schreiben wollen, wenn ich dazu gekommen wäre, einmal Alles zu sehen, was dieser heiterste Mensch gemalt hat. Es hat mir immer so gefallen, daß er seine erste Frau, die ihn wegen seines Trinkens ausgezankt, in einem seiner besten Bilder als Betrunkene gemalt hat. Daß ich dies Buch und mein bestes Gedicht, den Till Eulenspiegel, nicht geschrieben habe, wird mich ewig schmerzen.“

Einer von uns Dreien fragte, wie das hätte werden sollen?

„Ich hätte es antiquarisch behandelt in Bezug auf die Person des Till; und darauf kennen sie mich, ich hätte es gründlich gemacht, daß die Sache damit zum Abschluß gekommen wäre, und es wäre ein gelehrtes Werk geworden! Dann aber hätte ich mich in den Till gesteckt und hätte Alles gesagt, was ich irgend auf dem Herzen hatte über Gott und alle Welt. Gott, was hätte ich von Ihrem König gesagt! Was hätten sie zu hören bekommen, die Gutzkow und Laube —“

„Und wir!“ fiel Hartmann ihm lachend in die Rede.

„Sie haben alle Drei noch nichts auf dem Kerbholz bei mir, und jetzt, wo ich so elend bin, habe ich ja von den Menschen nichts mehr zu fürchten, und von Ihnen Dreien ganz gewiß Nichts!“

Es lag plötzlich wieder einmal etwas in dem Ausruf,

das uns anfröstelte, aber feinfühlig, wie er war, empfand er das sofort und fragte Hartmann rasch nach dem Herausgeber eines deutschen Museums, von welchem dieser ihm einmal gesprochen hatte. Hartmann nannte Prutz. Heine fing über diesen zu scherzen an, kam dann auf Ruge. Stahr wollte ihn hindern, etwas gegen diesen zu sagen, das er nicht ungerügt hätte hingehen lassen können, und bezeichnete beide Männer, Prutz und Ruge, als ihm werthe Freunde.

„Ruge ist ein sehr honetter Charakter," entgegnete Heine, „aber ein drolliger Kauz. Erst machte er sich die Mühe, mich in seinen Hallischen Jahrbüchern todtzuschlagen, danach besuchte er mich in Paris und erzählte mir, daß er mich gemordet habe und daß es ihm im Grunde doch leid thue. Ich beruhigte ihn darüber. ‚Machen Sie sich keine Reue darüber, lieber Ruge,' sagte ich, ‚ich habe es hier in Paris garnicht gemerkt.'"

Solche Sachen brachte er mit einem so köstlichen Humor heraus, daß er geradezu unwiderstehlich war und das Wort von dem ungezogenen Liebling der Grazien wie auf ihn gesprochen schien.

So frisch wie in den Stunden mußte man ihn gesehen haben, um sich vorzustellen, was er gewesen.

„Sie glauben nicht," rief er uns noch nach, „wie schwer man Leute fortgehen läßt, wenn man immer, wie ich, sich denken muß, daß man sie nicht wiedersieht."

* * *

Es war bald danach, als wir Heine einen Brief von Varnhagen zu bringen hatten. Heine erschien mir wohler, als ich ihn während dieses unseres ganzen Aufenthaltes in

Paris gesehen. Er empfing den Brief heiter und verlangte, daß ich ihn erbrechen, daß wir ihm denselben vorlesen sollten. Wir wehrten uns dagegen Beide, da die Sache eben zwischen diesen beiden Männern, und auch in Bezug auf uns, ihr Bedenken haben konnte, und in gewissem Sinne auf eine Verletzung des brieflichen Vertrauens hinauslief. Heine wendete ein, daß Jeder, der ihm in seinem Zustand schreibe, sich voraussagen müsse, daß der Brief von ihm selber nicht gelesen werden könne, und Stahr entschloß sich dann auf gut Glück, ihm seinen Willen zu thun.

Der Brief erging sich stellenweise in religiösen Phrasen, die offenbar auf Heine's vorausgesetzte Bekehrung zum Glauben berechnet waren. Einmal hieß es etwa: „Daß Sie leiden und gehemmt sind, liebster Heine, das gehört zu dem Schmerzlichsten, was ich erlebe. Ihnen, grade Ihnen, theuerster Heine, hätte das nicht widerfahren dürfen. Aber wir haben es nicht nur mit Gott, sondern leider auch mit den Menschen zu thun. Hätten wir es ganz allein mit ihm zu thun, wie glücklich wären wir! Ach! er ist ganz Gnade, Liebe, Leutseligkeit“ u. s. w.

Heine lachte laut auf. „Der alte Schelm!“ rief er, „woher weiß er denn das?“

Stahr hörte zu lesen auf, denn auch wir hatten den sonderbarsten Eindruck von diesen Aeußerungen; aber Heine wollte die Fortsetzung hören, und wie denn nach einigen anderen Mittheilungen der Brief gegen das Ende ging, kam die Aeußerung vor: „Ich halte mich ganz und gar an die Vorsehung, das ist zum Beobachten und Durchkommen der beste Platz!“ da erklärte ich, daß dieser Ausspruch für mich keinen Sinn hätte und mir unverständlich sei.

„Wie das?" meinte Heine, „ich verstehe es ganz gut, denn eine Vorsehung muß es doch geben."

Ich sah ihn wohl verwundert an, konnte auch aus seinem Tone nicht entnehmen, was er eigentlich denke. „Ja!" rief er, „ich habe noch gestern mit Hermann Frank davon gesprochen. Sehen Sie, daß es ein höchstes Wirken, ein höchstes Wesen giebt, darauf weist den Menschen seine ganze Natur hin. Geben wir, wie wir müssen, dies letzte Wirken zu, so müssen wir ihm auch eine Individualität geben, und diese reich und edel ausstatten!"

„Das Letztere versteht sich, wenn man das Erstere zugiebt, ganz von selbst und ist unvermeidlich," fiel Stahr ihm ein, „und der ganze Deismus und die Unsterblichkeitslehre kommen nach. Es bleibt nur zu beweisen, daß die erste Supposition eben beweisbar ist, daß das Goethe'sche ‚und weiß nun, daß wir nichts wissen können' zu widerlegen ist! Aber Sie wissen, daß ich, wie ich Ihnen und Fanny es neulich erst ausgesprochen, Jedem den Trank gönne, der ihm den Durst löscht, und es für ein Vergehen halte, ihm den Becher von den Lippen zu ziehen, aus dem er seine Erquickung schöpft, wie ich selber groß von der Ethik des Christenthums denke!"

So sprachen sie noch eine Weile hin und her, und auch ich hatte nicht die Ueberzeugung, daß Heine glaube, was er sage. Weshalb er es sagte, darüber war ich mir nicht im Klaren; vielleicht trachtete er, sich selber zu überreden, vielleicht wollte er uns veranlassen, das Letzte vor ihm auszusprechen. Wir hatten keinen Grund, es vor ihm zu verbergen.

An einer anderen Stelle seines Briefes äußerte Varnhagen sich, wie wir es von ihm zu hören gewohnt waren,

sehr entschieden über das „vormärzliche junge Deutschland“ und über seine eigenen politischen Gesinnungen, die wir kannten. Er schrieb: „Fast das ganze vormärzliche junge Deutschland hat keinen nachmärzlichen Muth bewiesen und keine nachmärzliche Ehre erworben. In Hofstellen und Ministerialzeitungen haben sie sich untergebracht und sind im glücklichsten Falle Gothaer geworden, die ich erst recht von Herzensgrund als ein Elend ansehe für Deutschland, wo in der Kleinstaaterei das reinste Stück Zeug in dem Herumschmeißen über die und jene Grenzen so leicht zum elenden Lumpen wurde. Ihnen zum Troste will ich aber sagen, ich bin und bleibe, der ich war und als den Sie mich gekannt haben. Man zwingt uns zum Frondiren — bleiben wir Frondeurs!“ Er hatte fast das Gleiche öfter auch gegen uns ausgesprochen, hielt sich auch sehr entschieden zur Partei der Bewegung, und wir sowohl als Heine, wußten, auf wen diese seine Aeußerungen gemünzt waren.

„Bei der Gelegenheit,“ bemerkte Heine, „muß ich Ihnen doch erzählen, daß ich mir Alles vom Herzen diktirt habe, was ich gegen die alten, sogenannten Gesinnungsgenossen, wie ich Ihnen gesagt, auf dem Herzen gehabt. Es ließ mir keine Ruhe, und der Brief wird gewiß nicht zu hart gewesen sein; denn wenn ich wirklich zornig war, bin ich nie hart gewesen. Ich war es nur, wenn ich mich künstlich in Zorn hineinritt; und ein starker, unegoistischer Zorn gegen Unwahres, Schlechtes, ist etwas Heiliges, dem man zu willfahren hat.“

Am Schlusse von Varnhagens Briefe fand sich die Wendung: „Auf Wiedersehen, wenn nicht hier, so doch dort!“

„Hier, wenn ich bitten darf!“ rief Heine; „denn so

sehr ich an Fortdauer glaube, so habe ich doch eigentlich ein geheimes Grauen vor der leidenschaftslosen Seligkeit und Ewigkeitsfreude. Wenn ich so ohne Körper als Lichtgestalt im Blauen umherschwebte, und mit einem Mal im Aether als reine Tugendgasflamme in alle Ewigkeit zu brennen und zu leuchten anfinge, Gott das wäre schrecklich! Ich habe mich aber aus Vorsicht im Leben mit so viel Leidenschaft beladen, daß ich die ätherreine Seligkeit und ihre Langeweile eigentlich nicht sehr zu fürchten brauche."

Er war in eine geradezu übermüthige Stimmung gerathen und zeigte die Lust, sich an und mit Varnhagen zu messen, mit der Heiterkeit eines Jünglings, der sich einem Gegner gegenüber findet, dem er sich überlegen glaubt. Aber es war kein Uebelwollen dabei im Spiele; „denn," sagte er „im Grunde ist's ja eine Höflichkeit. Er meint meine Sprache mit mir reden zu müssen, weil ich krank bin. Schreiben Sie ihm doch, daß ich das empfunden habe, ihm danke — und daß auch ich noch der Alte bin!"

IV.

Einmal erzählte ich Heine, daß ich am verwichenen Tage in einem seiner an Stahr gesendeten Bände gelesen habe, und daß mich und Hartmann seine Erklärung der Bibelerzählungen entzückt hätten; namentlich sei uns die Erhabenheit des Stiles aufgefallen, und ich setze die Stelle getrost hierher, da sicher jetzt viele sie nicht mehr kennen, und die, welche sie ihrer Zeit gelesen, sie schwerlich mehr gegenwärtig haben. Sie lautete:

„Welch ein Buch, groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die

blauen Geheimnisse des Himmels, Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit, Alles ist in diesem Buche" — und dann von der Darstellung: „wo das Wort gleichsam ein Naturprodukt ist, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Mensch selbst. Das sproßt, das fließt, das funkelt, das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet Alles ganz natürlich."

Ich erwähnte dieser Stelle, die ich Tags zuvor einmal wieder gelesen. „Und doch müßte ich jetzt Alles ganz neu schreiben," sagte er, „jetzt, wo ich die Poesie und die kulturhistorische Bedeutung der Bibel, wie auch ihren ethischen und religiösen Gehalt weit besser verstehe."

Wir kamen dann auf die gewöhnliche Behandlung der Bibel durch die Geistlichen zu reden, nud Stahr erzählte bei der Gelegenheit, daß er ein Mal mit einem Bremer Pastor eine Fehde ausgefochten, während Hamburg noch in Flammen gestanden. Der Pastor hatte sich damals nämlich gemüßigt gefunden, sich in einer Strafpredigt zu ergehen und den erschreckten Mitfühlenden zu erklären: Das hat Gott gethan! Stahr hatte, ich weiß nicht, ob in der Bremer, der Weser-Zeitung oder in einer kleinen Schrift darauf mit einem Artikel geantwortet, der die Aufschrift getragen: Schämen Sie sich, Herr Pastor T . . .— (ich setze den ausgeschriebenen Namen nicht hierher).

„Da haben Sie aber Unrecht gehabt!" rief Heine lebhaft dazwischen, „und der Pastor Recht. Sie kennen Hamburg nicht, Sie wissen nicht, welch' ein Sündennest es war. Sehen Sie, was dies Hamburg mir für Leid angethan; wie

profund unglücklich ich dort gewesen bin, das denken Sie gar nicht aus. Man hat immer geglaubt, mein Onkel oder meine Familie hätten mir dort Leides gethan, das war aber niemals der Fall. Sie waren im Grunde immer Alle gut gegen mich, und alle Verdrießlichkeiten kamen mir durch Klatschereien von dem anderen Volke. Diese hochmüthige Splitterrichterei bei eigener balkendicker Verstocktheit, dieser Haß gegen alles Ungewöhnliche, diese angstvolle Abneigung gegen Alles, was mehr ist als sie selber, diese heuchlerische bürgerliche Sittlichkeit neben einer phantasielosen Liederlichkeit — wie gräßlich war mir das alles! Berlin ist sehr langweilig, sehr trocken und unwahr, aber Hamburg!! In Hamburg war es mein einzig Pläsir, daß ich mir dort besser vorkam als alle Anderen."

Später beauftragte er uns abermals, Varnhagen für seinen Brief zu danken. „Sie können ihm ja weit mehr sagen," meinte er, „als ich ihm durch den Menschen, meinen Sekretär, diktiren lassen kann. Und dann sagen Sie ihm auch, daß ich in meinem Zerwürfniß mit meinem Vetter Karl Heine weniger strafbar sei, als Varnhagen glaube. Ich würde auch sein wohlgemeintes Abrathen befolgt haben, hätte mich damals Lassalle nicht so umstrickt und beherrscht, daß ich seine Rachsucht gleichsam eingesogen und mich meiner augenblicklichen Erbitterung auch in blinder Rachsucht überlassen hätte, was ich nachträglich bedauert."

Er sprach viel von Lassalle's gewaltthätiger Kraft, von seinem Verkehr mit ihm, von Varnhagens Meinungen, offenbar voraussetzend, daß wir von dem allen wüßten, was nicht der Fall war. Wir wollten auch davon nicht wissen und sagten ihm das, um nicht in ein Hin- und Hergerede gedrängt

zu werden, das nachträglich doch nichts mehr an den Thatsachen ändern konnte.

Als er dabei wieder auf seine schwierigen Geldangelegenheiten zurückkam, sagte Stahr, wie er das Geld als das einzige Mittel zur Freiheit immer höher achten lerne, und wie er es leicht finde, sich Entbehrungen aufzulegen, um Geld zu sammeln um des Freiseins willen.

„Sie auch?“ rief Heine. „Meine Frau lacht immer, wenn ich Geld zähle, denn ich zähle nie un Louis, deux Louis, sondern un ami, deux amis u. s. w. — Gestern Abend habe ich aber sehr heitere und gute Stunden gehabt. Ich hatte mir das Kind“ — wir fanden das kleine Mädchen oft dort und vermutheten, daß es ein Kind aus dem Hause sei, an das er und seine Frau sich gewöhnt — „also, ich hatte mir das Kind eingeladen, mit mir Kuchen zu essen, und habe ihm dabei Himmel und Hölle erklärt: le ciel où c’est si beau et si brillant, qu’on y mange du gâteau du matin au soir; et comme le bon dieu a des marmitons qui sont les anges: et que les anges quand ils ont bien mangé s’essuient la bouche avec leurs ailes blanches, ce qui est bien sale de leur part! — ‚oui! bien sale!‘ hat das Kind ganz empört gesagt, und meine Frau hat darüber, wie das Kind sich in den Gedanken vertieft hatte, und über meine Freude daran, so gelacht, daß sie sich auf dem Sopha gewälzt hat. Nachher habe ich die ganze Nacht sehr lustige Verse gemacht.“

Von lustigen Versen kamen wir, ich weiß nicht wie, auf das Wintermärchen, und Stahr und Heine recitirten einzelne Verse daraus, während Heine beschrieb, welchen Eindruck ihm die Rückkehr nach Deutschland gemacht hatte. „So sehr ich

leider Alles beim Alten und miserabel fand, so muthete mich doch Alles, sogar das schlechte Essen an, und das ist wohl auch der Grund, daß das ganze Gedicht so gutmüthig ist. Ich hätte können viel schärfere Hiebe austheilen, aber ich habe es nicht gethan, es wirkte in jener Zeit auch so ein gutes Theil. Denken Sie! das Buch hat in Amerika zwölf Auflagen erlebt."

* * *

Stahr hatte Heine auf dessen Wunsch Georg Jungs „Geschichte der Frauen" geschickt. Er sprach davon mit großem Lobe gegen Stahr, fügte jedoch hinzu, daß Jung zu enthusiastisch für die Frauen eingenommen sei.

„Ich bin nicht für diese schrankenlose Emancipation. Es geht mir mit den Frauen wie Napoleon mit den Schwarzen.

„‚Warum wollen Sie die Schwarzen nicht emancipiren, Sire?' fragte man ihn.

„‚Je vous le dirai en deux mots — parceque je suis blanc!' — Und ich — ich bin verheirathet. Wir vertrauen ja den Frauen die ganze Zukunft, die künftige Generation; da können wir sie doch nicht ohne Weiteres auf der Gasse umherlaufen lassen. Vor sozialen Ungerechtigkeiten müssen wir sie beschirmen durch unsere Institutionen — im Uebrigen für sie sorgen. Das ist die Sache."

Den Tag war Heine so angegriffen, daß Stahr nur kurze Zeit bei ihm blieb; aber er mußte versprechen, bald wiederzukommen.

* * *

Neulich, als wir uns bei Heine entschuldigten, daß wir ihm das Buch über Börne und noch ein anderes, das er uns

gesendet, nicht mitgebracht, sagte er: „Nein! Sie sollen die Bücher ja behalten! Das Buch über Börne, das habe ich Ihnen, Stahr, als Buße geschickt — und le Rapport sur l'examen des Papiers trouvés chez Robespierre et ses Complices par Courtois fait à la Séance du 16 Nivôse, das kann ich doch schwerlich mehr benutzen, nehmen Sie es also, dem es doch vielleicht dienen kann."

Ich sagte, daß ich mir von Stahr das Wintermärchen, das Heine ihm neulich geschenkt, hätte schenken lassen, und daß er mir nachher doch einen Franc dafür abgehandelt hätte. Heine lächelte sehr heiter dazu.

„Das freut mich, denn das ist ein Beweis, daß meine Bücher jetzt noch nicht ganz werthlos sind, wie der Campe mir gern einreden möchte! Sie sollen aber Ihr eigenes Exemplar von mir haben und nicht ein abgebetteltes; und Ihnen, Stahr, will ich ein Stück des Manuskriptes vom Atta Troll zum Andenken mitgeben, weil Sie den so lieb haben!"

Bei diesem Sprechen über die beiden Satiren wurde bald einer, bald der andere Vers aus denselben erwähnt, und ich sagte, ein Wort oder ein Ausspruch von ihm habe mir immer einen besonderen Eindruck gemacht. Er verlangte zu wissen, welcher es sei und wo derselbe stehe.

„Es ist aus der Schilderung Luthers vor dem Reichstag, in dem Augenblicke, in welchem der Herzog von Braunschweig dem erschöpften Reformator die Kanne Eimbecker Bier bringen läßt. Sie fügen der Erzählung des Vorganges die Worte hinzu: ‚Ich werde diese edle That dem Hause Braunschweig nie vergessen!'"

Beide Männer lachten und Heine fragte: „Aber was hat Ihnen denn daran so besonders gefallen?"

„Es hat mir immer so de paire en paire, so souverän geklungen!“ entgegnete ich.

„Wie die Frauen Derartiges empfinden! wie sie oft errathen, was wir selbst kaum in uns erkennen! Man sollte nicht sagen: vox populi vox dei — sondern Frauen Stimme, Gottes Stimme. Aber seien Sie bedankt dafür!“

Das Gespräch war gleich wieder darüber hinaus, und da es Zeit zum Aufbruch war, trug Heine uns noch verschiedene Bestellungen an Varnhagen auf. „Ich würde Sie nicht damit beschweren,“ sagte er, „wenn ich einen verläßlichen Sekretär, einen vertrauten Menschen um mich hätte, wie Goethe an Eckermann. Den habe ich aber nicht, und so helfe ich mir damit, daß ich jeden Brief, der irgend etwas Besonderes enthält, von zwei, drei verschiedenen Personen auf einzelnen Zetteln schreiben lasse; das ist aber eine so elende und mühevolle Arbeit, daß ich nur das Unerläßlichste diktire. Wenn ich mich nur ein bischen mehr rühren könnte! Bei meiner Abneigung gegen die Langeweile der Seligkeit möchte ich, so elend ich bin, doch noch lange leben, denn die miserabelste Erdenexistenz scheint mir noch beneidenswerth und weit vorzuziehen vor den himmlischen Freuden! Ach, der herrliche Achill wußte es wohl, warum er lieber ein fröhnender Knecht sein wollte im Lichte des Tages, als dort unten ein König über die Schatten der Todten! — Bei Lebenbleiben fällt mir ein: wissen Sie etwas von einem Musenalmanach von Schede oder Schade? Man geht mich um Beiträge an, und ich möchte Etwas geben, wenn es ein ordentlicher Mensch wäre. Ich bin sehr für solche Musenalmanache und habe auch immer gern Etwas dazu gegeben; erkundigen Sie sich doch, was daran ist.“

So sprach er heiter fort, und ich schied schweren Herzens, da ich wußte, daß wir, oder wenigstens ich, ihn nicht wiedersehen würde, denn unsere Abreise stand vor der Thür.

(Nach Stahrs Tagebuch.)

Ich ging noch einmal allein zu ihm am 23. Oktober. Heine war schwerer leidend als jemals. „Ich habe Sie hereinkommen lassen," sagte er, „obschon ich diesmal wirklich nicht lange werde Ihren Besuch haben können, denn ich leide schrecklich! zwei Nächte schlaflos, ohne einen Augenblick Schmerzensrast! Ach, es ist schrecklich, schrecklich — warum muß eine Menschenkreatur so viel leiden!" Er war einen Augenblick still, dann reichte er mir die feine, fast zur Durchsichtigkeit abgemagerte Hand hin und sagte: „Es thut mir wohl, Sie bei mir zu haben und zu sehen." Er zog bei diesen Worten mit dem Zeigefinger das Lid des rechten Auges, das allein noch Sehkraft hatte, etwas in die Höhe und sah mich mit einem unaussprechlich rührenden Blick an. Dann fuhr er fort: „Ich habe vom ersten Augenblicke an zu Ihnen und zu Fanny Lewald ein solches Vertrauen gehabt, ich habe in diesem Vertrauen zu Ihnen gesprochen wie zu mir selbst; Sie werden das Beide nicht mißbrauchen. Ich bin ja schon so unglücklich!" Mir wurden die Augen feucht. „Kommen Sie doch um das Bett herum," fuhr er fort, „da auf dem kleinen Tische liegt etwas für Sie, ich habe an Sie gedacht und Ihnen etwas eingeschrieben in das ‚Wintermärchen', das Sie so gern haben." Ich nahm das Buch. Mit zitternder Hand waren auf das Titelblatt in Bleistiftzügen die Worte geschrieben: „An Adolf Stahr zur schönsten, freundschaftlichen Erinnerung von Heinrich Heine.

Paris, 23. Oktober 1850." — „Das Atta-Troll-Manuskript," fuhr er fort, „konnte ich nicht finden. Aber es bleibt Ihnen, wenn Sie wiederkommen. Sie kommen doch gewiß?" Ich bejahte mit schwankender Stimme. Wir kamen dann noch einmal auf die furchtbare Liste von Courtois zurück. Ich erwähnte verschiedene Thatsachen, die ich eben in den Tagen von François Sabatier über die Septembriseurs vernommen, und Heine bemerkte dazu: „Die Spezialakten dieser Revolution sind noch lange nicht ausgebeutet, und Charaktere wie Robespierre und Danton werden noch lange Räthsel bleiben."

Ich erzählte Heine, wie ich von Sabatier erfahren, daß über Danton eigenhändige Aufzeichnungen eines Konventsmitgliedes während seines Prozesses existiren, die das Archiv der Polizeipräfektur bewahrt, und berichtete, was Sabatier, der sie gelesen, mir aus denselben mitgetheilt.

„Mir ist," meinte Heine, „Dantons Anhänglichkeit am Boden des Vaterlandes immer rührend gewesen. Wie gern möchte ich selber in Deutschland sein, wär's auch nur, um dort zu sterben. Ich sehne mich oft dahin!"

„Wäre es denn nicht möglich, das auszuführen?" fragte ich.

„Es wäre wohl," versetzte er, „aber ich müßte einen eigenen Wagen dazu bauen lassen, das würde sehr viel Geld kosten. Und am Ende —" setzte er noch immer scherzend hinzu — „ist das Transportstück doch das Postgeld nicht mehr werth."

Er schickte mich fort; die Nothlüge, daß ich bald wiederkommen würde, fiel mir schwer. „Kommen Sie wieder! kommen Sie wieder!" scholl mir's noch durch die geöffnete Thüre nach.

Ich habe ihn nicht wiedergesehen damals — und nicht geglaubt, ihn wiederzusehen.

V.

1855.

Mit den Worten dieses letzten Kapitels enden die Aufzeichnungen über den Verkehr mit Heine im Jahre 1850. Wir verließen Paris wenige Tage danach. Stahr war noch kurz vor unserer Abreise durch die furchtbare Nachricht erschreckt worden, daß sein langjähriger Freund und Lebensgenosse, Hofrath Starklof in Oldenburg, seinem Leben ein Ende gemacht, und wir hatten uns jenseit der Grenze getrennt, um in unsere verschiedenen Heimaten zu gehen.

Erst im Herbste von 1855 kamen wir wieder einmal nach Paris. Wir hatten uns endlich im Februar dieses Jahres verheirathen können, waren im Sommer mehrere Wochen bei meinem Onkel Friedrich Lewald, dem Gründer und technischen Direktor der Bahn von Breslau bis Krakau, in Breslau gewesen, hatten danach mit Stahrs Töchtern einen kleinen Aufenthalt in Kösen gemacht, wo Liszt uns in Treue besuchte, waren über Dresden für ein paar andere Wochen nach Baden-Baden, und schließlich zur ersten Weltkunstausstellung nach Paris, in die uns von dem früheren Aufenthalte liebgewordene Pension Chamorin in der Rue Castiglione gegangen, in der es auf ein mehrmonatliches Verweilen abgesehen war.

Stahrs Arbeit über die Kunst der alten Welt, der „Torso“, war im Jahre vorher erschienen, und er wünschte nun eine vollständige Anschauung von der zeitgenössischen Kunst zu gewinnen, wofür Paris eben in jener Ausstellung die Möglichkeit bot. Ich hatte auch freie Zeit, und Stahr in seinem fünfzigsten Jahre, ich im fünfundvierzigsten, waren heiter und zufrieden, als wären wir sehr viel jünger und

hätten eine nachträgliche Hochzeitsreise zu machen. Es waren schöne, glückbegünstigte Zeiten. Dazu fanden wir unsere Pariser sammt und sonders in Paris, und eine Anzahl von unseren anderen Freunden dort versammelt, welche wie wir von der Ausstellung herbeigezogen worden waren.

Meine beiden Cousins: Heinrich Simon von Breslau, der Deutschland nach der Revolution verlassen mußte und seitdem in Zürich lebte, ebenso wie sein Bruder Gustav, der ihm aus Bruderliebe mit Frau und Kindern nach der Schweiz gefolgt, waren schon vor uns in Paris angelangt; und da wir soviel als möglich mit ihnen und mit englischen Bekannten zusammen sein wollten, während Stahr die ganzen, langen Tage in der Ausstellung verweilte, verging eine geraume Zeit, ehe er zu Heine hinkam, obschon an jedem Morgen davon die Rede war.

Das erste Mal ging er wieder allein zu ihm. Heine hatte sein früheres Quartier auf der Höhe der stillen Rue d'Amsterdam verlassen und war hinabgezogen in die Avenue Matignon 3, hart an den Champs Elysees, wo er — hundertfünf Stufen hoch — ein paar Zimmer mit Balkon bewohnte.

Stahr fand ihn genau wie vor fünf Jahren auf einer Art von Divan, den man aus Matratzen aufgebaut. Er hatte einen Bleistift in der Hand, eine Mappe vor sich. Sein Sekretär war erkrankt, und er hatte versuchen wollen, selbst etwas zu schreiben. Stahr fand ihn äußerlich nicht sehr verändert.

„Ihnen muß es merkwürdig vorkommen," sagte Heine — nach freundlichster Begrüßung —, „daß Sie mich noch am Leben treffen; ist es mir doch bisweilen, als löge ich mir selber damit etwas vor, wenn ich aus meinem Opium-

schlafe aufwache und mich noch in meiner Stube wiederfinde. Aber glauben Sie mir, das nächste Mal finden Sie mich nicht mehr! Es wäre auch langweilig für meine Freunde; es gehört eine Theilnahme von Kautschuk dazu, um solche Ausdehnung auszuhalten."

Heine erzählte dann von seinem mühseligen Umzug in die neue Wohnung, die ihm eine Wohlthat sei, weil der Balkon die Möglichkeit gewähre, ihn in guten Stunden hinauszubringen und Licht und Luft genießen zu lassen, und forderte Stahr auf, von draußen den Blick über die Elyseeischen Felder streifen zu lassen.

„Sie können sich nicht denken, wie mir zu Muthe war, als ich nach so viel Jahren von hier aus wieder einmal mit meinem halben Auge die Welt sah, und es war doch so wenig," sagte Heine. „Ich habe mir das Opernglas meiner Frau auf mein Lager reichen lassen und sah mit unglaublichem Vergnügen einem Pastetenbäckerjungen nach, der zwei Damen in Krinolinenröcken seine Pastetchen anbot — und jedem Hunde — und jedem Menschen! Ich hatte sie alle um ihre freie Bewegung zu beneiden — und machte das Glas zu."

Die Wärterin kam, ihm einen Trank zu reichen, und trug ihn dann, wie man ein Kind trägt, auf den Händen von der niedrigen Couchette, auf welcher Stahr ihn hingestreckt gefunden, wieder in sein Bett zurück.

Heine hatte unterdessen das Gespräch auf Deutschland gebracht und sich über die Angriffe beklagt, die er in letzter Zeit dort erfahren habe, wofür ihn, seiner Aussage nach, die Erfolge entschädigten und trösteten, die seine Sachen in der französischen Uebersetzung in Frankreich davontrügen, und

bemerkte schließlich mit seinem eigenthümlichen leisen und heimlichen Lachen: „Während meine Freunde in Deutschland mich prügeln, trägt man mich in Frankreich auf den Händen. Sie sahen es ja eben!“ — Stahr gab ihm zu, daß seine „Lutetia“ viel Anstoß erregt habe und nicht ohne Grund. Er unterbrach ihn mit den Worten: „Ah, ich weiß, ich weiß, bei Ihnen auch! Man hat es mir geschrieben. Aber Ihnen kann ich das nachsehen. Sie sind ehrlich als Freund und Feind; und dann hat man es Sie ja auch, wie ich gehört habe, im lieben Vaterland entgelten lassen, daß Sie mich einmal gelobt und als den sterbenden Aristophanes qualifizirt haben. Und doch bin ich gerade ein so guter Aristophanes, wie ihn die heutigen Athener verlangen können.“

Er klagte dann über den gänzlichen Mangel an deutschen Büchern und fragte, ob ich nicht wenigstens meinen Roman „Wandlungen“ mit mir hätte, von dem er habe reden hören. Stahr sagte, daß er ihm denselben schaffen und daß ich zu ihm kommen würde, wenn Besuche ihn nicht anstrengten. Er wollte, daß ich bald käme, sagte, wir wären ihm immer willkommen. „Sie thun ein gutes Werk,“ versicherte er, „wenn Sie mir Beide ein paar Stunden zuwenden, selbst wenn es mir schadet. Ein Genuß ist es mir immer, und Verkürzung meines Daseins durch Genuß, ist ja geradezu ein Glück in meinem Falle.“

Stahr war traurig, als er nach Hause kam. „Welch ein Dasein ist das!“ sagte er, „das dieses arme Menschenwesen nun seit sieben Jahren führt, und dem er Trotz bietet mit höhnender Selbstironie und mit dem jammervollen Troste, daß selbst ein solches Sein mit all seinem Elende noch vorzuziehen sei dem vernichtenden Nichtsein!“

Ich schaffte die „Wandlungen“ sogleich aus der Buchhandlung und sendete sie ihm hin. Etwa acht Tage danach erhielt Stahr, der gewünscht hatte, Heine's ins Französische übersetzte Sachen zu sehen, diese von ihm zum Geschenk, und das Beste dabei war der von Heine's Hand mit Bleistift geschriebene Brief. Er lautet:

„Ich bin nicht nachlässig, liebster Freund, aber sehr krank, und konnte Ihnen erst heute die beifolgenden Bücher besorgen.

Die Allemagne, die Lutèce und die Poèmes et Légendes bitte ich Sie als ein hommage respectueux de l'auteur zu empfangen, und sie mögen in Ihrer Bibliothek als Kuriosität prangen.

Den zerrissenen ersten Theil des Salons, sowie auch die Revue des Deux Mondes bitte ich jedoch, sobald Sie dieselben nicht mehr bedürfen, mir zurückzusenden.

Ich habe dem Herrn Taillandier Ihre Adresse gegeben, der unserer hochverehrten und liebenswürdigen Freundin seine Aufwartung machen wollte. Ich schmachte nach ihrem Kommen um so mehr, als ich nichts mehr zu lesen habe!

Ich bin krank wie ein Hund und kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen sollen leider ein sehr zähes Leben haben!

Paris, 7. Oktober 1855.

Ihr Freund Heinrich Heine.“

* *
*

Es war gegen Abend, und die verhängte Lampe erhellte Heine's Lager nur matt, als wir zusammen zu ihm kamen. Er hatte sich bereit erklärt, uns Abends zu empfangen, weil er wußte, wie Stahrs Tagesstunden seinen Studien gehörten.

Er beglückwünschte mich zu unserer Heirath, sprach von unserer Vergangenheit, scherzend und gerührt durcheinander, aber es war ein ehrlicher, herzlicher Ton in der Stimme, die mir allerdings matter klang als vor Jahren. Wir machten jedoch dem Sprechen von unseren Angelegenheiten baldigst ein Ende, und während ich mich nach seinem Ergehen erkundigte, rief er plötzlich: „Hören Sie! Ihr Roman hat mich sehr beschäftigt. Deutschland kommt mir ordentlich fremd vor, weil man ihm wieder so ernsthafte Bücher bieten kann; und über Sie wundere ich mich auch."

„Ueber mich? Weshalb?"

Heine: „Daß Sie so mit der Sprache hinausgehen, so Alles sagen."

„Ja! wie kann man denn anders?"

Heine: „Und obenein Ihre Ansichten über Ethik und Religion! Alles so nackt und blank, nirgends ein Ausweg gelassen! Es hat mir etwas Unheimliches! Dieses unverblümte Hinstellen der eigenen Tendenz! Dieses offene Preisgeben der innersten Meinung kann Ihnen einmal theuer zu stehen kommen. Sie müssen durchaus vorsichtiger sein! Ich sage Ihnen das, weil ich es gut mit Ihnen meine."

„Lieber Heine, das hilft mir nichts. Willkür habe ich über meine Gestalten, und auch die oft nur halb unbewußt, im Moment des Schaffens. Wenn sie da sind, bekommen sie selber die zwingende Kraft ihrer inneren Folgerichtigkeit; und über meine Ueberzeugungen habe ich nur die Gewalt, sie ganz auszusprechen oder sie zu verschweigen. Müßte ich das thun, so würde ich eben nicht mehr schreiben."

Heine: „Wie wird es aber sein, wenn Ihre Ansichten sich einmal ändern? Und ändern können sie sich doch. Wenn

dann Einer kommen wird, und wird Ihnen sagen: damals hast Du so gedacht und jetzt denkst Du so! — und Sie haben sich gar keinen Rückzug freigelassen. Haben Sie daran nie gedacht? Er hat mich beim Vorlesen förmlich verfolgt, der Gedanke, ob Sie darüber gar keine Besorgniß hegen?"

„Gar keine! Sie sehen ja an dem Titel des Buches, daß ich den Menschen für wandelbar halte, also kann ich mir wohl vorstellen, daß auch meine Ansichten sich noch ändern können. Aber da ich eine feste Lebensüberzeugung habe, so können alle meine Wandlungen doch immer nur aus dem einen Kerne hervorgehen und Berichtigungen oder Erweiterungen meiner Erkenntniß sein, und wenn mir Jemand das einmal nachweisen will, so ängstigt mich das ebensowenig, als wenn er den Leuten erzählt, daß ich erst klein gewesen, dann gewachsen bin und schließlich alt werden würde. Das hat mich nie gehindert, darüber bin ich immer sehr unbesorgt gewesen."

Heine: „Immer? Also Sie haben nie daran gedacht: wie wird man diese Gesinnung jetzt und nachher beurtheilen?"

„Nein, wahrhaftig nicht, dazu war ich meiner zu selbstgewiß und mein ganzes Wesen und Leben von je zu sehr aus einem Stück."

Heine zu Stahr: „Es giebt doch glückliche Naturen, denn dies In-sich-selbst-beruhen ist ein großes Glück. Ich habe es nie gehabt, ich habe immer die ganze Vergangenheit, die Gegenwart, die ganze Zukunft vor mir auf dem Halse gehabt, und ich bin auch zu gutmüthig gewesen, selbst mit meinen alten Irrthümern zu brechen. Ich habe sie mitgenommen von Anfang an. Man kann nicht wissen, wozu man sie noch braucht, ein guter Wirth soll Nichts wegwerfen.

Glauben Sie mir," fuhr er immer heiterer fort, „solche alte Irrthümer sind mir oft liebere Freunde als viele zweibeinige, die sich meist nur darum unsere Freunde nennen, um das Recht zu beanspruchen, uns Dinge ins Gesicht zu sagen, die sie sonst zu sagen sich nicht unterstehen würden."

Er lachte, weil wir lachten, und die Sache hatte damit für den Tag ein Ende, aber er kam noch bei den späteren Besuchen darauf zurück, daß ihm Deutschland fremd geworden sei, daß er die Deutschen nicht mehr kenne und daß ich Unrecht thäte, mich gegenüber einem so splitterrichternden Volke wie die Deutschen, ganz unumwunden auszusprechen.

Er wiederholte dabei mehrmals die Frage, ob denn in den Deutschen wirklich so viel sittlicher Ernst vorhanden sei, als ich annähme? Und als wir entgegneten: in vielen Menschen ganz gewiß; deshalb habe man meinen Roman auch anerkennend und zustimmend aufgenommen, sagte er: „Nun, mir kann das recht sein, meinen Sachen wird es nicht schaden, denn genau betrachtet finde ich immer, daß ich in meinen Schriften eigentlich sittlicher gewesen bin, als Goethe und vollends als der lüsterne Béranger."

„Das glauben Sie doch selbst nicht, lieber Heine!" rief ich unwillkürlich aus.

„Wer sollte es denn thun, wenn ich's nicht thäte?" antwortete er mir lachend; „aber Sie machen es mit mir gerade wie die Grisette mit dem Polen in meiner Geschichte von Kopernikus!"

Obschon wir diese Geschichte früher von Moritz Hartmann gehört hatten, fragten wir, was das für eine Geschichte sei, denn er hatte eben Lust sie zu erzählen. „Ah!" hub er an, „sie muß irgendwo in meinen Sachen gedruckt

sein. Ich brauchte einmal gegen eine Grisette den Ausdruck: das sei so gewiß, als daß die Erde sich um die Sonne drehe. ‚Ah pas mal,‘ versetzte sie, ‚qui vous a dit cela?‘ — ‚Copernicus!‘ — ‚Connais pas; qui est ce Copernicus?‘ — ‚Mai c' était un grand savant, un Polonais.‘ — ‚Un Polonais?‘ unterbrach sie mich lachend, ‚alors je ne le crois pas!‘“

Er war wieder einmal so heiter geworden, wie wir ihn vor fünf Jahren gesehen, aber wir kürzten unseren Besuch ab, da es gegen den Abend hinging, und wir fürchteten, das lebhafte Sprechen könne seine Nachtruhe beeinträchtigen.

„Für den Kranken müssen die Gesunden Vernunft haben!“ meinte ich.

„Ach!“ scherzte er, „wenn die Gesunden immer für den Gesunden Vernunft hätten, wäre mancher Kranke nicht krank; aber für den Kranken giebt es nur eine Vernunft — das Morphium! Diese wahre Gabe Gottes!“

Damit schieden wir an dem Abend, und es verging wieder eine längere Zeit, in der wir ihn nicht sahen, weil wir genöthigt waren, um meinetwillen von Paris fortzugehen und einen Landaufenthalt zu machen, zu welchem wir eine Pension in dem reizenden Bièvre Thale erwählten.

Der tägliche vielstündige Aufenthalt in der Ausstellung hatte mich überreizt. So wie ich mich Abends zur Ruhe legte, sah ich die Bilder, die sich verschwimmend in einander verwandelten, und mit jeder Viertelstunde wurde die Hast und die Fülle des Bildersehens größer und quälender, so daß ich wie im Fieber kein Auge schloß und am Morgen auf das Aeußerste ermüdet war. Der Arzt, den wir beriethen, erklärte den quälenden Zustand für eine Ueberreizung

der Augennerven; und der Aufenthalt im Freien, in schöner, herbstlich frischer Natur, stellte mich denn auch wieder her, so daß wir nach der Stadt zurückkehren konnten.

Stahr hatte seine versäumte Zeit in der Ausstellung nachzuholen, ich durfte ihn nicht wie sonst immer begleiten, und so fuhr ich an einem Mittage ohne ihn zu Heine. Es war das einzige Mal, daß ich ihn überhaupt allein gesehen habe.

* * *

„Sie allein!" rief er mir entgegen, „das ist ja eine ganz unerwartete Neuerung! Stahr ist doch nicht krank?"

„Dann wäre ich nicht hier," entgegnete ich.

„Sie trennen sich wohl überhaupt nicht viel?" fragte er, noch ehe ich mich nach seinem Ergehen erkundigen konnte, das mir insofern verändert schien, als die Hand zitterte, mit welcher er sein Augenlid aufhob. Ich hatte das früher nicht bemerkt.

„Wenn es sein kann," antwortete ich, „bleiben wir beieinander; ich denke, man heirathet sich zum Zusammensein!"

„Bei Ihnen vielleicht! Hier, und namentlich in der großen und auch in der kleinen Welt, heirathet man die Loge, das Coupé, und nimmt für die Freiheit, sie ohne den Besitzer derselben benutzen zu können, ihn mit in den Kauf und in sein Leben auf. Man kommt aber auch dabei zu einem recht hübschen landesüblichen und standesgemäßen Glück!" Er wollte lachen, gerieth aber in einen der Anfälle von Krampfhusten, die seit einiger Zeit seine Leiden vermehrten. Ich wollte die Klingel ziehen, die Wärterin herbeizurufen, er wehrte es ab. Als der Anfall vorüber war fragte er, wo Stahr sei; ich nannte die Ausstellung. Ich sollte ihm davon erzählen. Ich sagte, daß es uns aufgefallen

sei, wie die große Menge an den Heiligenbildern, an den biblischen Darstellungen völlig gleichgültig vorübergehe, obschon schöne derartige Bilder in der Ausstellung vorhanden wären. Die Bilder, auf denen Zuaven wären, seien die angestauntesten.

„Die Franzosen sind kein religiöses Volk mehr!" bedeutete er.

„Aber die Kirchen, wenn man hineinkommt, sind immer besucht und an den Sonntagen voll von —"

„Frauen!" ergänzte er. „Denken Sie sich doch das Vergnügen, vor einem Anderen seine süßesten Sünden erzählen zu dürfen, um sie sich verzeihen zu lassen und die Versicherung zu erhalten, daß der liebe Gott sich über die büßende Sünderin mehr freue, als über hundert Gerechte. Die Beichte ist eine mit tiefster Menschenkenntniß auf die Menschennatur gegründete Institution. Nehmen Sie der Kirche das Sakrament der Beichte, und Sie werden sehen, wie die Hallen veröden würden."

Ich kannte verschiedene Fälle, in welchen der Rath und Einfluß eines verständigen Geistlichen sehr segensreich gewirkt, und wußte von nahen Freundinnen, was der in unserer Revolution bekannte freisinnige Kaplan von Berg ihnen als Führer werth gewesen war. Heine hörte das an, brach davon ab und sagte: „Stellen Sie sich vor, daß ich, der ich die Kunst liebe, jetzt seit vollen sieben Jahren kein Bild mehr gesehen habe. Ueberhaupt! Wer denkt meinen Zustand aus? Die Parole meines Daseins ist das Wort ‚nicht mehr!‘ Haben Sie wohl darüber nachgedacht, welch' ein furchtbares Wort das ist? Nicht mehr gehen! Nicht mehr sehen! Nicht mehr! Wie eine schwere erdrückende Walze wälzt es sich an

uns heran, auf Alles rollt sie nieder — und zuletzt liegen auch wir unter ihr, und das Nichtmehr ist vollendet!"

Es ergriff ihn ein neuer, noch stärkerer Husten, er klingelte selbst nach seiner Wärterin, winkte mir mit der Hand, zu gehen — und wie er mir dann die schmale heiße Hand zum Abschied hinreichte, war es zum Abschied für immer.

— — — — — — — — — — — —

Stahr war nachher noch ohne mich bei Heine, wurde nicht angenommen, weil er zu leidend war, und als er dann wiederkehrte, fand er ihn auch sehr verändert und krank; doch führten sie eine lange Unterhaltung über die Uebersetzung von Heine's Schriften, an denen er eine große Freude hatte, so daß selbst Uebertragungen, die uns im höchsten Grade mißfielen, ja abgeschmackt und unerträglich dünkten, ihn nicht störten. Ich führe nur als Probe die Verse an:

Wenn du eine Rose siehst,
Sag, ich laß sie grüßen.

Si tu aperçois une rose, dis-lui, que je lui envoie mes plus empressés compliments! — Und das war nicht ein Spott, sondern ein trübseliger Ernst. Daß bei der Uebersetzung des Wintermärchens „neunundneunzig Hunderttheile der Wirkung und des Witzes zu Grunde gegangen seien", gestand Heine zu. Er hegte aber eine große Vorliebe für die von Gerard de Nerval in den Poèmes et Légendes übersetzten Nordseelieder u. s. w., die bei Michel Levy erschienen waren, und Stahr meinte, daß sich diese Vorliebe auf Heine's wahre Freundschaft für Nerval begründete. Er nannte gegen mich den Nachruf, welchen Heine Gerard de Nerval gewidmet, als dieser seinem Leben ein Ende gemacht, „wohl das Aufrichtigste und Herzlichste, was Heine überhaupt geschrieben".

Ich kenne die Arbeit nicht, weiß auch nicht, in welchem von Heine's Werken sie sich befindet. Andererseits bezeichnete Stahr Nervals Urtheil über Heine als das richtigste und charakteristischste, was je ein Franzose über Heine gesagt. Ich setze es in Stahrs Verdeutschung an diese Stelle.

„Heine ist grausam und zärtlich, naiv und perfide, skeptisch und gläubig, lyrisch und prosaisch, er ist sentimental und spöttisch, leidenschaftlich und eiskalt, antik und modern, mittelalterlich und revolutionär zu gleicher Zeit. Er hat alle guten Eigenschaften und, wenn man so will, alle Fehler, die sonst einander ausschließen. Er ist der Mensch der Gegenwart, und das ohne Gewaltsamkeit, ohne parti pris, durch seine pantheistische Natur, die alle Emotionen empfindet und alle Bilder aufnimmt." Ebenso ist es eine ganz richtige Bezeichnung, wenn Gerard de Nerval die Hauptkraft Heine's in den unvergleichlichen Realismus seiner Zeichnung und Darstellung setzt. „Idee und Form," sagt er ganz richtig, „identifiziren sich bei ihm vollständig, und Niemand besitzt in solchem Maße das Relief und die Farbe. Seine Bilder sehen aus wie die Spiegelungen einer Camera obscura; seine Figuren heben sich ab vom Grunde und wirken durch die Stärke der Illusion ebenso überraschend wie Portraitbilder, wenn sie aus den Rahmen träten. Die Worte sind bei ihm nicht Zeichen für die Objekte, sie rufen sie ins Leben. Heine ist halb Franzose und halb Deutscher, Voltaire's schrilles Witzgelächter durchtönt mit einem tiefen melancholischen Tone aus des Knaben Wunderhorn." Nur das spezifisch Orientalische, das Jüdische in Heine, hat Nerval nicht in Betracht gezogen, und doch ist dieses sehr vorherrschend.

Aus jener Zeit finde ich keine Aufzeichnungen mehr von

meiner Hand, da ich eben selber nicht mehr zu Heine gekommen war; und nur aus Stahrs kleinen Notizbüchern hat er selbst noch einige Züge in seine damaligen Pariser Studien aufgenommen, die er bei der Heimkehr von Heine angemerkt.

Einmal heißt es: Als der Arzt Heine's Brust untersuchte und ihn dabei fragte: „Pouvez-vous siffler?“ antwortete er: „Hélas, non! Pas même les pièces de Monsieur Scribe!“

Und von dem letzten Besuche bei dem Kranken sind die folgenden Zeilen herrührend, aus einem Gespräche über die damaligen Zustände Frankreichs und der französischen Welt. „Es hilft Alles nichts,“ sagte Heine, „die Zukunft gehört unseren Feinden, den Kommunisten, und Louis Napoleon ist nur ihr Johannes. Glauben Sie denn, daß der liebe Gott nur zum Spaß diese letzte grandiose Komödie aufzuführen erlaubt hat? Wenn ihn die Kommunisten auch heute noch verleugnen, er weiß besser als sie, daß dann doch noch eine Zeit kommen wird, wo sie an ihn glauben lernen werden.“

Auch an dem letzten Tage, an welchem Stahr bei Heine gewesen, war dieser, wie fast immer, auf seine „Memoiren“ zu sprechen gekommen. Wir hatten damals Beide nicht geglaubt, daß er solche geschrieben, weil er meist nur im Scherze, meist nur mit dem Zusatz davon gesprochen, er betrachte sie als seine letzte Waffe; er drohe mit ihnen seinen Verlegern und seinen Gegnern. Und es war, selbst wenn man ihn näher kannte, bei ihm nicht leicht zu unterscheiden, was Ernst, was Scherz sei, weil er gewohnt war, jedem Gedanken augenblicklich Ausdruck zu geben und vor dem Gewagtesten und dem sich Widersprechendsten nicht zurückzuschrecken.

„Ein Dichter zu sein, muß man Muth haben und Malice!“ hatte er einmal zu Stahr gesagt, „und Schiller und Goethe

haben das in den Xenien bewiesen. Was hätte man **mir** angethan, hätte ich mich ausgelassen wie die Beiden!"

Wir haben in unserem persönlichen Verkehr mit Heine nur gute Eindrücke gewonnen, und Stahr hatte seine abwehrende Empfindung mehr und mehr verloren. — Ich habe jetzt Alles, was ich noch Geschriebenes über Heine besaß, verbrannt, damit nicht irgend ein unberechenbarer Zufall etwa einmal die Aeußerungen Heine's bekannt werden läßt, in denen er Urtheile über Zeitgenossen ausgesprochen, die nur für uns berechnet — und oft auch unberechtigt waren.

Der Richter und die, über welche er zu Gericht gesessen, sind nicht mehr! Sie gehören fast Alle schon der Vergangenheit an, und es hat mich erschüttert, dies zu erkennen, als ich die Blätter zusammengestellt.

Ich meine sie nicht besser abschließen zu können als mit den Worten, welche Stahr bei der Kunde von Heine's Tod geschrieben, und danach als Nachschrift seinem Pariser Tagebuch von 1855 (nach fünf Jahren) angehängt. Sie lauten:

„In dem Augenblicke, wo ich mein Tagebuch zusammenstelle, trifft mich die Nachricht, daß die flackernde Flamme von Heine's Leben endlich erloschen ist!

„Sonderbar! Dieser Tod, den man jahrelang täglich erwarten, ja herbeiwünschen mußte, trifft mich und Viele mit mir überraschender als manches Hinscheiden in der Fülle der Kraft. Ist es doch, als ob die Langwierigkeit des Leidens selbst, uns gewöhnt hätte, an die sichere Dauer eines Lebens zu glauben, das solchen Qualen eines unerhörten Siechthums so energisch Widerstand geleistet und im jahrelangen Todeskampfe sich solche Kraft des Geistes über den zum Schatten hingeschwundenen, zur Hälfte fast schon erstorbenen Leib be-

wahrt hatte! Als ich in der Mitte des November zum letzten Male zu ihm ging, um Abschied zu nehmen, war er eben von so furchtbaren Krampfanfällen heimgesucht worden, daß es ihm nicht möglich war, mich zu sehen. Aber er bat um Wiederkehr in zwei Tagen. Der Drang der Abreise verhinderte mich, diesem Wunsche zu entsprechen — ich habe ihn nicht mehr gesehen.

„Ich fühle mich nicht aufgelegt, in diesem Augenblicke jenen harmlosen Mittheilungen eine Würdigung Heine's und seiner wahren Bedeutung für unsere Literatur folgen zu lassen. Im Ganzen hat sich das Gericht über ihn schon bei seinen Lebzeiten vollzogen und ihm die Stelle angewiesen, die ihm als Dichter gebührt: die Stelle eines Marksteines der deutschen Romantik, deren formlose Nebelgedanken sich in ihm zu praktischer Gestaltung verkörpert haben. Heine ist der Vollender derselben Romantik, gegen die er sein ganzes Leben hindurch gekämpft hat, oder vielmehr gekämpft zu haben glaubte. Er ist es in jedem Sinne, im guten wie im bösen, und er hat nach beiden Seiten hin in gewisser Beziehung ein Aeußerstes erreicht, über das hinauszugehen dem Verwegensten versagt bleiben muß. Wenn im Laufe der Zeiten das Wehen des Geistes der Menschheit die Fülle der Spreu zerstäubt haben wird, in deren widerlicher Umhüllung das reiche Gold der Fruchtkörner in seiner Dichtung jetzt noch vor uns liegt, dann werden diese letzteren, wenn auch gering an Zahl, zu dem Köstlichsten zählen, was die deutsche Sprache besitzt; und dem Dichter, der sie ihr gewonnen — was und wie viel auch ‚der Mensch‘ gesündigt — wird die von ihm so heiß ersehnte Unsterblichkeit nimmer zu entziehen sein!“



Erinnerungen an Fürst Hermann von Pückler-Muskau
und Bruchstücke aus seinen Briefen.
1886.

I.

In die Vergangenheit zurückzudenken, hat für das Alter einen verjüngenden Reiz, und erzählend der Frage der Jugend zu begegnen, welche von der Vergangenheit diese oder jene Kunde haben möchte, ist ein Vergnügen.

„Hast Du Den, hast Du Jenen noch gekannt?" fragen die Jüngeren mich oft, und mir fällt dann immer Béranger's schönes Gedicht „Les Souvenirs de peuple" ein, in welchem ihre Enkel die Großmutter bitten, ihnen von Napoleon I. zu erzählen, den sie noch gesehen, der ihr ein paar Worte im Vorübergehen zugerufen hat. „Parlez nous de lui, grande-mère!" bitten sie, „parlez nous de lui!"

Solche gelegentliche Anforderungen haben mich neuerdings dahin gebracht, meine und Stahrs Erinnerungen an Heinrich Heine zusammenzustellen, meine Erinnerungen an

Liszt für mich selber in einigen Bogen niederzuschreiben; und nun, da mir in diesen Tagen in stiller Stunde einmal die Briefe in die Hände gekommen sind, welche ich von dem Fürsten Pückler-Muskau besitze, fühle ich die Neigung, auch das Bild, das ich von ihm in der Erinnerung habe, ebenfalls für die Jüngeren festzuhalten und das, was ich von ihm aus unserem persönlichen Verkehr berichte, durch einige von seinen Briefen an mich zu vervollständigen.

Die Briefe, neununddreißig an der Zahl, stammen aus den Jahren von 1859 bis 1865. Sie ganz mitzutheilen, sind sie, abgesehen davon, daß eine Anzahl derselben sich fast ausschließlich mit mir und meinen Arbeiten beschäftigt, viel zu umfangreich. Ich werde mich also darauf beschränken, nur ein paar der Briefe ganz mitzutheilen und aus den anderen bruchstückweise einzelnes auszuwählen, was mir geeignet scheint, die sehr eigenartige Vielseitigkeit des durchaus bedeutenden Mannes zu kennzeichnen, und seine Ansicht über die damals nicht erfreulichen deutschen Zustände, oder sein Urtheil über hervoragende Zeitgenossen kund zu thun.

Zunächst aber will ich erzählen, wann und wie ich selbst den Fürsten kennen lernte.

Seit ich nach meiner ersten italienischen Reise in den Jahren 1845 und 1846 und nach dem während dieser Reise erfolgten Tode meines Vaters mich in Berlin niedergelassen, hatte ich dort in den Kreisen meiner Bekannten vielfach des Fürsten Pückler erwähnen und ihn immer als einen Mann bezeichnen hören, der seine eigenen Bahnen gehe, seinen eigenen Maßstab an sich gelegt zu sehen verlange, und der — um einen Ausdruck von Anastasius Grün zu gebrauchen — „sich die Freiheit nehme, frei zu sein.“

Varnhagen, der ihn sehr hoch hielt, erzählte gern davon, daß Pückler noch vor der Erhebung Preußens, aus begeisterter Vaterlandsliebe zur Zeit der Stein und Arndt in russische Kriegsdienste getreten sei und damit seine in der Lausitz gelegene Herrschaft der rohesten Willkür der Franzosen ausgesetzt habe. Von seiner Tapferkeit im Felde, von seiner klugen Verwaltung in Brügge, von seinen Kenntnissen, von seiner Umsicht als Landwirth, von seiner Großmuth war oft die Rede, und das Alles war angethan, ihm Achtung zu erwerben.

Daneben gingen in der Gesellschaft ebensoviel Gerüchte von seinen Absonderlichkeiten. Man erzählte, daß er die Nacht zum Tage mache, daß er in seinem Schlosse sich in orientalischer Pracht gefalle. Man sprach von seiner abenteuerlichen Ehe mit der Gräfin Pappenheim und deren noch abenteuerlicheren Scheidung nach freundlichstem Uebereinkommen. Manch Einer hat die schöne Nubierin Makuba gekannt, die der Fürst in seinem Hause gehabt, und deren Tod er so leidenschaftlich betrauert; aber Niemand tadelte ihn und seine von der Sitte abweichende Lebensführung. Niemand sagte ihm Böses oder eine Härte nach. Er hatte sich offenbar so sehr als seinen eigenen Herrn und Richter hingestellt, daß er sich damit einen Freibrief gegen das fremde Urtheil erworben zu haben schien; und überall war man einstimmig darin, seinen Geist, seine umfassenden Kenntnisse, seine Bildung, seinen Schönheitssinn und seine, wenn er sie kundgeben wolle, ganz unwiderstehliche Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr zu rühmen.

Verschiedene mir wohlwollende Freunde hatten die Absicht ausgesprochen, mich mit dem Fürsten bekannt zu machen;

doch es wollte dazu nicht kommen. Einmal an einem Abend, an welchem ich zu Fräulein Henriette Solmar geladen war, hatte der Fürst sich zufällig vor der gewohnten Gesellschaftszeit bei ihr eingestellt. Sie hatte ihn dann aufgefordert, mich zu erwarten, er hatte das auch eine Weile hindurch gethan. Ich aber war behindert gewesen, mich rechtzejtig einzustellen, und der Fürst, dessen Speisestunde darüber herangekommen, hatte sich denn endlich mit der Erklärung entfernt: er sei so hungrig, daß er einen Wald voll Schriftstellerinnen für ein ordentliches Beefsteak hingebe. Ich solle deshalb nicht schlechter oder gar gering von ihm denken, weil er „dem Zwang gehorche und dem eigenen Triebe“.

Darüber hatten wir gelacht, und es war darnach eine lange Reihe von Jahren hingegangen, bevor wir, Stahr und ich, dem Fürsten zum ersten Mal in einer Gesellschaft bei Ferdinand Lassalle begegneten, mit welchem Stahr bekannt geworden war, als Lassalle ihm sein Werk über Heraklit gesendet.

Es war zugleich das erste Mal, daß ich Stahr zu Lassalle begleitete, der schon oft in unserem Hause gewesen war. Er bewohnte damals ein reich und geschmackvoll eingerichtetes Erdgeschoß des Hauses Nr. 10 in der Bellevuestraße, und es war ein Kreis von bedeutenden Menschen, den er an jenem Abend bei sich versammelt hatte.

Unter den Geladenen befanden sich Varnhagen mit seiner Nichte Ludmilla Assing, Geheimrath Böckh, General von Pfuel, Professor Michelet und noch eine Anzahl von Schriftstellern, Gelehrten, Schauspielern und Künstlern mit den zu ihnen gehörenden Frauen. Es war eben eine Gesellschaft, wie sie sich unter günstigen Verhältnissen in Groß-

städten gelegentlich zusammenfindet; und als der letzten einer erschien Fürst Pückler.

Er war damals schon ein Mann von über siebzig Jahren, aber seine Gestalt war noch hoch und fast schlank zu nennen, sein Gang war sicher und leicht. Sein Eintreten und die Weise, in welcher er sich den ihm bekannten Personen nahte, bekundeten die bequeme Freiheit des im weitesten Menschenverkehr geschulten und bewährten Mannes. Seine Kleidung verrieth, daß er Werth auf sie legte. Ohne daß sie auffiel, merkte man doch, daß sie mit Sorgfalt gewählt war. — Der schmale Kopf, die gebogene Nase, die großen, weit offenen hellblauen und noch glänzenden Augen fielen angenehm auf unter der Fülle des ganz weißen Haares. Ein reicher Vollbart umrahmte Kinn und Mund. Der Fürst sah noch sehr gut aus. Er gab sich nicht wie ein Greis, ohne doch den einstigen jungen Mann zu spielen, und man fühlte sich durch sein verbindliches Wesen sofort behaglich im Verkehr mit ihm.

Als man sich am Abend trennte, fragte er mich, ob er uns besuchen dürfe, sagte zu Stahr, wie es ihn freuen würde, ihn bald einmal bei sich zu sehen, und nach dem üblichen Hin und Her dieser ersten Besuche sahen wir ihn noch ein paarmal wieder bei uns, ehe er — es war, glaube ich, im Mai — nach Branitz zurückkehrte.

Er hatte sich unser damals äußerst bescheidenes Heim in dem hinteren Theil des am Leipziger Platze gelegenen Hauses Nr. 3 gefallen lassen, das nach der jetzigen Königgrätzerstraße hinaussah, hatte es „als Kenner" gerühmt, wie ich etwas Behagliches, Eigenartiges aus der sehr dürftigen Wohnung zu machen verstanden; und da er in dem Kreise, in welchem

wir lebten, wie auch außerhalb desselben, von dem schweren und langen Wege reden hören, den wir zu durchmessen gehabt, ehe wir zu unserer Heirath gekommen waren, hatte ich, als einmal das Gespräch darauf gelenkt worden, ihm gesagt, wie glücklich wir gewesen, als wir an dies Ziel gelangt, wie froh wir an jedem Tage der Ruhe und unserer Ehe wären.

Der Fürst bemerkte darauf: „Ich weiß das Alles! Es ist ja genug davon gesprochen worden, wie immer geredet wird, wenn Menschen ihren Weg nicht auf der gebahnten Straße und doch offenen Angesichtes gehen; und Sie werden es wohl auch empfunden haben, daß ein trotziges Vergnügen darin liegt, das Gegentheil von dem zu thun, was die große Masse uns thun zu sehen erwartet."

Ich versicherte ihm, daß wir Beide dies Vergnügen herzlich gern entbehrt hätten, wennschon ich nicht leugnen könne, daß unser Selbstgefühl in dem schweren Zwiespalt sich gekräftigt habe, wie er auch nur durch dasselbe zu glücklichem Ende zu führen gewesen sei.

„Sie haben mich Beide sehr interessirt!" rief der Fürst, „und wie ich eben bin —" Er unterbrach sich und fragte: „Was würden Sie und Professor Stahr wohl gedacht haben, wenn ich Ihnen damals, ohne Sie zu kennen, angeboten hätte, sich es einmal bei mir, in aller Freiheit in Branitz gefallen zu lassen? Ich bin vielleicht, wie man behauptet, ein sonderbarer, aber ich bin kein schlimmer Kauz, und weil ich für meine Wege Respekt verlange, weiß ich andere zu respektiren. Würden Sie gekommen sein?"

Ich lasse es unentschieden, ob der Fürst wirklich jemals an eine solche Einladung gedacht, oder ob der Einfall, daß er sie hätte machen können, ihm eben nur in dem Augenblick

gekommen war; aber mir blieb die Antwort darauf erspart, denn Stahr kam herein. Der Fürst wiederholte, nachdem sie einander begrüßt, ihm fast wörtlich seine gegen mich gemachte Aeußerung über den Reiz, der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten, und ebenso die zuletzt gethane Frage mit den Worten: „Würden Sie gekommen sein, Herr Professor?“

„Nein, Durchlaucht!“ entgegnete ihm dieser sehr bestimmt.

„Nicht? und weshalb nicht?“

„Weil wir eben nicht die Ehre hatten, Sie persönlich zu kennen; und weil in schwierigen Lebenslagen, wie die unsere es durch lange Jahre in der That gewesen, man vor allen Dingen darauf angewiesen ist, frei in sich selber zu beruhen und für sich selbst zu leben.“

Die Antwort klang hart, aber sie war mir aus der Seele; denn der Fürst hatte in der Erwähnung seiner Absicht, uns zu sich zu laden, vielleicht ohne daß er sich dessen bewußt war, einen gewissen Beschützerton durchklingen lassen, und obschon er persönlich mir sehr gefiel, war es mir eine Genugthuung, daß Stahr sofort die Schranke aufgerichtet zwischen der willkürlichen Genialität des Fürsten und zwischen uns. Sie war nothwendig, wenn wir mit ihm zu dem freien, behaglichen Verkehr gelangen sollten, der uns danach erfreut.

Zu seiner Ehre nahm der Fürst die Ablehnung ohne das geringste Zeichen von Empfindlichkeit auf, und bezeugte eben dadurch, daß er die fremde Persönlichkeit, wie er es von sich rühmte, gewähren zu lassen und zu achten verstehe.

Wir sprachen danach noch geraume Zeit über die verschiedensten Dinge in aller Heiterkeit, bevor der Fürst uns verließ. Als Stahr ihm das Geleit gegeben hatte und wieder zu mir zurückkam sagte er: „Jetzt glaube ich das viele Gute, das

Varnhagen und die Anderen mir von dem Fürsten gerühmt haben; aber er mußte wissen, aus welcher Tonart er es mit uns zu nehmen habe. Er ist durch und durch selbstherrlich. Er erkennt sich also als eines seiner Herrenrechte auch das Recht zu, freisinnig zu sein, wenn's ihm paßt. So muß er es in der Ordnung finden, daß jeder sein eigenes Herrenrecht ihm gegenüber behauptet. Er hat uns seine Karte ausgespielt, ich ihm die meine — auf diese Weise wird es gehen; und das freut mich, denn er ist ebenso geistreich als originell, und Dir gefällt er sehr!"

„Sehr!" bekräftigte ich; und er hat uns immer mehr gefallen und wir haben ihn immer höher würdigen lernen, je länger wir ihn kannten; denn neben seiner Bedeutung hatte im persönlichen Verkehr die Jugendlichkeit, ich möchte fast sagen, der jugendliche Uebermuth des fürstlichen Greises, etwas so Heiteres, so Frisches, daß man mitunter denken konnte, einen Studenten oder einen Lieutenant vor sich zu haben, der sich in seinen Einfällen gehen ließ auf gut Glück und Gerathewohl.

Wenn es Maler giebt, die man vorzugsweise als Koloristen bezeichnet, so konnte man den Fürsten einen Koloristen in der Unterhaltung nennen; denn wie jene Maler verfügte auch er mit Meisterschaft über die ganze Reihe der Farbentöne. Ernst und gewichtig, wenn er sich in eine politische Unterhaltung einließ, kam ihm dabei seine Personenkenntniß in den verschiedenen Ländern zu Statten. Er hatte in den von ihm bereisten Ländern die Herrscher, die Diplomaten, die Führer der Ministerien kennen gelernt, hatte mit ihnen als Gleicher, nicht als fragender Kundschafter verkehrt; und wie er in seinen jungen Jahren das Kriegs- und Lagerleben durchgemacht, war ihm das Hofleben ebenso geläufig. Reisender,

Schriftsteller, Landwirth, grübelnder Philosoph, genuß-sinnlicher Lebemann, ein wahrer Künstler für schöne Gestaltung des Hauswesens, dabei offenen Herzens für die in der Werkstatt und im Landbau Arbeitenden, deren Mühen oft nicht ausreichend durch ihren Erwerb vergolten werden, war er, den landläufigen Ausdruck zu brauchen, „in allen Sätteln gerecht“ und — beiläufig bemerkt — noch mit fast achzig Jahren auch ein sicherer Reiter, als welchen wir ihn hier im Thiergarten noch verschiedentlich gesehen.

Man machte es dem Fürsten zum Vorwurf, daß er gefallen wolle. Ich bin überzeugt, daß er die Absicht hatte; aber mir ist dies Bestreben, sich den Personen angenehm zu machen, mit denen man verkehrt, an Frauen und Männern, immer als etwas sehr Löbliches und jedenfalls viel angenehmer erschienen als jene Selbstgefälligkeit, die hochmüthig verlangt, daß man sie mit all' ihren Arten und Unarten, mit ihren Rücksichtslosigkeiten und selbst mit ihren gelegentlichen Rüpeleien ohne weiteres hinnehmen müsse. Ich rede damit nicht der Gefallsucht das Wort, die sich als Etwas ausgiebt, was sie nicht ist, die sich aufschminkt mit Thorheit aller Art und sich bis zur Schmeichelei und Heuchelei erniedrigt, um Jemand für sich zu bestimmtem Zwecke zu gewinnen. Ich rühme nur das Bestreben, den geselligen Verkehr flüssig und belebt zu machen, indem man sein Bestes in ihm darbietet und sich bemüht, mit den Kanten und Härten, die doch in Jedem irgendwo versteckt sind, keinen Anderen zu verletzen. Und dieses Bestreben war unverkennbar in dem Fürsten.

Er hörte sich gern sprechen und genoß dabei zugleich das Vergnügen, das er seinen Hörern damit bereitete; doch habe ich es nicht erlebt, daß er seine Meinung verleugnete, um

Anderen zu gefallen. Dagegen war er stets bereit, sich mit seiner Unterhaltung nach den Seiten hinzuwenden, auf welche er die Neigung oder auch die Neugier seiner Hörer gerichtet wußte; und auch dies zu beachten, würde uns gesellschaftlich liebenswürdiger machen, mehr, als wir es oftmals sind.

Sein Denken war frei, und er war zu klug um Vorurtheile zu haben. Wie sehr oder wie wenig die politischen Vorgänge am Ende der fünfziger und im Anfang der sechziger Jahre unserer Zeitrechnung mit seinen Ansichten übereinstimmten, das spricht er selbst auf das Bestimmteste in seinen Briefen an mich aus. Vor allem Anderen war er durchaus ein treuer Sohn des deutschen Vaterlandes: ein Preuße von ganzem Herzen. Er war den Idealen treu geblieben, die ihn 1812 drängten, in russische Dienste zu treten; und wenn er sich bisweilen im Zorn gegen die Regierung lebhaft gehen ließ, so war es der Zorn der getäuschten Liebe, die es nicht verschmerzen kann, daß ihren Erwartungen nicht entsprochen wurde.

Dazwischen kamen ihm Tage, in denen er mit frohem Stolze sich seiner Abstammung von einem alten Geschlechte zu rühmen liebte, und er trug dann keine Bedenken, anzunehmen, daß dasselbe wohl bis auf die Bechelaren, die Pecklarn des Nibelungenliedes, zurückzuführen sei. Dafür ließ er es sich denn auch gefallen, daß ich ihn mit dem Ausdruck bezeichnete, mit welchem Johann Jacoby, die Redeweise der Gräfin Hahn-Hahn nachahmend, einmal scherzend zu mir gesagt: „Du bist eine gute Demokratin, aber mit sehr aristokratischen Allüren!“ Der Fürst „acceptirte“ das dankbar. Er brauchte im Sprechen viel Fremdworte; im Schreiben bediente er sich ihrer sehr selten, namentlich für einen Sohn seiner Zeit.

Er nahm fortdauernd lebhaft Antheil an den politischen

Tagesvorgängen, besonders nachdem er dazu, wie er es nannte, durch seine Einberufung in das Herrenhaus „verpflichtet" war. Diese Einberufung brachte ihn regelmäßiger als vordem nach Berlin, und es muß um 1863 oder 1864 gewesen sein, daß er einmal mit Stahr in eine lange Unterhaltung über Johann Jacoby gerieth.

Wir hatten ihm die hohe Selbstlosigkeit, den edeln Gleichmuth desselben gerühmt. Den Fürsten hatte Jacoby's ganzes Auftreten, seine ganze politische Thätigkeit interessirt, und es war nicht das erste Mal, daß Personen, selbst solche, die entgegengesetzten Parteien angehörten, Jacoby's Bekanntschaft suchten, weil sein Charakter ihnen Achtung eingeflößt hatte. Auch der Fürst wünschte ihm zu begegnen und fragte, ob wir ihm dazu die Gelegenheit schaffen wollten, falls Jacoby nicht der Mann sei, von dem Andersgesinnte im persönlichen Verkehr eine schroffe Abweisung zu fürchten hätten. Das verneinten wir auf das Bestimmteste; und es wurde also verabredet, daß der Fürst an einem Montag Abend, an dem unsere Freunde und Bekannten zu uns zu kommen gewohnt waren, sich bei uns einfinden und daß ich Jacoby auffordern solle, uns den Abend nicht zu fehlen.

Der Montag kam. Jacoby, der sich Erfreuendes von der Begegnung mit einem so ausgezeichneten Manne versprach, stellte sich bei uns ein — der Fürst blieb aus. Daß er sich nicht abgemeldet, war unhöflich, und ich war am nächsten Morgen eben dabei, ihm das schriftlich vorzustellen, als der Fürst mir gemeldet wurde.

Er fragte, ob er mich in der Arbeit störe. Ich zeigte ihm die Aufschrift des Blattes und die Worte: „Wir haben Sie gestern erwartet —"

„Und Sie sind nicht gekommen, und ich habe Sie für einen Menschen ohne Erziehung gehalten," ergänzte er die Zeile schnell, „und ich verdenke Ihnen das durchaus nicht. Aber glauben Sie mir, auf mein Wort, ich war auf dem Wege zu Ihnen."

„Ja, warum haben Sie ihn denn nicht fortgesetzt, Durchlaucht?"

Ich sollte rathen, was ihn zurückgehalten, und erklärte, daß ich das nicht könne.

„Nun denn!" sagte er, „ich bin umgedreht, habe noch einen Akt im Opernhause mit angesehen, nicht aus Lust an der Singerei, sondern — aus Feigheit und aus Mißtrauen!"

„Gegen Jacoby?"

„Gott bewahre, gegen mich selber! — Sehen Sie," fuhr er fort, als ich ihn verwundert anblickte, „Sie kennen mich darin nicht, wie ich mich kenne. Varnhagen und die Assing hatten mir, als ich ihnen von unserer Verabredung erzählt, ebenso wie Sie auf das Anerkennendste von Jacoby gesprochen, und ich bin sehr leicht einzunehmen, sehr leicht, von Frauen wie von Männern! Als ich nun zu Ihnen fuhr, gefiel mir der Jacoby schon im Voraus, und ich war gewiß, er würde mich mit seiner ruhigen Weise kaptiviren. Davor hatte ich Furcht! Denn — nun — ich kann einmal das Maul nicht halten, und wovon mir das Herz im Augenblicke voll ist, davon fließt es ohne Rückhalt über. Da habe ich mir gesagt: Geh ihm lieber aus dem Wege! Denn wenn er Dich gewinnt, wenn Du ihn auch so bedeutend findest wie Varnhagen und wie so viele Andere, so platzest Du einmal bei erster Gelegenheit damit am unrechten Ort heraus, machst Dir Ungelegenheit — und — Ja, ich bin nicht nur ein

Semilasso — ich bin bequem geworden! Ich bin zu feig zu Kontroversen! Und Sie zu benachrichtigen, hatte ich gestern nicht mehr die Zeit. Nun nehmen Sie es, wie Sie wollen, aber pardonniren Sie mich! Es wäre doch undankbar gegen den König, der mir eben eine Gnade erwiesen hat, wenn ich ihm gelegentlich erzählte, daß ich den Dr. Jacoby sehr bewunderte — und, wie gesagt, davor bin ich mit mir nicht sicher! Nehmen Sie das Kapitel meiner Selbstkritik so einfach, wie ich es Ihnen biete. Sie brauchen mich nicht besser zu beurtheilen als ich mich selbst!"

Das thaten wir denn auch, und Jacoby seinerseits war in seiner philosophischen Gerechtigkeit sehr weit davon entfernt, von einem Menschen zu verlangen, daß er nicht er selber sein sollte in seiner ganzen Wesenheit, oder daß er, wie Stahr es zu nennen pflegte, „über seinen Schatten springen solle".

Ein ander Mal hatte der Fürst uns auch an einem Vormittage aufgesucht, und ich war mit ihm bis in unser Treppenhaus hinausgegangen, das durch das hohe große Glasdach und die Bauart der Flur und der Treppen es mir möglich gemacht hatte, mir aus selbstgezogenen Gummibäumen und anderen dauernden Blattpflanzen und Rankengewächsen eine Art von „Kalthaus" einzurichten. Wir wohnten damals schon mehrere Jahre in dem schönen Hause Nr. 21 in der Matthäikirchstraße, in dem ich fünfundzwanzig Jahre gelebt, bis man es 1885 zugleich mit dem Nachbarhause eingerissen, um das Märkische Provinzial-Ständehaus an seine Stelle zu setzen. Meine schönen Gummibäume hatten eine Höhe und Stärke erreicht, die selbst Gärtner überraschte, und sie trugen mir das anerkennendste Lob des Fürsten, dieses großen Gartenkünstlers, ein.

Wie wir nun in die Flur hinausgetreten waren, meine Bäume und Pflanzen noch eingehend zu betrachten, kam ein junges Dienstmädchen die Treppe hinauf, das mir mit den Worten, es sei Antwort darauf nöthig, einen Brief hinreichte. Ich wollte den Fürsten erst fortgehen lassen, er bestand aber darauf, daß ich gleich Bescheid geben solle. Ich sah in das Blatt hinein; es enthielt eine Einladung, und ich begegnete ihr mit den Worten: „Eine Empfehlung und wir würden mit Vergnügen kommen.“

„Zu wem?“ fragte der Fürst.

„Zu Frau Luise Mühlbach! zu Frau Mundt!“

„Ah!“ rief der Fürst, „machen Sie auch von mir eine Empfehlung, und Frau Mundt möchte mich doch auch einmal einladen!“

Das Mädchen sah ihn, sah mich verlegen an und meinte dann: „Ich kenne den Herrn aber nicht.“

„Und ich die Frau nicht!“ flüsterte der Fürst mir zu; und gegen das Mädchen gewendet, sagte er: „Fürst Pückler!“ — und damit gingen Beide fort.

Wir lachten über den Einfall und dachten bald nicht mehr daran, bis wir nach einiger Zeit am dritten Orte mit dem Fürsten zusammentrafen. Er redete uns mit der Bemerkung an, daß er an dem und dem Tage uns zu treffen erwartet habe. Wir fragten, weshalb und wo? da wir keine Verabredung miteinander getroffen hatten.

„Bei Frau Mundt!“ antwortete der Fürst. Luise Mühlbach war damals schon Wittwe.

Ich fragte, ob er ihr einen Besuch gemacht, denn mir kam jene Scene in meinem Treppenhause in den Sinn. „Nein!“ sagte er, „aber mir hat sich wieder einmal meine

alte Erfahrung bewährt, daß mir im Leben nichts so geglückt ist als das Ungehörigste, und daß Goethe recht gehabt hat mit seinem ‚Doch wer dreist ist und verwegen, kommt vielleicht noch besser fort‘. Es war ja eigentlich eine Insolenz, an eine fremde Frau eine solche Bestellung machen zu lassen, und ich weiß selbst nicht, wie mir der Einfall durch den Kopf schoß. Frau Mundt aber war gescheiter als ich und dachte, es lohne am Ende doch der Mühe, daß wir einander kennen lernten; und so hat sie mir freundlich geschrieben, hat mir mit General von Pfuel und drei, vier anderen angenehmen Männern ein ganz charmantes Diner gegeben, und ich habe in Frau Mundt eine sehr frische, geistvolle Frau kennen gelernt und ein paar sehr angenehme Stunden gehabt. So macht man Bekanntschaften im Stegreif — und eigentlich sollte man das ganze Leben im Stegreif nehmen.“

Ich meinte, daß auch dazu Talent gehöre.

„Nein!“ entgegnete er, „nur Fatalismus und Aberglaube und die Erfahrung, daß man nach reiflichem Ueberlegen immer das Dümmste und nach Impulsen immer das Richtige thut. Ueber mich entscheiden immer der erste Eindruck und der Augenblick. Wenn ich mich einmal darauf eingelassen habe, einen Menschen zu kultiviren, der mir im ersten Augenblick mißfallen hatte, mir unsympathisch gewesen war, so habe ich es immer bitter zu bereuen gehabt; und da ich es gut mit Ihnen meine, rathe ich Ihnen, das Gleiche zu thun und diesen Rest des uns verliehenen Instinktes nicht in sich zu unterdrücken. Sich zu kasteien aus Menschenliebe ist daneben fruchtlos.“

Ich gebe des Fürsten Ausdrucksweise in diesen paar heiteren Anekdoten wieder, wie sie mir in der Erinnerung

lebt, wie ich sie einzelnen damals gelegentlich gemachten Aufzeichnungen entnehme, und lasse ihn nun in seinen Briefen sprechen. Die weitaus größte Anzahl ist von ihm selbst geschrieben, ein paar sind diktirt, ein paar andere, in die er „zuviel hineinkorrigirt, des leichteren Lesens halber“ von seinem stummen Sekretär abgeschrieben; alle aber sind sich für mein Gefühl gleich in dem Reiz, welchen das freie Sichgehenlassen des Fürsten ihm in Schrift und Sprache verliehen, und in dem Zutrauen, mit welchem er darauf rechnete, richtig verstanden zu werden, er mochte loben oder tadeln. Man konnte sich darauf verlassen, daß er's meinte, wie er's sagte — und das machte auch den brieflichen Verkehr mit ihm so angenehm.

I.

Schloß Branitz, den 20. Juli 1859.

Meine liebe, geistreiche und herzreiche Freundin, allein, nach eigener Aussage, strenge Gläubigerin — wie soll ich mit meiner großen Schuld vor Ihnen bestehen! erst heute Ihr freundliches Billet vom 9. Juni zu beantworten? Das kann nur weibliche Milde und ein so liebenswürdiger Charakter als der Ihrige verzeihen. Nicht wahr? Entschuldigungen und gute hätte ich doch genug, aber ich will den Werth Ihrer großmüthigen Güte nicht schmälern. — — Also Friede und Freundschaft wie früher unter uns. Sie können dann auch noch etwas Mitleid für mich beifügen — denn wie ich dem Herrn Professor geschrieben, verließ ich noch krank Berlin; viel kränker noch bin ich heute; seit vier Wochen von einem heftigen Gichtanfall das Bett hütend und schmerzlich leidend. — Ohne dies widrige Hinderniß hätte ich auch bei Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl angefragt, ob Sie sich entschließen

könnten, meiner Einsiedelei für einige Tage Ihre Gegenwart zu schenken. Nun ist es für dieses Jahr zu spät, denn die Aerzte packen mich nach Wiesbaden ein, und dann soll ich zum Winter nach dem Süden. — Mögen Sie unterdessen im Vaterlande recht froh und glücklich leben, obgleich unsere unüberwindliche Unentschlossenheit schwere Gefahren für Deutschland heraufbeschworen hat — und in den dunklen Wolken erscheint schon des großen Dämons riesiger Schatten, der, in der einen Hand die Blitze, in der anderen den Oelzweig haltend, beide gleich vernichtend zu gebrauchen weiß. Wir aber flüchten uns in das schöne Reich der Phantasie, Sie als belehrende Dichterin und ich als einer Ihrer aufrichtigsten Bewunderer und Schüler, und trösten uns dort theils durch thätiges Schaffen, theils durch das Heraufbeschwören holder, lieblicher Träume über die unerquickliche Wirklichkeit. Meinen freundlichsten Gruß und aufrichtigste Verehrung an Herrn Professor Stahr. H. Pückler.

II.

Schloß Branitz, den 27. Sept. 1859.

Ich glaube, wir werden zum Korrespondiren ganz gut zusammenpassen, denn auch ich schreibe nur, wenn der Sinn mir danach steht, und gar nicht nach dem Prinzip der Anciennetät. Daß aber ein so hübscher — wie soll ich gleich sagen — naturrechtlicher Brief wie der Ihrige schon sehr schnell in die zum Antworten verlangte Stimmung versetzt, das erfuhren Sie gewiß oft an anderen. Ich habe mich also mit wahrer Theilnahme Ihres „in süße Ruhe eingesponnenen“ Aufenthaltes in Helgoland gefreut, selbst in einem ähnlichen Gespinnst sitzend, nur leider nicht am Meer (höchstens Sandmeer), und habe mit Freuden den Regentag

in Hamburg begrüßt, da ich ihm den lieben vor mir liegenden Autograph verdanke. Auch Hamburg selbst weckt angenehme Erinnerungen in mir, obgleich ich es erst ganz lieben werde, wenn es eine preußische Stadt geworden ist. Freilich scheint wenig Aussicht dazu vorhanden, denn was uns nicht gebraten in den Mund fliegt, sind wir nicht bestimmt zu verzehren. Wie lange standen schon wieder unsere Minister zwischen zwei Heubündeln, ohne sich entschließen zu können, welches sie anbeißen sollten! Doch nichts von Politik, die nur für Napoleon ein erfreuliches Thema sein kann im ganzen Europa, Rußland etwa noch ausgenommen, obgleich auch da der Uebergang zur Civilisation noch manche Geburtsschmerzen erfordern wird.

Erzählen Sie mir doch etwas von Helgoland. Ich habe das immer für einen sehr melancholischen Aufenthalt angesehen; schon daß es, die deutsche Insel, den Engländern gehört, muß einem Deutschen etwas drückend vorkommen, und so einsam und traurig, ohne Vegetation auf diesen Felsen zu leben, von denen alle Jahre das Meer einen Theil unter seinen Fluthen begräbt — wahrlich ein passender Ort, um Youngs Nachtgedanken zu lesen.

Wenn Sie Einsamkeit so lieben, besuchen Sie mich doch einmal in Branitz. Hier ist sie wenigstens grün und mit tausend Blumen unter schattigen Bäumen geschmückt, Oase in der Wüste. Ich habe, seit wir uns zuletzt gesehen, fortwährend hier verweilt und ziehe nun, seit ich schon Kaminfeuer lodern lassen muß, den Zugvögeln nach, zu den Ländern der Sonne, für mich die wahre Heimat, während Sie in Berlin die Winter- und Karnevalsfreuden genießen, denen ich bereits vollkommen abgestorben bin.

Doch lese ich aus alter Gewohnheit noch Zeitungen, eine der größten Lebensverschwendung unserer Zeit, und weiß daher von den Eisenacher Eroberungsplänen, der Frankfurter Auflösung und der unglaublichen Naivetät des guten Vetters Michel, den keine Erfahrung zu belehren vermag, daß . . . Doch füllen Sie das Weitere selbst aus, damit ich sehe, ob unsere Ansichten von deutscher Natur sich begegnen. Die meinigen beruhen auf Raffs Naturgeschichte, welche uns in Quinta lehrte, daß der Fisch zu sehr des Wassers bedarf, um lange in freier Luft leben zu können, obgleich er im Schlafe viel davon träumen mag — wo auch Menschen so gern von unerreichbaren Dingen schwärmen, wo der bloß schnatternde Gänserich die Thatkraft des Adlers in sich zu fühlen glaubt und der tiefsinnige Esel nicht mehr daran zweifelt, alle Rennpferde zu schlagen. Das Papier fehlt zu weiterem Geschwätz. Also tausend Schönes und ganz der Ihre. H. P.

* *
*

Zu der Reise nach dem Süden kam es nicht mehr. Der Fürst sendete mir vom Sonntag den 30. Oktober, seinem „vierundsiebzigjährigen Geburtstage“, einen langen, nicht von seiner Hand geschriebenen Brief, in dem er sich beschwert, daß ich nicht geantwortet, und danach heißt es:

III.

Ich schrieb Ihnen in meinem letzten Briefe mit dem größten Abandon mit einigen Scherzen über die deutschen Partikularitäten, und das Ausbleiben Ihrer Antwort bringt mich auf den argwöhnischen Gedanken, daß jene Aeußerungen Ihren eigenen Ansichten so zuwider, daß sie Ihnen die Korrespondenz mit mir schon verleidet. Deshalb will ich

hier in wenig Worten mein Glaubensbekenntniß über den deutschen Charakter, wie er mir erscheint, genauer aussprechen, wo denn wenigstens kein Mißverständniß mehr möglich ist.

Die großen geistigen Eigenschaften und andere Tugenden des deutschen Volkes — Nation kann man leider nicht sagen, da wir aus lauter Natiönchen bestehen, die überdem meist in starker Opposition sich untereinander anfeinden — bewundere und ehre ich alle von Herzen; was aber den Hauptzug des deutschen Charakters betrifft, wie er im praktischen, weltlichen Leben, besonders also auch in der Politik, in neuerer Zeit zu Tage tritt, so möchte ich diesen dahin definiren, daß kein anderes europäisches Volk willenloser, unentschlossener und serviler sich überall da zeigt, wo es auf die That ankommt, und doch, zugleich fortwährend oppositions- ja revolutionslustiger im Reiche des Gedankens ist, wo denn freilich all dies Denken und Halbwollen stets nur in Reden, Druckerschwärze und Tinte sich verläuft. Die Deutschen waren keineswegs immer in älteren Zeiten so, aber sie sind im Laufe der Geschichte, von oben wie von unten so geworden, weil eben unter uns kein Herrscher erschienen ist, der uns unter einen Hut zu bringen verstanden hätte, wie z. B. in Frankreich Ludwig XI. und Richelieu.

Die Epoche unserer Freiheitskriege schien nur eine Ausnahme. Wie lange ertrugen wir, oft sogar mit einigem Enthusiasmus, die grausamste, höhnendste fremde Tyrannei; und ohne den einen Mann, York, wären König und Volk, trotz der ungeheuren Katastrophe des Unterdrückens, ganz ruhig darin verblieben.*) Nachher, mit ganz Europa im

*) Das Urtheil ist unhaltbar, soweit es das Volk, namentlich in den alten preußischen Provinzen, betrifft — doch habe ich den Fürsten reden zu lassen.

Bunde, thaten wir Großes, was wir jedesmal thun werden, wenn wir erst dazu gezwungen sind; freiwillig kommen wir nicht dazu. Und was folgte auf diese großen Thaten? Der Wiener Kongreß, die Demokratenriecherei, der deutsche Bundestag, dreißig fast schmählichere Jahre als die vorhergehenden.

Den stärksten Beweis für diese meine Ansicht aber wird der späteren Generation die Geschichte vom Jahre 1848 liefern. Nie hat eine Revolution schneller, fast ohne allen Widerstand gesiegt, weil schon vor dem Donner bloßer Worte alle unsere Souveräne wie schlafende Vögel vom Stengel fielen; und nie hat eine Revolution, nachdem, wie durch Zauber, alle Macht auf sie übergegangen war, sich so unfähig zu deren Benutzung gezeigt als bei uns Deutschen, so vollständig erfolglos, ja so burlesk geendet, obgleich auch ihre Macht, Oesterreich später ausgenommen, bei den übrigen deutschen Mächten kaum einen anderen Widerstand als eben auch die bloßen Demonstrationen fand. Dies Alles vor Augen, bin ich überzeugt, daß deutsche Einheit so lange nur eine Chimäre und alle isolirte Bestrebung, durch bloße Raisonnements theoretisch dahin zu kommen, nur eine Lächerlichkeit bleiben wird, bis dereinst vielleicht die unüberwindliche Gewalt des Genies, ausgerüstet mit rücksichtsloser Thatkraft, verkörpert in einer außerordentlichen Persönlichkeit, die zagende, schwankende, ungewisse Menge unsanft beim Schopfe ergreift und selbst sie über den Rubikon schleudert, oder furchtbare Noth und unerträgliche Demüthigung, alle Wogen zugleich zu einem Orkan aufwühlt, der dasselbe Resultat herbeiführt.*)

Hier ließe sich nun gar viel, theils Ergötzliches, theils Widerwärtiges, aus der Gegenwart und nächsten Vergangen-

*) Welche Voraussicht!

heit anknüpfen, aber ich will Sie nicht zu sehr ermüden und sende Ihnen nur noch das Echo aller schriftlichen Glückwünsche, die ich heute erhielt, zu Ihrer Verwendung, da mir nur noch so wenig Zeit, sie selbst zu verbrauchen, übrigbleibt.

Kommt Ihnen nun nicht bald einmal die Lust, wieder mit mir zu schwatzen, so versiegt auch meine dürftige Quelle, und ich lese Sie nur von neuem in Ihren Werken, die ich noch nicht alle kenne.

Tausend Schönes an Ihren vortrefflichen Herrn Gemahl. Wie herrlich hat er neulich wieder über Schiller geschrieben, im Feuilleton der National-Zeitung, deren politische Artikel zur Unterstützung der Schleinitz'schen Heldenthaten mir jedoch, beiläufig gesagt, viel weniger gefallen, obgleich dieser Minister mit seiner Zuwartungspolitik allerdings ein echter deutscher und preußischer ist, nur nicht aus der Aera Friedrichs des Einzigen oder des Großen Kurfürsten, noch selbst des Hohenzollern'schen Achilles.

Ich besorge, unser tapferer Staatsmann von 1859 wird mehr verwundbare Stellen entwickeln als der alte Grieche, obwohl ich gar nicht bezweifle, daß er stets geneigter sein wird, Fersengeld zu geben, als mit dem vorwitzigen Blücher immer „Vorwärts!“ den Preußen zuzurufen.

Gott besser's! sagen die alten Leute und gähnen. Wahrlich, spät genug ist es dazu, vielleicht schon in der elften Stunde.

Also gute Nacht, und Ihr sehr ergebener H. P.

IV.

Schloß Branitz, den 6. Nov. 1859.

— — Uebrigens freute mich auch sehr Ihre Ansicht, „daß aller Idealismus nur auf der Grundlage gesunder Realität

gedeihen kann" und daß mein Brief Sie in der Küche treffen konnte, was ich an Frauen so tief verehre; denn eine Hausfrau ohne Kochgefühl kommt mir vor wie ein Soldat ohne Muth. Was hilft ihm denn alle Kraft und Wissenschaft, wenn er vor dem Anblick des Schlachtfeldes schon davonläuft.

Also in meiner Begeisterung für Ihre „pommerischen Gänse", die weit höher bei mir stehen als der ergötzliche „pommerische Heiland", müssen Sie mir erlauben, den Gänsen ein paar Branitzer Fasanen folgen zu lassen, mit gehorsamster Beifügung der gastronomischen (in Berlin nach meiner Erfahrung meist vernachlässigten) Regel: Fasanen immer vierzehn Tage bis drei Wochen in einem kühlen Zimmer, nicht in der Eisgrube hängen zu lassen, ehe man sie zur Tafel zubereitet, denn sans être un peu faisandé schmeckt der Fasan immer nur wie ein Huhn.

Da ich nun auch ein sehr ausgebildetes Küchengefühl besitze, so verspreche ich Ihnen, wenn Sie mich im Frühjahr mit Ihrem Besuch erfreuen, gute Diners, das heißt natürliche, wo die Kochkunst, wie ein genialer Arzt, der Natur bloß nachhilft und wo dann alle die guten eßbaren Dinge auch nach sich selber schmecken, den Gaumen ihre feine Individualität erkennen lassen und nicht wie in unseren deutschen Gasthöfen und Restaurants (und auch in vielen großen Haushaltungen) alle über einen Leisten gleichmäßig gemißhandelt, verkocht, verbraten und verschmudelt werden. Ich habe in Deutschland nur gut gegessen entweder in ganz kleinen, einfachen Haushaltungen, wo eben die tüchtige Hausfrau waltete oder wo ein guter französischer Koch die Küche dirigirte; denn die französische Küche geht ganz von demselben eben erwähnten Prinzip aus, was Niemand unterhaltender gelehrt hat als

der große Brillat de Savarin und der alte Almanach des Gourmands, deren Lektüre, wenn Sie sie noch nicht kennen sollten, ich Ihnen angelegentlich empfehle. — —

Nach diesen drei Seiten von Küche keine Politik mehr, denn nach Tisch darf man sich nicht ärgern. — Nur noch des Gastmahls zwischen Fuchs und Storch muß ich erwähnen, das Sie mir vorwerfen, Ihnen vorzusetzen. Es war nie meine Meinung, verehrteste Freundin, an eine andere Zeit für Ihren hiesigen Besuch zu denken als die der einzigen guten Jahreszeit in unserem traurigen Klima, nämlich von Mitte Mai bis Ende Juni und vom 1. September bis (zuweilen) Mitte Oktober. Das übrige Jahr bietet ja hier nur Winterkälte, oder Schlackerwetter, oder ausdorrende Hitze.

Da ich diesen Brief an Sie Beide, als schöne Zweieinigkeit, schreibe, so berühre ich hier auch noch gleich zwei Punkte aus des Professors gütigem Schreiben.

Zuerst also: daß Adolf Stahr die kleinen Unannehmlichkeiten, die auch ihm das Schillerfest bereitet, in der That etwas verdient hat, muß ich aussprechen. Wie konnte der geistreiche Mann für Berliner Schulen schreiben,*) die heutzutage in Preußen (beinahe noch mehr wie früher) gänzlich unter der geistlich-polizeilichen Kontrolle köhlergläubiger oder heuchlerischer Zeloten stehen, derselben, welche unseren Bauernjungen wöchentlich fünfzig fromme Verse auswendig lernen, statt Rute zuerkennen lassen und alle Arten junger und alter Schüler vor jedem aufklärenden Lichte wie vor der Pest bewahren. Wir haben in Cottbus, dessen Ehrenbürger ich zu

*) Es handelt sich um die auf Ansuchen geschriebene kleine Arbeit zur Schillerfeier, welche in den Schulen vertheilt und auch in das Fundament des Schillerdenkmals gelegt worden war.

sein die Ehre habe, ein anmuthiges Beispiel davon bei unserem Gymnasium erlebt, für das sich ja auch die Nationalzeitung, wiewohl sehr vergeblich, interessirt hat. Wer Pech angreift 2c.

Was zweitens den deutschen Neid betrifft, so kann er mir um so weniger entgangen sein, da selbst ich, der leider recht wenig zu beneiden darbietet, in seinem Privatleben doch so viel im Vaterlande davon zu leiden gehabt hat. — Es ist witzig von dem Dichter Mosen. daß er uns Deutsche deshalb zur Republik besonders tauglich hält; aber ich fürchte, wir passen nur noch zur künftigen russischen Herrschaft, die sich mit Hilfe der Knute an uns erst civilisiren wird, wie einst die Römer an den armen Griechen, die auch etwas neidisch waren.

Nun nochmals meinen Dank, und Sie sehen, wie sehr es mich gedrängt hat, ihn abzutragen, da ich erst heute Mittag Ihre Briefe empfing und gegen Mitternacht schon die Antwort diktirt habe, wenn Sie sie auch erst Uebermorgen früh erhalten werden, der Fasanen wegen, die bei fünfzig Thaler Strafe am Sonntag nicht geschossen werden dürfen. Wären doch alle unsere Gesetze, Vorschriften, Vorurtheile und Sitten ebenso unschädlich verkehrt als diese Verordnung!

Jetzt aber wirklich genug — und den freundlichsten Gruß von Ihrem wahrhaft ergebenen H. Pückler.

V.

Schloß Branitz, den 17. Nov. 1859.

Ich sitze noch immer ganz behaglich hier, bei bonne chère et bon feu, pflanze große alte Bäume und freue mich an der Winterlandschaft, die bei Kunstanlagen, welche dahin

streben, die Natur selbst darzustellen, den besten Probirstein dafür abgeben, ob der Zweck erreicht worden ist. Denn im Winter besticht kein Schmuck der Bekleidung und der Farbe mehr, der leicht manchen nicht zu groben Fehler verdeckt; man sieht nur die Umrisse der Massen und ihre im Geist schöner Natur gelungene oder nicht gelungene Vertheilung, was im ersten Fall stets ein Gefühl wohlthuend befriedigender Ruhe durch sinnreiche Gestaltung und Gruppirung aller einzelnen Gegenstände zu einem einigen, charakteristischen Ganzen hervorrufen soll und muß. Jeder noch vorhandene Fehler wird dann auch im Winter viel schneller dem Kenner sichtbar und daher die Abhilfe um so leichter, weil man in solcher Jahreszeit bei uns, wenn der Frost nicht gar zu heftig ist, fast immer ungestört pflanzen und verpflanzen, also zusetzen oder abnehmen kann.

Verzeihen Sie diese Digression einem alten Gärtner und vergessen Sie nicht zu sehr, verehrteste Gönnerin, Ihren sehr ergebenen Diener, dem Sie noch Antwort auf den letzten Brief schulden. H. Pückler.

VI.

Schloß Branitz, den 31. Dez. 1859.

Meine sehr verehrte und liebenswürdige Gönnerin! Bitte, sagen Sie mir, welches ist Ihr Zeitungsblatt! Denn etwas politisiren muß man in unserer Zeit.

Ich für meine Person gehöre nun gar keiner Partei an, weil ich mit keiner vollständig übereinstimme, am wenigsten mit der unserer schwankenden Regierung. Sie sehen hieraus, daß ich nichts weniger als ein parlamentarischer Mann sein könnte, der, wenn er wirksam sein soll, durchaus seine eigene

Meinung der seiner Partei unterordnen muß, was die Engländer so streng zu beobachten fähig sind und die Deutschen so wenig, weshalb ich auch bezweifle, daß eine sogenannte konstitutionelle Verfassung so recht für uns paßt.

Ich habe mich daher auch von aller parlamentarischen Repräsentation vollkommen fern gehalten. Durch den Verkauf meiner Standesherrschaft Muskau verlor ich das angeborene Recht, ein Mitglied der ersten Kammer zu sein. Dem ungeachtet konnte ich sehr leicht durch Stiftung meines neuen Grundbesitzes als Majorat dasselbe wiedererlangen. Der König selbst bot es mir wiederholt an. Ich that es nicht. Hierauf wählte mich die ganze Provinz einstimmig zum lebenslänglichen Mitglied der ersten Kammer. Ich schlug es aus, weil diese Bindung aus hundert Gründen meinen ganzen individuellen Lebensansichten widersprach. Ebensowenig nahm ich je einen Staats- oder Hofdienst an.

— — Ich sehe Sie in meinen Gedanken jetzt auf Ihrem Sopha sitzen und, wie ich hoffe, behaglich meinen Brief lesen und studire dabei mit großem Interesse Ihr Gesicht. Bin ich nun nicht, auch in meiner Einsamkeit, doch in der besten Gesellschaft? Ach, wenn die Einbildungskraft nicht wäre, in der mein eigenstes Lebensreich liegt, das bloße Leben in der faden Wirklichkeit würfe ich von mir. Der Ihrige

H. Pückler.

Eine ehrerbietige Empfehlung an Professor Stahr.

VII.

Schloß Branitz, den 15. Jan. 1860.

— — Von Politik werde ich schweigen, weil sie einmal an sich schon nie weniger ergötzlich war und zweitens Sie

sie nicht mögen. Was aber Ihr Urtheil über Napoleon betrifft, so halte ich dies für nicht richtig, worüber ich insofern eine Stimme beanspruchen kann, als ich den merkwürdigen Mann in den verschiedensten Gelegenheiten beobachten konnte, oft mit ihm privatim verkehrt und manche Stunde ganz allein mit ihm zugebracht habe, als er schon Kaiser war. Ich fand ihn dann immer so gesprächig, wie weiland sein Onkel und Louis Philippe es waren, wobei ich nicht sagen kann, daß er die Worte nur brauchte, um seine Gedanken zu verbergen; aber er enthüllte allerdings diese nie ganz. Sein Benehmen war immer äußerst anspruchslos und ungemein gewinnend durch dessen anmuthige Natürlichkeit. Keine Spur von der Absicht, zu imponiren; stets die größte Einfachheit mit aller Unbefangenheit eines Privatmannes, der gemüthlich mit einem Seinesgleichen sich unterhält. Ist dies Komödie, so übertrifft er alle Schauspieler. Ich halte es nicht dafür, im gewöhnlichen Sinne; aber große Männer glauben meist an ihre eigene Verstellung, wie große Lügner an ihre eigenen Lügen, und dieser Glaube eben giebt ihnen die große Macht und Zuversicht. Denken Sie nur an Mohammed, an Cromwell. Beide heuchelten halb unbewußt mit sich selbst, um es desto überzeugender gegen Andere thun zu können. Es gehört dies zu den vielen Räthseln menschlicher Natur. Wenn der Kaiser mit wahrer innerer Genugthuung von seiner Liebe zum Frieden sprach und welche große Dinge er durch ihn in der Welt ausführen wollte, statt in ihr den Affen seines Onkels zu spielen (ipsissime verba), so zweifle ich keinen Augenblick, daß er selbst ebenso daran glaubte wie an seinen Stern, an den er in ganzer Wahrheit auch nicht glaubt.

Sie schlagen seine Eigenschaften jedenfalls zu gering an.

Er ist vielleicht kein so universal umfassendes Genie, kein so gewaltig dämonischer Geist wie der erste Napoleon, aber er ist weit weltklüger, weit ruhiger und besonnener als dieser. Dabei viel größerer Menschenkenner, worin er excellirt, sowie in der Kunst, sie auszunutzen und im Voraus zu wissen, was sie thun werden. Mit diesem Scharfsinn verbindet er eine unermüdliche Geduld, solange er eine Sache vorbereitet, und den schnellsten Entschluß, den unerschütterlichsten Muth, sobald er den günstigen Moment zur That gekommen glaubt.

Das bedingt den wahren Herrscher; und da er leider dermalen der einzige in Europa ist, so zweifle ich nicht daran, daß er, wenn kein Deus ex machina ihm in den Weg tritt, alle Pläne seines Onkels, die nur dessen Ungeduld und Uebermuth verfehlten, ganz gemächlich ausführen kann; und wir armen Deutschen in unserem Luftreich werden ihn nicht daran verhindern. Noch eine seiner Herrschereigenschaften vergaß ich zu erwähnen. Er weiß zu belohnen und zu bestrafen, was wir so ganz ignoriren, und doch sind Furcht und Hoffnung die gewaltigsten Gefühle des Menschen, auf die am leichtesten zu operiren ist. Er braucht die Leute nur, so lange sie ihm passen, belohnt sie aber reichlich nachher, statt sie wie die ausgepreßte Citrone fortzuwerfen.

Nun noch eine Bitte. Sie sind gewiß bekannt mit Herrn Dohm, der mir trotz unserer nur kurzen Bekanntschaft so sehr gefallen hat. Bitte, sagen Sie ihm, daß ich außer dem Kladderadatsch kein Berliner Blatt mehr halte, daß ich bei diesem Erheiterer in unserer Noth allein einen steten Fortschritt gewahre und besonders von dem zu Neujahr ausgegebenen Blatt, Text wie Bilder, wahrhaft entzückt worden bin. Jeder Zoll Geist und Kraft. Auf diese Weise wird

unser deutscher Humor bald den englischen Kollegen ganz überflügelt haben, wie schon längst den französischen, dem freilich die Flügel auch schärfer beschnitten sind. Und alle Ehre auch der wahren Originalität des Zeichners, den ich sehr kennen zu lernen wünsche. Mit treuer Verehrung Ihr aufrichtig ergebenster H. Pückler.

* * *

Schloß Branitz, den 5. Febr. 1860.

Ich hoffe, es geht Ihnen wieder besser — — und jetzt beantworte ich Ihren lieben Brief Punkt für Punkt. — — Sie kommen dann auf Napoleon zu sprechen und sagen, daß Sie schlecht von seinem Charakter denken u. s. w. Darin kann ich durchaus nicht mit Ihnen übereinstimmen. Die Franzosen halte ich für schlecht und verdorben als Volk, Napoleon halte ich nicht nur für einen guten, das heißt wohlwollenden, sondern sogar erhabenen Charakter, nur muß ich im Voraus bemerken, daß Menschen von solcher Potenz der Kräfte, an solcher Stelle und in solcher Zeit nicht mehr nach unserem kleinen, bürgerlich gesellschaftlichen Maßstabe gemessen werden dürfen. Soll dieser Mann, der mehr Regentenweisheit in sich vereinigt, als die ganze französische Nation zusammen besitzt, den Franzosen die Freiheit geben? Er weiß, daß sie eben durch seine Despotie nur alles Maß von Freiheit genießen können, dessen sie überhaupt fähig sind, und ohne ihn, sich selbst überlassen, sofort in wahnsinnige Unordnung, Greuel und Verderben verfallen würden. Und hat er nicht seit seiner kurzen Regierung Unglaubliches für Frankreich gethan? Hat er nicht bereits zwei der mächtigsten Staaten Europas, die es wahrlich nicht gut mit ihm und

Frankreich meinten, besiegt und entkräftet? Hat er nicht Paris zur prachtvollsten Stadt der Welt schon halb umgeschaffen? Wacht sein Auge nicht überall im Lande über Alles, was den materiellen Fortschritt befördert: Eisenbahnen, Kanäle und alle Erleichterungen der Kommunikation? Ist die Armee nicht unter ihm und durch ihn die erste, die Marine wie durch Zauber aus dem Nichts jetzt der weltbeherrschenden englischen fast ebenbürtig geworden? Und trotz der hierzu nöthigen enormen Ausgaben blühen seine Finanzen. Und womit hat er dies möglich gemacht, als durch hohe Klugheit und einen eisernen Willen, den auch Sie ihm nicht absprechen. Ist das aber nicht eben die höchste Tugend in einem Herrscher, wenn auch nicht für einen Landprediger? Sie werden mir vielleicht einwenden: Aber er befolgt ja die Lehren Macchiavells und den Grundsatz der Jesuiten, daß der Zweck die Mittel heilige. Dies ist bis zu einem gewissen Grade wahr, aber alle großen Herrscher, Alexander, Cäsar, Konstantin, Karl der Große, Elisabeth, Cromwell, Katharina und selbst Friedrich der Große haben dasselbe gethan. Friedrich der Große hat zwar eine Refutation Macchiavells geschrieben, aber Voltaire sagt mit Recht davon: Il a craché dans le plat pour en dégouter les autres. Es ist eben naturgemäß. Jede Kraft geht in ihrer Macht so weit, als sie kann, und benutzt auch alle Mittel, den Widerstand zu brechen. Mordet nicht selbst die Justiz ohne alles natürliche Recht, außer dem Recht des Stärkeren, freilich das sicherste Recht von allen, zum Nutzen der Gesellschaft? Wird nicht der Mord Pflicht des Soldaten im Kriege seines Landes, während er für dieselbe Handlung im Frieden geköpft wird? Napoleon ist aber auch hierin nirgends bis zum Verbrechen, zum wahrhaft Un-

würdigen vorgeschritten. Er ist nur den Anderen überlegen in Besonnenheit, List und Kraft geblieben. — —

Hinzusetzen möchte ich noch, was Napoleons Charakter betrifft, daß Niemand gütiger gegen seine Umgebung und großmüthiger gegen Alle, die ihm dienen, ist; wie er selbst diejenigen, welche er nicht mehr brauchen kann, dennoch stets kaiserlich belohnt.

Ein eigener Zug bei ihm ist der, was mir die Nächsten und Unparteiischsten seiner Umgebung einmüthig versichert haben, daß er nie in Zorn geräth, nie, wie sein Onkel oft, sich mit heftigen Geberden und verletzenden Worten oder gar mit Schimpfreden auch nicht gegen den geringsten seiner Diener vergißt. Er straft, aber er beleidigt nie. Mir scheint das auch auf seinen Charakter ein großartiges Licht zu werfen und wenigstens ehrenvoll zu sein. Wie er mit der Kaiserin umgeht, was ich mehrere Male in der Intimität und auch, wo er unzufrieden mit ihr war, beobachten konnte, hat mich wahrhaft gerührt und in mir die Meinung befestigt, daß, wenn Napoleon nicht Kaiser der Franzosen und dazu ein doch im Grunde allen Legitimen widerwärtiger Parvenu auf dem Throne wäre, was jetzt Vieles, ja vielleicht Alles bei ihm bedingt, er höchst wahrscheinlich ein sehr guter und geschätzter Privatmann sein würde, voll liebenswürdiger und nützlicher Eigenschaften für die Gesellschaft.

Dies ist keine Dissertation, es ist Causerie am Kamin. Nehmen Sie es also auch für nichts anderes, und der Kritik des Professors darf es gar nicht unterworfen werden.

Nun zu Ihrem neuen Roman. Sie haben recht, daß Sie dem Geiste folgen, zu welcher Wahl des Stoffes er Sie treibt, wie die Quäker nur sprechen „when the spirit moves“.

Mir gefällt das Sujet;*) nur wenn Sie schreiben, daß der Schwerpunkt zwar vertheilt, aber meist in der Mitte beruht, so nehmen Sie sich nur in Acht, daß nicht auch das Interesse in der Mitte überwiegt. Ich wünschte, das Werk wäre schon fertig, denn seit dem „Mädchen von Hela“ kann ich mich noch nicht entschließen, einen anderen Roman zu lesen.

Und jetzt Gott befohlen, denn es ist schon wieder zwei Uhr in der Nacht, und zum Schreiben komme ich immer erst in diesen späten Stunden. Herzlichst der Ihrige

H. Pückler.

* * *

Der Fürst hatte mich in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft um ein Verzeichniß meiner Arbeiten gebeten. Ich hatte ihm das geschickt, und eine beträchtliche Anzahl seiner Briefe spricht über die „Reisegefährten“, gegen welche er mir seine Bedenken und Einwendungen offen aussprach, wie über das „Mädchen von Hela“, welches ihn mächtig ergriffen hatte und über das er seines Lobes kein Ende finden konnte. Dann kommen allerlei Erörterungen über den Wohnungswechsel, den wir damals zu machen hatten, als wir die kleine Wohnung auf dem Leipziger Platze mit jener anderen in der Matthäikirchstraße vertauschten, die ich dann, wie gesagt, fünfundzwanzig Jahre inne gehabt. Er giebt Rath für die Einrichtung, stimmt mir bei, daß jene Eleganz, die sich jede reiche Schneider- oder Schlächterfrau vom Tapezierer herstellen lassen könne, nichts werth sei, und sendet mir einen kleinen Teppich, den er einst selbst aus dem Orient mitgebracht, zum Geburts-

*) Ich weiß nicht, um welches Buch es sich gehandelt haben kann; ich vermuthe, es muß „Von Geschlecht zu Geschlecht“ gewesen sein.

tagsgeschenk in die neue Wohnung. Er hatte mir einmal geschrieben, daß er von sich in seinem Haushalt wie jener Franzose in seinem Arrondissement sagen könne: Je suis père et mère. Auf den Scherz kommt er bei diesem Anlasse zurück.

VIII.

Schloß Branitz, den 13. Febr. 1860.

Sie sind, meine verehrteste Freundin, nicht ausführlich genug in der Beschreibung Ihres neuen Ameublements. — — Vollkommen billige ich den einfachen Glanzkattun, wie überhaupt das einfachste Ameublement, wo man nur zur Miethe wohnt, und überhaupt überall, wo es nicht auf Ostentation, sondern nur auf Komfort ankommt. Nur gute Teppiche wünschte ich Ihnen in unserem Klima, wo man neun Monate Winter und nur drei Monate keinen Winter, aber deswegen immer noch weder recht ordentlichen Sommer oder Herbst hat. — — Soweit die mère; der père aber hat auch ein Anliegen, nämlich die Bitte, daß derselbe hinsichtlich der drei zusammentreffenden Umstände 1) Ihr bevorstehender Geburtstag. 2) Ihr Umzug und erneutes Ameublement, 3) der Antheil, den ich an beiden nehme, die Erlaubniß erhalte, auch ein Scherflein zur Emigration, als kleines Geburtstagsgeschenk beitragen zu dürfen, was — wie Sie es nennen — „bei unseren reich gewordenen Schlächterinnen und Brauerinnen noch nicht so sehr gäng und gäbe geworden" und dennoch so einfach ist, daß es zu der reichsten, wie zur anspruchslosesten Einrichtung gleich gut paßt, nämlich ein echter persischer, dort sogenannter Shawlteppich, vor Ihr grünes Sopha in der braunen Stube zu legen und Ihre Füße auf seine Blumen zu setzen! (Ich hatte wahrscheinlich dem Fürsten geschrieben, daß ich die Farbe

der Wände und der Möbelüberzüge aus der einen Wohnung in die andere übertrüge, so daß er sie kannte, wie ich sie auch heut noch habe.)

Mit dem Schluß Ihres Briefes, daß man jung ist, solange man zu gefallen versteht, bin ich einverstanden, da ich Ihnen gefalle, und sehe mich deshalb von nun an wenigstens für jünger an als alle Diejenigen, die Ihnen nicht gefallen. Im Traume bin ich übrigens immer jung. Ich erinnere mich keiner Ausnahme, und wenn das bei allen Menschen so ist, könnte man allerlei anmuthige Hypothesen darauf bauen. Daß alles Leben auch nur eine verschiedene Art von Traum ist, glaube ich ohnedem schon halb. Tout à vous!

Pückler.

* * *

In jener Zeit war der letzte Band von Varnhagens Memoiren erschienen, und ich hatte es bei dem Anlaß ausgesprochen, daß ich, so sehr ich Varnhagen geschätzt, nie das volle und ganze Zutrauen zu ihm gewinnen können, das Stahr für ihn von je gehegt hatte. Der Fürst theilte dieses Zutrauen im höchsten Grade, wie er denn überhaupt darin immer mit Stahr zusammentraf, daß Beide zum Anerkennen des Guten und zum Uebersehen von Mängeln und Schwächen sehr geneigt waren.

„Varnhagen ist mir ein halbes Jahrhundert lang," so schrieb der Fürst, „ein treuer Freund gewesen, und es giebt sehr wenig Menschen, die ich durchgängig, sein hohes Talent ganz abgerechnet, höher geachtet habe, obgleich auch er, wie alle Menschen und besonders alle von so hohem Lichtgehalt, auch nicht ohne Schatten sein können. Es freut mich, zu

hören, daß Professor Stahr anders empfindet und über ihn denkt, als Sie, und ich wünschte, Sie ließen sich von Ihrem vortrefflichen Freunde in dieser Hinsicht bekehren. Daß Ihnen Varnhagen persönlich keine rechte Sympathie und nie ein ganz volles Vertrauen einflößte, kann ich mir denken, denn wo er nicht genau liirt war, blieb er selbst sehr kalt. Er hatte nichts weniger als eine weiche Natur, noch eine sich anschmiegende, war daher auch nicht, was man oft nur in sehr banalem Sinne liebenswürdig nennt, und gefiel deshalb im Allgemeinen den Frauen nur ausnahmsweise; und auch über den letzten Theil seiner Memoiren gehen Ihre und meine Ansichten auseinander.

Ich will Ihnen mein Urtheil über dieses Buch, an einen der bedeutenden Männer im Reiche des Geistes gerichtet, bei dem es die entschiedenste Zustimmung fand, aus dem Gedächtniß mittheilen, nur um des Kontrastes willen mit dem Ihrigen, wo wir doch sonst bisher so gut harmonirten.

„Den letzten Theil (leider den letzten!) der Memoiren Varnhagens habe ich mit wahrer Wollust gelesen.

„Die großen schriftstellerischen Vorzüge dieses in unserer literarischen Welt so hochstehenden Mannes, seine selbst von Goethe kaum erreichte unvergleichliche Gewalt über die deutsche Sprache, die Feinheit und Schärfe seiner Beobachtung &c. sind zu allgemein bekannt, um dabei zu verweilen; aber einen Vorwurf habe ich ihm oft machen müssen. Er hielt immer zu viel von dem, was er am besten wußte, zurück, schrieb viel zu diplomatisch, sagte nie die ganze Wahrheit, ja oft kaum die halbe, gerade da, wo man sie am meisten gewünscht hätte: in seinen klassischen Biographien.

„Diesen Regret, dieses leichte Unbehagen kann keiner mehr

fühlen, der den jetzt vor mir liegenden und eben beendeten Theil liest. Hierin steht Varnhagen, er selbst sowohl als alle, mit denen er verkehrt, durch die meisterhaftesten, erschöpfendsten Schilderungen (meistens auch alles Bekannte von mir) so klar und offen vor uns wie am hellen lichten Tage. Kein Tadel wird mehr beschönigt oder sorglich unterdrückt, kein Lob aus Rücksichten abgeschwächt, jede kühne Ansicht jetzt unumwunden ausgesprochen, wie auch kein Name ungenannt bleibt. Und welch ein Adel der Gesinnung entfaltet sich darin allein! welch wundervoller, vorurtheilsloser, freier Charakter, ebenso scharf durchschauend als gerecht, und doch, wo es irgend angeht, mild in seinem Urtheil, vereint mit einer plastischen Kraft der Darstellung, die uns fremde Menschen so deutlich hinzaubert wie die ältesten Bekannten, mit denen man Alles, was uns vorgeführt wird, selbst erlebt zu haben glauben könnte. Die Anmuth des Stils und der Behandlung, das fesselnde Interesse gehen hier mit dem vollsten Ausdruck gediegener Wahrheit stets Hand in Hand und wirken ebenso wohlthuend als hinreißend auf den diesmal nichts mehr vermissenden Leser. Man sieht deutlich, daß dieser Band im Voraus nur zum oeuvre posthume bestimmt war. Bei Lebzeiten Varnhagens wäre er so nicht gedruckt worden, und er muß daher seinen vielfachen Verehrern um desto theurer sein. „So viel davon. Morgen beantworte ich Ihren lieben Brief weiter, ich mußte zuerst dies vom Herzen haben, und will ihn auch nicht zu lang werden lassen. Der Ihrige

H. Pückler.

* *
*

Ein andermal hatte ich dem Fürsten einige Blätter voll Aufzeichnungen geschickt, die ich während der großen Aus-

stellung 1855 in Paris für mich gemacht hatte. Sie bezogen sich ebensowohl auf unsere dort empfangenen Eindrücke als auf Mittheilungen, welche unsere Freundin Madame Hortense Cornu, Gustave Planche, der Graf Vieille Castel und andere uns über verschiedene der öffentlichen Charaktere, namentlich auch über den Charakter Napoleons und über die Kaiserin, gemacht hatten. Was man uns über Napoleon gesagt, stimmt im Wesentlichen mit der Meinung überein, welche Fürst Pückler von ihm hegte. Alle hatten uns seine Güte und Geduld gerühmt, hatten sogar von seiner Sentimentalität mit der Bezeichnung gesprochen: il a des accès d'une sentimentalité allemande, und auch seine Geduld und Nachsicht gegen die Kaiserin hatte man uns gerühmt, obschon dieselbe oft auf harte Proben gestellt würde. Das Urtheil über die Kaiserin hatte sich weniger günstig gezeigt, und man hatte behauptet, Napoleon habe sich zu der Ehe mit ihr nur in einem Anfall von Zorn entschlossen, als er die Nachricht erhalten, daß man ihm die Hand einer Hohenzollern'schen Prinzessin von der katholischen Linie, um die er sich beworben, nicht gewähren wolle. Auch gegen die Vergangenheit der damals noch sehr schönen Frau hatte man Ausstellungen gemacht, deren ich in den Blättern erwähnt, die eben nur für mich bestimmt waren und die ich dem Fürsten anvertraut, weil er mir ähnliche Dinge mitgetheilt.

„Mit großem Interesse habe ich zuvörderst," heißt es in dem Briefe, „Ihre Aufnotirungen über Napoleon und Gattin gelesen. Den ersten betreffend, mag das meiste richtig sein und ist werthvoll. Ueber die zweite ist viel Klatsch dabei. Sie hat früher mit ihrer Mutter ein etwas emancipirtes Leben geführt, aber immer mit Anstand. Das sie ganz ohne

begünstigte Verehrer gewesen, will ich nicht behaupten. Das Wahrste über sie ist ihre große, aber immer graziöse Schüchternheit, von der man Ihnen gesprochen, was mit den anderen Berichten ebensowenig harmonirt als mit dem naiven Gefühl, dessen Zeuge ich zweimal zu meiner Verwunderung gewesen bin. Mir ist sie nie, weder als Spanierin mit deren Feuer, noch als Engländerin mit deren linkischem Aplomb, sondern stets wie eine in der großen Welt erzogene Deutsche, die aber ihre ihr angeborene Schüchternheit nicht zu besiegen vermochte, vorgekommen. Hübsch, ohne schön zu sein, aber von unnachahmlicher, ich möchte sagen jungfräulicher Grazie, wenn ein interessantes Gespräch sie belebte. Darin lag ihre Würde, die man sonst allerdings an ihr vermißte, ebenso wie einen glänzenden, besonders französischen Esprit. Vor ihrem Manne fürchtete sie sich ein wenig, schien ihm aber doch durchaus anhänglich zu sein. Ich kann Ihnen einmal einiges Selbsterlebtes von ihr erzählen, das nur vortheilhaft für sie ausfällt." — Während der ganzen Zeit, die ich zum Schreiben dieses Briefes brauchte, saß mein unverschämt zahmer Kanarienvogel auf den schreibenden Fingern und sang dabei wie besessen. Was bedeutet das? Haben Sie keinen Zeichendeuter in Ihren Diensten? Ich bin so gern abergläubisch! Adieu et tout à vous! Pückler."

* * *

Danzig, den 30. Oktober 1861.

Hier schreibe ich Ihnen endlich einmal wieder, meine verehrte Freundin, und von wo? Mit dem Leuchtthurm von Hela vor meinen Augen und dem Andenken des lieblichen Mädchens von Hela, Ihrer Schöpfung, im Herzen. (Der

Fürst hatte mir wieder eine große Vorliebe für diese Dichtung ausgesprochen und das „Mädchen von Hela" einmal in einem seiner Briefe scherzend als „seine letzte, leider ganz platonische Liebe" bezeichnet.)

Wie gern wäre ich Ihnen zu Ehren dahin gewallfahrtet, wenn die schon zu vorgerückte Jahreszeit und die mir selbst so kurz zugemessene Zeit es verstatteten! Aber ich komme im nächsten Sommer wieder her, denn ich bin wirklich ganz entzückt von dieser stolzen Stadt der himmelanstrebenden Thürme, der herrlichen Kirchen, der seltsamen alten Gebäude, von einem so romantisch-alterthümlichen Ansehen, wie es mir eben durchaus sympathisch ist. Auch die nächste wie die entfernteste Umgebung reizend, mit schönen Bäumen und wundervoll konservirten Alleen, freundlich geschmückt durch bewaldete Höhen; gegenüber das blaue Meer, der schiffreiche Hafen, und das Ganze prächtig imponirend durch die kolossalen, noch in frischem Grün schimmernden Festungswälle; et gare à qui les touches! Daß ich nun bei meiner Ankunft in Danzig das Alles so recht con amore, mehrere Tage lang, unter den wärmenden Strahlen einer wolkenlosen Sonne königlich am azurnen Himmel thronend, genießen konnte, war in der That ein Naturfest für mich, das mich zugleich behaglich ausruhte von den menschlichen Festen in Ihrer Geburtsstadt Königsberg. Diese waren ihrem Wesen nach mehr ermüdend als ergötzlich, mit Ausnahme der Krönung (König Wilhelms I), die ich eine der schönsten, erhebendsten und prachtvollsten Ceremonien nennen muß, welche ich je gesehen, sowohl in der Kirche, als auf dem weiten Schloßhofe, wo kein Apfel zur Erde kommen konnte und die vielen Tausende der Zuschauer, von breiten,

dreifachen Linien der schönen Garderegimenter rundum eingefaßt, wie gigantische Blumenbeete aussahen, weit hingestreckt auf beiden Seiten des überbauten Durchgangs, der reich geziert, überhangen von unzähligen Fahnen, am Ende die von Gold und Scharlach blendende Tribüne, von welcher der König zum Volke sprach, umgeben von allen Arten von Uniformen — das Alles zusammen gab einen Anblick, den jeder Gegenwäritge gewiß lange nicht vergessen wird. Auch war der Anstand, die Würde und Anmuth, mit denen das königliche Paar durch diese so beschwerliche Ceremonie hindurch stets in gleicher Kraft aushielt, bemerkenswerth, um so mehr, als wie gewöhnlich der Pfaff mit seiner Salbaderei von Himmel, Hölle, Engel und Teufel, von Noah und den Propheten bis auf Friedrich den Ersten und Wilhelm den Ersten, den Knecht Gottes, kein Ende finden konnte. All' diese schwarzen protestantischen Prediger stechen für malerische Gemüther unerquicklich ab gegen die bunte Pracht um sie her und die glänzenden seidenen Gewänder der hohen katholischen Würdenträger. Herrlich war die Vokalmusik des ganz in Roth gekleideten Domchores, die kein einziges anderes Instrument begleitete; gottlob auch keine Musik der Zukunft, welche die hochselige Rachel mit einem Gewitter in einem Glase Wasser verglich.

Wissen Sie, meine liebenswürdige Gönnerin, daß heute mein sechsundsiebzigster Geburtstag ist? Nur keine Gratulation dazu! car il n'y a ma foi pas de quoi — ja, wäre es der sechsundzwanzigste! à la bonne heure! Doch will ich selbst an diesem ominösen Tage, wo ich aus der Zelle bis zum Menschen avancirte, eine Flasche Champagner auf das Wohl des Stahr'schen Ehepaares leeren, mit dem Wunsche, daß Beide noch viel so schöne Bücher schreiben sollen als das

„Mädchen von Hela“ und Lessings Biographie. Und hiermit Gott befohlen! Adieu! H. Pückler.

* *
*

Berlin, Sonntag (April 1862).

Vor drei Tagen geschrieben und liegen geblieben, weil ich recht krank war und noch wenig besser.

Seien Sie unbesorgt, liebenswürdige Freundin, ich habe selbst zu viel Interesse, Sie zu sehen und zu sprechen, um nicht möglichst bald meinen Besuch zu wiederholen. Nur das Vorherbestimmen mißlingt mir immer, und es kommt dann auch immer etwas dazwischen, und es beunruhigt mich, wenn ich mein Wort nicht halten kann. Aber ich versuche es und werde Sie schon einmal zu Haus finden; und wären Sie bei Tisch, so lassen Sie mich deshalb doch ein ohne alle Gene, die ich hasse, wie Sie wissen, wie alle unnützen Weitläufigkeiten unserer noch vielfach pedantischen Sitten. P.

Nach einem zweiten vergeblichen Besuche schrieb der Fürst am 17. April:

„Damit ich schließlich meine liebenswürdige Freundin sicher treffe, melde ich mich Charfreitag-Nachmittag an, wo kein frommer Berliner Einladungen außer dem Hause annimmt. Sind Sie dann abermals ausgeflogen, so bin ich außer Schuld. Viel Schönes an Professor Stahr, et au revoir.

H. Pückler.“

Ein Theil des Jahres 1862 ging hin, ohne daß wir von einander hörten. Ich arbeitete an dem Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht“ und durfte und wollte mich nicht davon abwenden. Dazu war ich im Herbste krank von der

Sommerreise zurückgekehrt und lag schon seit Monaten fest danieder, als wir am 3. November wieder einmal aus Branitz einen Brief erhielten.

„Ein alter Freund,“ schrieb der Fürst, „der immer weniger schreibfähig wird und überhaupt langsam abstirbt, so daß er nur als Gärtner noch einigermaßen thätig bleibt, sendet Ihnen diesmal als Visitenkarte eine Frucht seiner Häuser (eine Ananas) von der schmackhaftesten Sorte und empfiehlt sich damit dem liebenswürdigen Ehepaar zum freundlichen Andenken. H. Pückler.

P. S. Ich war ein paar Monate in Frankreich und bin mit erneuter Bewunderung Napoleons daraus zurückgekehrt.“

* *
*

Den 3. März 1863 wünscht der Fürst mir Glück zu meiner endlichen Herstellung und schreibt, daß auch er fortdauernd kränklich war. „Doch,“ heißt es dann weiter, „hoffe ich zum Geburtstag des Königs in Berlin eintreffen zu können. Der Berliner Thiergarten muß durch die Wärme, welche die Ausdünstung der Bewohner ausströmt, nothwendig ein besseres Klima erlangen, als unsere Kiefernwälder, denn hier sieht es noch immer ganz winterlich aus zu meinem großen Leidwesen, und wenn ich die Gegend auch meistens nur aus den Fenstern mir ansehen kann, so hasse ich doch das blasse Winterskelett, das in unserem Norden dieser Winter entblößt, und lasse lieber bei geschlossenen Läden Tag und Nacht Licht in meinen Stuben brennen.

Ihre Bemerkung über die Empfänglichkeit für Naturschönheiten in der Jugend und im Alter finde ich sehr richtig; ich habe sie an mir selbst auch erfahren, und schön sagen Sie:

‚In der Jugend hat man den Frühling in sich und beachtet ihn nicht nach außen.‘

Die Eindrücke der Jugend sind überhaupt mehr total, vieles zusammenfassend; beim Alter kommt erst die Liebe zum Detail, und man reitet zwar seine Steckenpferde noch, aber nicht mehr im sausenden Galopp, sondern in bedächtigem Schritt, sich aber nichts mehr unterwegs entgehen lassend. Jedes hat sein Gutes und Schlimmes, seinen Genuß und seine Qual. Wir sind eben auf Erden, noch nicht weder im Himmel noch in der Hölle, obgleich zuweilen mit einem Vorgeschmack von Beiden. — — Ihrem lieben und geistreichen Manne tausend Schönes. Von Politik weiß ich gar nichts mehr, sondern lese zum zehnten Mal eine schön illustrirte ‚Tausend und eine Nacht‘ in englischer Sprache. Ach, wie ist doch die Märchenwelt herzig gegen die wirkliche! Abermals der Gegensatz zwischen blühendem Frühling und dem grinsenden Winterskelett. — Also, meine stets liebenswürdige Freundin, auf Wiedersehen im März. H. Pückler.“

Sonnabend, am 23. April 1863, war der Fürst zu uns gekommen und hatte uns, da wir regelmäßig, auch bei schlechtem Wetter, um zwei Uhr auszugehen gewohnt waren, nicht zu Hause getroffen und an meinem Schreibtisch die folgenden Zeilen geschrieben:

„Sie sind eine unvergleichliche, aber auch eine unfindbare Frau! Bei dem heutigen Wetter, wo selbst kaum ein Wagen im Park mehr sichtbar war, glaubte ich doch gewiß, eine Rekonvalescentin zu Hause zu treffen. Aber das Perpetuum mobile war schon wieder wo anders. Also auf vielleicht besseres Glück in der nächsten Woche, denn auch ich bin nie zu Haus, weil ich bei meiner kurzen Anwesenheit

in Berlin zu viel zu thun habe und auch selten im Hotel esse. En attendant mieux habe ich mir mit Ihrer Köchin als Cicerone alle Ihre Bilder angesehen und dann diese Zeilen geschrieben, immer noch der leisen Hoffnung Raum gebend, daß Sie währenddem kommen könnten. Nun scheide ich aber und sage mir: Voi che entrate lasciate ogni speranza di trovare la padrona! Der alte Einsiedler."

* * *

Branitz, den 21. Juni 1865.

[Diktirt.] Verehrteste Freundin! Sehr erfreut hat mich Ihr Brief, weil er mir meldet, daß Sie wohl sind und wieder eines Ihrer Werke beendigt haben, mit dem Sie zufrieden sind. (Es muß sich um die Fortsetzung von „Meine Lebensgeschichte", die auch jetzt noch ungedruckt ist, oder um ein paar kleinere Erzählungen: „Die Dilettanten", Jasch" u. s. w., gehandelt haben.)

Was nun mich Aermsten betrifft, so habe ich sieben bis acht Monate lang meine Stube, wie Sie wissen nicht verlassen dürfen, sehr krank an einem Rückfall meiner gefährlichen Bronchitis in Berlin, noch gewürzt durch mehrere Gichtanfälle. Auch jetzt bin ich noch nicht ganz genesen und vielleicht mit achtzig Jahren schon zu alt dazu. Nach allem aber, was ich in dieser Welt erfahren und ausgekostet im Guten wie im Schlimmen, bin ich fast neugieriger auf den Tod als auf ferneres hiesiges Vegetiren, denn ich rechne auf das, was die Natur uns überall zeigt: individuelle Vernichtung. Der gestorbene Mensch ist todt, aber die Menschen dauern fort, und auch wir vielleicht theilweise in ihnen oder in anderen

Formen, aber jedenfalls ohne Erinnerung an alles vergangene Leben.

Sobald meine Kräfte es gestatten, komme ich auf einige Tage in wichtigen Geschäften nach Berlin und hoffe Sie dort noch zu finden, was ich lebhaft wünsche nach so langer Zeit, wo wir uns nicht gesehen.

Viel Schönes an Ihren Herrn Gemahl, welcher der schönen Kleopatra noch im Grabe sehr vortrefflich die Kur gemacht hat, ohne Sie doch eifersüchtig zu machen.

Und nun das traurige Wort Adieu! da mich selbst das Diktiren noch sehr ermüdet. Herzlichst der Ihrige

H. Pückler.

Die Namensunterschrift zeigte das Zittern der sonst so festen Hand, und der Fürst, der, wie er es genannt, „so gern abergläubisch war", hatte das „traurige Wort Adieu!" gleichsam wie in trüber Vorahnung geschrieben. Es war in unserem Fall zur Wahrheit geworden — durch unsere Schuld — obschon der Fürst noch bis zum Jahre 1871 lebte.

Der Brief hatte uns in der Zeit unseres Fortgehens von Berlin getroffen. Wir hatten nach Rom gehen, das wir seit zwanzig Jahren nicht wiedergesehen, unsere „nachträgliche Hochzeitsreise" machen wollen, denn zur Zeit unserer Verheirathung hatten Arbeit und andere Rücksichten uns zu einer solchen nicht kommen lassen; und auch jetzt kam sie nicht zu Stande, weil die in Italien ausgebrochene Cholera-Epidemie uns einen anderen Weg einschlagen machte. In dem Winter begannen bei Stahr die Zeichen des Leidens sich einzustellen, dem er später erlegen ist. Ich hatte schwere Sorge um den Geliebtesten, hatte ihm meine ganze Zeit zuzuwenden und innerlich Mühe genug, mich so weit zu

sammeln, als ich es für meine Arbeit nöthig hatte. Im Frühjahr von 1866 erkrankte Stahr zum ersten Mal auf den Tod. Als er reisefähig war, verließen wir die Stadt, und sahen unser liebes Heim erst nach zweieinviertel Jahren wieder, nachdem wir fast ein Jahr in Italien und einen Winter und Sommer am Genfer See verlebt. Diese Entfernung von der Heimat legte uns einen so großen brieflichen Verkehr mit den Unseren auf, daß darüber jede nicht unerläßliche andere Korrespondenz ins Stocken gerieth, und der Fürst war auch wohl nicht mehr schreibefähig und so schreibelustig als vordem.

So entschwand die Zeit, bis, wie Heinrich Heine es gegen mich genannt, die schwere, erdrückende Walze des „Nicht mehr!" auch an diese freundliche Verbindung herangerollt war.

Von des Fürsten letzten Lebensjahren weiß ich Nichts als das, was damals die Zeitungen über ihn berichtet, und es bleibt als einer der eigenartigsten Züge in seinem Wesen zu verzeichnen, daß er, der hochbetagte kranke Greis, in Erinnerung seiner Betheiligung an den Freiheitskriegen, und seiner Leistungen in denselben von 1813 und 1814 den König Wilhelm um die Erlaubniß gebeten hatte, ihm in das Hauptquartier nach Versailles folgen zu dürfen. Der Kaiser hatte das in einem gnädigen Briefe, wie man berichtet, mit der Bemerkung abgelehnt, der Fürst möge sein Leben schonen, da jüngere Kräfte in großer Anzahl ihm zur Verfügung ständen.

Der Fürst starb am 9. Februar 1871. Als ich es gegen Stahr beklagte, daß wir die letzten sechs Jahre den Zusammenhang mit ihm verloren, daß ich ihm theilnahm-

los erschienen sein müsse, daß mir damit der ruhige Abschluß dieses Verhältnisses fehle, erinnerte er mich an ein Gespräch, das wir einmal mit dem Fürsten über Friedrich Spielhagens „Problematische Naturen“ geführt. Stahr hatte den Roman des uns damals persönlich unbekannten Verfassers mit großer Anerkennung in der Zeitung besprochen, und ich hatte es bedauert, daß dem Buche in der Form, in welcher es zuerst erschienen war, der Abschluß fehle.

„Ich verstehe die Forderung nicht!“ hatte der Fürst gesagt. „Was kommt denn eigentlich im Leben ganz zu seinem Abschluß? Es bleibt Alles Episode! Wir sind mit allem Antheil, den wir aneinander nehmen, einander doch im Grunde immer nur Reisegefährten für eine Strecke Weges. Wir finden uns zufällig zusammen, werden durch Zufälle, die wir gelegentlich als Nothwendigkeiten zu bezeichnen lieben, von einander getrennt und erfahren in gar vielen Fällen nicht, was aus unseren Reisegefährten geworden ist. Romanfiguren sind mir Reisegefährten, die mich interessiren, solange ich mit ihnen zusammen bin. Sind sie nicht mehr neben mir, so bleiben sie mir mehr oder weniger im Gedächtniß lieb; aber was später aus ihnen noch werden kann oder geworden ist, das geht mich nichts an, und deshalb liebe ich sie nicht weniger. Viel anders aber geht es uns mit den Menschen oftmals auch nicht. Wir waren einander lieb, waren einander wenig oder viel — und waren wir einander viel, so sind wir für einander dieselben und unvergeßlich bis zuletzt, ob sichtbar oder nicht!“

Ich erinnerte mich des Gespräches ebenso genau wie Stahr. Es wurde vor 1860 noch in unserer Wohnung auf dem Leipziger Platze geführt. Jetzt hatten wir uns bei der

Nachricht von des Fürsten Tode in Bezug auf den geistreichen, gütigen und liebevollen Freund an seine Lebensweisheit und seine Anschauung zu halten.

Es ist mir nicht leicht geworden, die Auswahl unter dem Mitzutheilenden zu treffen, denn anziehend und eigenartig war Alles, was er sprach und schrieb, und immer war er offen und ganz er selbst in Wort und Schrift: der geistreiche, liebenswürdige Fürst Hermann Pückler!





Franz Liszt.

1886.

Ragaz, Hof Ragaz den 4. August 1886.

I.

Nehmt Alles nur in Allem!

— — — — — — — —

Wir werden nimmer seines Gleichen sehn!

Die Worte klingen mir wieder einmal schmerzlich und erschütternd in der Seele, seit dem Augenblicke, in welchem die Zeitungen die Nachricht brachten, daß Liszt gestorben sei.

Achtunddreißig Jahre lang habe ich ihn näher gekannt. In wechselnden Lebensverhältnissen bin ich ihm im Laufe dieser Zeit vielfach begegnet. Gar Manches habe ich in persönlichem Verkehr mit ihm erlebt; Vieles durch Andere von ihm berichten hören. Nie ist mir ein Wort über ihn zu Ohren gekommen, nie habe ich einen Zug an ihm beobachtet, in welchem der Adel seiner Natur, seine tiefe Herzensgüte, seine Großmuth sich verleugnet hätten; und der gute Glaube,

das Zutrauen, der gute Wille, mit denen er den Menschen entgegentrat, sind sich gleich geblieben für und für, trotz harter Erfahrungen, die auch ihm das Leben und die Menschen nicht erspart haben. Es werden viel ehrliche Thränen aus dankbaren Herzen um ihn fließen! —

Es kann mir nicht einfallen, einen Nachruf, im gewohnten Sinne des Wortes, über Liszt zu schreiben, ihn als Virtuosen, als Komponisten zu beurtheilen. Ein gewiegter Forscher und Darsteller wird Mühe haben, einmal ein treues, vollständiges Bild von dem seltenen Manne für die Nachwelt herzustellen. Aber gewohnt mit der Feder in der Hand zu denken, versage ich es mir nicht, mich an all' das Geistreiche, Ursprüngliche, an das Freundliche und Gute zu erinnern, das lebendig in mir aufwacht, da ich seinen Tod betrauere; und wie aus kleinen, unscheinbaren Steinchen sich ein erkennbares Mosaikbild zusammensetzen läßt, so tritt das Bild von Liszt, für die, die ihn gekannt, wie für jene Anderen, die ihm nicht begegnet sind, vielleicht auch aus diesen Aufzeichnungen hervor, in der Liebenswürdigkeit, die Alle beherrschte, welche ihm nahe treten durften.

Ich habe Liszt in jenen Jahren, in denen er als Virtuose die Welt durchreiste, nie im Konzertsaal gesehen und gehört. Als er einmal, nach Rußland gehend oder von dort kommend, sich öffentlich in meiner Vaterstadt Königsberg in ein paar Konzerten hören ließ, konnte bei den erhöhten Preisen, für uns in einer zahlreichen Familie von dem Besuche derselben nicht die Rede sein. Doch sah ich ihn damals in einer Gesellschaft bei einer uns befreundeten Familie, in der er sich unaufgefordert gefällig herbeiließ, zwei von ihm für das Klavier bearbeitete Lieder zu spielen.

Alles drängte sich um ihn; die Frauen bestürmten ihn mit ihrer Bewunderung ebenso wie mit Fragen aller Art, und ich hörte, wie er einer derselben, die sich bei ihm über die Gebühr ausführlich nach George Sand und deren Aussehen und Alter erkundigte, die Antwort gab: „Sie ist jung! denn man ist immer jung, so lange man zu gefallen vermag!" („On est toujours jeune tant qu'on sait plaire!") An ihm selber hat sich das bewahrheitet bis zuletzt im allerhöchsten Grade.

Selbst gesprochen habe ich ihn zuerst im Herbste des Jahres 1848 am 22. Oktober. — Ich war zu Anfang dieses Jahres, gleich nach dem Ausbruch der Februar-Revolution, mit meiner Freundin Therese von Bacheracht in Paris gewesen, und dort durch einen Brief, den Bettina von Arnim mir mitgegeben, mit der Gräfin Marie d'Agoult, der Mutter von Liszts drei Kindern, bekannt geworden. Sie schrieb eben damals unter ihrem Schriftstellernamen Daniel Stern ihre: „Lettres sur la liberté," von denen ein paar an mich gerichtet sind. Ihr Verhältniß zu Liszt, der schon seit einigen Jahren in Weimar lebte, war bereits gelöst. Ihre Kinder wurden in Paris unter den Augen von Liszts Mutter durch eine deutsche Frau aus adligem Geschlecht erzogen.

Den Sommer hatte ich in Deutschland, einen Monat mit meinem Bruder in Helgoland zugebracht, war dann im Herbste mit Theresen in einer ihrer Familienangelegenheiten, auf ihres Vaters und ihres Bruders Ersuchen, nach Frankfurt a. M. mitgegangen, da sie erklärt hatte, ohne mich nicht gehen zu wollen. Wir waren in Frankfurt kurz nach der Ermordung des Fürsten Lichnowsky und Auerswalds eingetroffen. Als Theresens Geschäfte abgethan, gingen wir ge-

meinsam zurück. Sie, um sich in ihre Heimath nach Hamburg, ich, um mich nach Berlin zu begeben, wo ich mir eben damals mein erstes, eigenes Heim zu begründen beabsichtigte. In Weimar wollten wir einen Ruhetag genießen.

Liszt war in Weimar, seit er bei seinem zweiten Besuche die Hofkonzerte geleitet, welche man zur Vermählungsfeier des jetzt regierenden Großherzogs veranstaltet, als Kapellmeister angestellt. Man nannte es „als Kapellmeister in außerordentlichen Diensten“. Ob der Titel wirklich so sonderbar gelautet, ob man ihn scherzend so bezeichnete, weiß ich nicht. Als wir nach Weimar kamen, hatte er seine Kunstreisen als Virtuose fast ganz aufgegeben, und sich seit etwa einem Jahre in dem „Gasthof zum Erbprinzen“ vorläufig festgesetzt.

Therese kannte Liszt von Hamburg her. Ihr Vater, Herr von Struve, einer alten Diplomatenfamilie angehörend, lebte dort als russischer Gesandter für die kleinen deutschen Nordstaaten und für die Hansestädte. Ihr Gatte, Staatsrath von Bacheracht, war in Hamburg russischer Generalkonsul; und da Herr von Struve Wittwer war, hatte seine Tochter, die in dem gesonderten schönen Konsulatshause wohnte, die gesellschaftlichen Pflichten für die Gesandtschaft zu erfüllen. Bei solchem Anlaß hatte sie auch Liszt verschiedentlich in ihrem Hause gesehen, und sie waren ehrliche, gute Freunde geworden.

Therese hatte an Liszt geschrieben, daß und wann wir nach Weimar kommen würden, ihn bittend, zwei zusammenhängende Zimmer für uns zu bestellen, und er hatte das auch ausgeführt. Als wir in dem damals noch herzlich schlechten „Gasthof zum Erbprinzen“ landeten, dessen erstes

Stockwerk Liszt zum besten Theile inne hatte, fand Therese nur einen schriftlichen Gruß von ihm vor, da er nach Hofe geladen war. Wir nahmen unsere Mahlzeit ein, und es mochte gegen neun Uhr sein, als Liszt uns gemeldet wurde. Er trat mit rascher, lebhafter Bewegung in das Zimmer, und die offene Freude, mit welcher die beiden Menschen, er und die schöne Therese, sich begrüßten, machte mir großes Vergnügen.

Ich war ihm natürlich eine völlig Fremde. Er war in Frankreich heimischer als bei uns. Aber wie immer bemüht, Anderen Vergnügen zu machen, erzählte er, wie die Frau Großfürstin anerkennend von mir gesprochen, als er ihr mitgetheilt, daß Therese und ich angekommen und im „Erbprinzen“ abgestiegen wären. Theresen, die am Weimarischen Hofe bekannt war, hatte er zu berichten, daß die Großfürstin sie wieder zu sehen hoffe, und daß der russische Gesandte, Baron von Maltitz, der damals das Goethe'sche Haus bewohnte, zu ihr kommen werde, die nöthige Abrede wegen der Audienz mit ihr zu nehmen. — Mein Verdienst in Liszts Augen war, daß ich Therese liebte und sie mich.

Ich hatte viel reden hören von dem Pomp, mit welchem er in die Gesellschaft, in die Konzertsäle eintrete, von der gemachten Manier, mit welcher er den mächtigen Kopf stolz in den Nacken zurückwerfe, von der Geflissentlichkeit, mit welcher er, wenn er sich im Konzertsaal an den Flügel setze, die Handschuhe von sich und auf den Fußboden schleudere, die dann freilich von seinen begeisterten Zuhörerinnen aufgehoben und als kostbare Andenken in Ehren gehalten wurden. Man gefiel sich darin, ihn als einen Mann darzustellen, der Aufsehen durch leere Aeußerlichkeiten erregen wolle.

Ich habe Liszt im engen persönlichen Verkehr immer sehr einfach gefunden; und daß ein Mensch, der von frühester Kindheit an die Augen der Anderen neugierig und bewundernd auf sich gerichtet weiß, allmälig dahin gelangt, sich in einer bestimmten Weise ihnen gegenüber darzustellen, das ist mir als das Allernatürlichste, ja als ein Nothwendiges erschienen. So lange er jung war, werden die Huldigungen ihn erfreut haben wie jeden Anderen an seiner Stelle; auch konnte er sich ihnen nicht wohl entziehen, ohne Diejenigen zu enttäuschen, die ihre Befriedigung darin fanden, sie ihm darzubringen. In seinen späteren Jahren gab er sich den Uebertreibungen, welche ihm in der Hinsicht entgegentraten, gutmüthig und geduldig hin, weil er des Gebahrens von je gewohnt worden, und weil in der Uebertreibung doch immer eine Liebe und eine Anerkennung verborgen waren, die ihm wohl thun, ihm das Bewußtsein geben mußten, daß er fortlebe auch in dem jüngeren Geschlechte, daß er fortleben werde auch in dessen Erinnerung und über dessen Lebenszeit hinaus, als eine edele, erhabene Natur.

Goethe hat, sicher aus eigener Erfahrung, in seinem Epilog zum Essex, der Königin Elisabeth die Worte in den Mund gelegt:

> Schauspielerin! so nennen sie mich all'
> Und Schau zu spielen ist ja unser Fall!

und daneben die andere:

> „Regiere noch! auch wenn Dich's nicht mehr freut!"

Diese Worte sind mir manchmal eingefallen, wenn ich Liszt in den Wintern von 1878 und 1881 in Rom in den Konzerten der Sala Dante im Palazzo Poli gesehen habe, umringt von der Menge, von welcher jeder Einzelne, wenn

auch nur in die oberflächlichste Berührung mit ihm gekommen sein wollte, und Jedem dankend, als wären ihm die Neugier und die Bewunderung der Menschen nicht ein sein Leben lang Gewohntes, als könnten sie ihn nie ermüden. Menschenfreundlichkeit giebt große Kraft; und seine kräftige Natur war menschenfreundlich.

Als ich Liszt in Weimar begegnete, waren wir Beide siebenunddreißig Jahre, und es hatte sich gefügt, daß es gerade sein und Stahrs Geburtstag war, der aber fünf Jahre mehr zählte als wir Beide. Liszt war noch gerade so schlank und leicht in allen seinen Bewegungen wie damals, da ich ihn in Königsberg gesehen. Mich überraschte wieder, wie damals in meiner Vaterstadt, das fröhliche Leuchten seiner Augen, ihr großer Aufschlag und eine eigenthümliche Hoheit, die sein ganzes Antlitz überstrahlte. Sein bräunliches, lang herabwallendes Haar, das in der Mitte der Stirne mit hohem Schwunge ansetzte, seine Farbe und Gesichtsbildung waren durchaus nicht germanisch; und doch konnte man sie ebenso wenig als slavisch oder sarmatisch bezeichnen, denn im Profil erinnerte sie, bis er im Alter stark geworden war, entschieden an Dante. Er sah, wenn er um sich blickte, wie ein Mensch aus, dem die Welt gehört und dem dieser Besitz angeboren war, so daß er ihn natürlich dünkte. — Sein Kopf hatte so viel Adel, daß er in den Zeiten von 1830—1840, in denen er meist in Paris gelebt, auf die bildenden Künstler ebenso von Einfluß gewesen ist, als die klassische Schönheit der Gräfin d'Agoult. Man findet die beiden Köpfe in vielen Bildern aus jener Zeit sehr erkennbar wieder. Namentlich aber galt die Statue des Spartakus von Foyatier, die im Tuileriengarten dem Schlosse gegenüberstand, ob mit Recht

oder Unrecht, weiß ich nicht, als ein entschiedenes Porträt von Liszt.

Ein Relief von Schwanthaler, aus Liszts jungen Jahren, mit einem Lorbeerkranz auf der Stirn, und die große Medaille, welche der in Rom in diesen letzten Jahren jung verstorbene Bildhauer Wittig zu Liszts siebenzigstem Geburtstage gemacht, halte ich für die beiden geistreichsten Bildnisse von Liszt. Von der ersten Arbeit besitze ich eine kleine Nachbildung in rothem Wachs als Geschenk der Fürstin Wittgenstein, von der zweiten eine solche in Bronce, die Liszt mir 1881 in Rom gegeben.

Liszt sprach, wenn es am Platze war, um 1848 meistens französisch; aber er handhabte es in einer Weise, die mir als etwas Besonderes auffiel und die voller Reiz war, ebenso wie die Art, in welcher er einem Menschen die Hand bot und „cordialement“ schüttelte. Erklären oder beschreiben könnte ich das nicht, und doch empfand man es als etwas Freies und Schönes, als Etwas, das ihn dem Fremden augenblicklich nahe brachte, als Etwas, das Zutrauen zeigte und Vertrauen erweckte.

Ach! es war derselbe feste Handschlag, mit dem wir schieden, als ich im Juli 1885 auf der Eisenbahnstation in Lindau, im Waggon sitzend, Liszt aus der Thüre des Wartesaales heraustreten sah, ihn anrief — und wir nach ein paar rasch und herzlich gewechselten Worten, uns zum letzten Male Aug' in Auge sahen, zum letzten Male einander die Hände reichten!

II.

Berlin, im Dezember 1886.

Soweit hatte ich diese Blätter unter dem Eindruck des ersten Schmerzes in Ragaz geschrieben, und sie liegen lassen.

Heute, an einem melancholisch trüben Dezembertage, kamen sie mir, während ich etwas Anderes in meinem Schreibtisch suchte, wieder in die Hand. Sie bestimmten mich, die Briefe hervorzusuchen, in welchen ich im Jahre 1848 aus Weimar, Stahr und meinen Geschwistern von jenem Zusammentreffen mit Liszt in aller Ausführlichkeit geschrieben.

Sein Bild tritt mir auch aus diesen vergilbten Blättern so klar und in solcher Heiterkeit entgegen, seine damaligen Aeußerungen sind so bezeichnend für ihn wie für die Wandlungen, die er später in sich durchgemacht, daß ich sie unbedenklich der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen glaube. Nur das Eine muß ich bemerken, daß ich seine Rede aus dem Französischen übersetze, da das ganze Gespräch französisch geführt worden war. Liszts Deutsch war damals herzlich schlecht, ein häßliches Wiener-Deutsch mit starkem ungarischen Anklang. Im Laufe der Jahre hat es sich dann wesentlich abgeschliffen und geklärt, aber er sprach das Französische doch immer besser als das Deutsche.

Die ersten Augenblicke, heißt es in jenem meinem Briefe vom 23. Oktober 1848, gingen zwischen Therese und Liszt mit Fragen nach gemeinsamen Bekannten hin, und Liszt wurde nicht müde, Theresen immer wieder zu versichern, wie er sich freue, sie wieder zu sehen.

„Sie können gar nicht wissen," sagte er, sich zu mir wendend, „wie sehr ich Theresen ergeben bin; und wollen Sie wissen weshalb? — Weil sie mir immer eine ehrliche Freundschaft bezeigt hat und niemals Liebe! — Scheinbar klingt dies Bekenntniß geckenhaft (il y a en apparence de la fatuité dans cette confidence) aber ich stehe nicht an, es auszusprechen, denn es ist die aufrichtigste Wahrheit. Laß'

die Theres' mich auf die Proben stellen wenn sie will, und sie soll sehen, auf mich kann sie zählen!" — schloß er den Satz in seinem Wiener-Deutsch.

„Das weiß Gott!" rief Therese, „und liebenswürdiger als in Kassel haben Sie mir das nie bewiesen," setzte sie hinzu. „Fanny weiß auch davon und hat sich mit mir darüber gefreut."

Und in der That war der Vorgang, von dem sie sprachen, ein schönes Zeugniß für die Herzensgüte aller Beiden. Die Sache war die:

Als Liszt einmal in Kassel Konzerte gegeben hatte und wie überall vom Hof und von der Gesellschaft auf das Eifrigste gefeiert worden war, hatte Therese ihm geschrieben, daß in Kassel Charlotte Diede lebe, die Freundin Wilhelm von Humboldts mit welcher Therese, ich entsinne mich nicht auf welche Weise, lange in Berührung gestanden und deren sie sich nach Wilhelm von Humboldts Tode in großmüthiger Weise angenommen.

Frau Diede war alt, arm, kränkelnd, einsam. Sie hatte gegen Therese das Bedauern ausgesprochen, Liszt nicht hören zu können. Therese hatte darauf an Liszt geschrieben: „Sie können einer alten, unglücklichen Frau ein Glück bereiten. Gehen Sie zu Frau Charlotte Diede und spielen Sie ihr Etwas vor." – Und mitten aus allen seinen Triumphen war Liszt zu der einsamen Vergessenen gegangen und hatte ihr auf ihrem „elenden Klaviere" vorgespielt, „was auf solchem Ding mit gutem Willen eben zu machen gewesen war!"

Er lachte bei der Erinnerung, und Therese war dann auf das wahrhaft königliche Geschenk gekommen, das Liszt von Petersburg aus, nach dem Hamburger Brande der Stadt Hamburg gesendet. Ich glaube, es waren 10,000 Rubel Silber, wenn nicht mehr.

„Sonderbar!" rief Liszt, „ich glaube, ich habe nie ein ‚reçu' dafür erhalten, aber ich weiß es nicht bestimmt. Ich war damals so beschäftigt, so hingenommen von dem Treiben um mich her, daß ich es vergessen haben kann."

Es war in dem Allen so viel einfache Sorglosigkeit, daß man immer vergaß, um wen und um was es sich handelte. Liszt kam dann natürlich auf unseren Aufenthalt in Frankfurt, auf die Ermordung des Fürsten Lichnowsky zu sprechen, mit dem er eng befreundet gewesen, und bei dem, wie er erzählte, die Fürstin Wittgenstein auf ihrer Reise nach Deutschland gerastet, ehe sie nach Weimar gekommen, Liszt in Deutschland wiederzusehen, dem sie in Rußland nahe getreten war. Er gedachte mit warmer Empfindnng des Fürsten. Ich erwähnte, daß ich ein paarmal mit demselben und mit Charlotte von Hagn bei dem Maler L'Allemand zusammengetroffen sei, als dieser gleichzeitig unsere Bilder für irgend welche Taschenbücher oder Zeitschriften gemacht. Das brachte Liszt auf Charlotte von Hagn; aber über wen er sich äußerte, er wußte das Bild der Menschen mit wenig Worten zu kennzeichnen, und immer hatte er dieselben in ihren besten Eigenschaften aufgefaßt und dargestellt.

Von dem Frankfurter Parlament und dem, was wir dort erlebt, war der Weg zu unserem Aufenthalte in Paris und zu den französischen Zuständen nicht weit. Therese schilderte ihm die großen Veränderungen, die ihr im Aeußeren der Stadt, wie in der Stimmung ihrer Bekannten aufgefallen waren; und ich gedachte des ergreifenden Eindrucks, den Rachel mir gemacht, als sie in antiker Tracht auf der Bühne die Marseillaise gesungen hatte.

„Wie ist das möglich!" fuhr Liszt plötzlich und mit

leidenschaftlichem Tone auf, „wie hat Sie das erschüttern können? Wie haben Sie das zu bewundern vermocht? — Es ist ja Thorheit, Verbrechen, es ist eine Sünde, jetzt die Marseillaise zu singen. Was hatte diese jetzige Revolution mit jener im vorigen Jahrhundert gemein? Was soll uns der blutdürstende Hymnus bei einer sozialen Umwälzung, deren Grundprinzip die Liebe, deren einzige Lösung nur durch die Liebe möglich ist? — Wo sind jetzt die féroces soldats? Wo ist le sang impur? Nie hätte man es dulden dürfen, daß in dieser Revolution die Worte: qu'un sang impur abreuve nos sillons! gesungen worden sind! Ich weiß und ermesse, was ich sage. Ich würde einer der Ersten sein zu den Waffen zu rufen, mein Blut hinzugeben und nicht zu zittern vor dem Beil der Guillotine, wenn es die Guillotine wäre, die der Welt den Frieden und der Menschheit das Glück geben könnte. Aber wer denkt daran? Es handelt sich darum, den Frieden in die Welt zu bringen, indem man gerecht wird gegen die Einzelnen in der Gesammtheit! Es handelt sich darum, die Ideen triumphiren zu machen, deren einstiger Sieg als ein gewisser vorauszusehen ist! Es handelt sich dabei ebenso um nationalökonomische Dinge, um tiefe Studien, die zu unternehmen sind, als darum, daß man endlich Ernst macht mit der Liebeslehre des Christenthums. Und bei einem solchen durchaus friedlichen Werke zu den Waffen zu rufen, die wilden Leidenschaften des Volkes zu erregen, de gaité de cœur zum Blutvergießen aufzufordern, und schließlich auch noch die Bühne, die Kunst zu entweihen zu dem schrecklichen Zweck, das ist eine Gräßlichkeit (une atrocité)! das ist ein Verbrechen, und Nichts weiter."

Der Ausbruch seiner Empfindung, die Reihenfolge seiner

Gedanken hatten uns völlig überrascht. Eine ganz andere Seite seiner Natur kam bei dem jähen Wechsel des Gesprächs plötzlich zur Erscheinung: sein Glaube an eine bessere Zukunft für die Menschheit durch Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse, sein Wurzeln in dem Christenthum und jenes Streben nach Erkenntniß und nach Wahrheit, das ihn dereinst dem St. Simonismus zugewendet.

Es war eine Pause in der Unterhaltung eingetreten, Ich bemerkte ihm, daß mich in seiner Laufbahn sein Anschluß an die St. Simonisten, als Zeichen seines Suchens nach einem Ausgleich des anscheinend Unvereinbaren, sein Streben nach dem Idealen, reichlich so sehr, wenn nicht in noch höherem Grade angezogen habe, als sein Künstlerruhm.

Er begriff das. — „Sehen Sie,“ rief er, „das Christenthum hat sie vor nahezu zweitausend Jahren gepredigt, diese höchsten und tiefsinnigsten Lehren von der Brüderlichkeit und von der Gleichheit der Menschen, aber wer hat sie verstanden und was hat man aus ihnen gemacht?“

Wir blieben bei dem Gespräche haften und es führte uns weit. — Hier gebe ich jedoch nur das, was ich jenem alten Briefe aus Weimar wörtlich entnehme. Wir verstanden einander fast nach allen Seiten hin; und als Liszt nach Mitternacht schied, drückte er mir mit den Worten die Hand: „Wenn ich Sie recht erfaßt habe, sind Sie auch eine von den Naturen, die nur die beiden Möglichkeiten haben: die Menschheit zu lieben oder die Menschen zu verachten!“

Damit ging er; und wir hatten Beide, Therese und ich, das Bewußtsein, ein Unvergeßliches erlebt zu haben.

* *
*

Unser Verweilen in Weimar dehnte sich aus, weil Therese bei Hofe zu erscheinen hatte. Sie war als ganz junges Mädchen von ihren Eltern, zu ihrer weiteren Ausbildung für die Gesellschaft und den Hof, in das Haus ihres Onkels von Struve geschickt worden, der in jenen Tagen als russischer Gesandter in Weimar gelebt; und da er wohl ein pedantischer Mann gewesen sein mußte, gehörten Anekdoten, wie man Theresen sogar beim Mittagstisch, wenn man allein gewesen, bildende Schriften vorgelesen, oder zwischen Braten und Compot ernsthafte Gespräche mit ihr geführt, zu ihren heitersten Erzählungen. Sie war in jener Zeit auch bei Hofe vorgestellt worden, hatte, wie sie berichtete, dort in lebenden Bildern als Engel, als Hagars Sohn, u. s. w. figurirt, war von den Prinzessinnen gütig behandelt worden, und so machten dankbare Verehrung und die Stellung ihres Vaters und ihres Mannes ihr es wünschenswerth und zur Pflicht, der Aufforderung der Großfürstin zu folgen.

Ich für mein Theil hatte, außer dem Landschaftsmaler Karl Hummel und seiner lieblichen Frau, in Weimar eine mir und Stahr sehr werthe Freundin wiedergefunden, eine Russin, geborene von Gallahhoff, mit der und deren Bruder wir in Rom in engem Verkehr gelebt. Sie hatte seitdem einen Weimarischen Justizbeamten, einen Präsidenten von Schwendler geheirathet, und die zwei Jahre, in denen wir uns nicht gesehen, hatten in unserer Zuneigung nichts geändert.

So war denn auch ich des Bleibens froh, und gleich am anderen Morgen kam Liszt zu uns. Er brachte mir ein neues Heft der „Lettres republicaines“ von der Gräfin d'Agoult, die man ihm gesendet, und in dem sie abermals einen Brief über „les orateurs modernes“ an mich gerichtet.

Therese war noch beim Ankleiden. Wir waren allein, ich und Liszt. Er fragte mich nach der Gräfin d'Agoult — es war keine leichte Unterhaltung, eine Unterhaltung, die Gemessenheit erforderte und mit der Bemerkung schloß: „Sie hat mir Vorwürfe zu machen gehabt, aber mir auch viel Anlaß gegeben, sie ihr zu machen." — Von seiner Anfrage, ob ich George Sand gesehen, die ich zu verneinen hatte, wendete er das Gespräch auf ihre „lettres au peuple", die ihn ebenso kalt gelassen als mich; und er nannte die Sand überhaupt, wie später fast alle Personen, die mir von ihr gesprochen, kaltherzig und selbstsüchtig bis zum Vergessen jeder Rücksicht auf Andere. So habe sie sich gegen Jules Sandeau, Pierre Leroux und gegen alle ihre Freunde erwiesen. „Sie hat nur Wärme in der Phantasie, aber ein ganz kaltes Herz," sagte Liszt von ihr.

Während Therese zur Tafel in das Schloß fuhr, ging ich zu Frau von Schwendler, bei der ich neben einigen anderen Gästen auch ihre Schwester, die Frau des Kammerherrn von Plötz, und ihre greise Schwiegermutter antraf. Die Letztere war eine Frau aus dem alten Goethe'schen Kreise, und früher an einen Grafen von Schlabrendorff verheirathet gewesen.

Als im Laufe der Unterhaltung die Rede auf Liszt gekommen war, konnte es nicht fehlen, daß man der Fürstin Wittgenstein gedachte, und die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit einer Verheirathung der Beiden in Erwägung zog. Wie bei allen derartigen Verhältnissen machten die verschiedensten Meinungen und Ansichten sich geltend, und Zustimmung und Tadel steigerten sich in ihrem Eifer aneinander, als ob solche Verbindungen noch nie dagewesen wären,

und nicht immer wieder vorkommen würden. Nur die greise Frau von Schwendler blieb so ruhig, als hätte sie es von Goethe erlernt, in Gelassenheit die menschlichen Dinge menschlich zu betrachten.

„Wir dürfen doch nie vergessen," sagte sie, „daß solche aus der Bahn der Sitte abweichende Schritte eben kein sinniger Mensch zum Spaße thut, denn Jeder weiß im Voraus, daß sie ihn mit seiner ganzen Umgebung und mit allen seinen Verhältnissen in Zwiespalt bringen müssen. Man muß gewiß immer durch sein Inneres und durch die äußeren Umstände sehr dringend dazu gezwungen werden; und solchen Menschen dann das Leben noch schwerer zu machen durch Beurtheilungen, die sich ja doch immer nur an den Außenseiten halten können, statt ihnen soviel als möglich zur Beruhigung, zum Ausgleich zu helfen, statt mit Schonung zu mildern — das ist ein Mangel an Ueberlegung und ein Zeichen von großer selbstgewisser Härte. Ich beklage die Fürstin und beklage auch Liszt; denn ob sie glücklich würden mit einander, das können sie selber kaum wissen, und das Leid des Konfliktes, das ist ihnen ganz gewiß."

Die Sache war damit im Augenblick abgethan; aber ich hatte die Empfindung, so würde wohl auch Goethe gesprochen haben. Es war nebenher das biblische, in den gesellschaftlichen Ton übertragene: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! — und ich habe später im Leben oft genug daran zurückgedacht.

III.

Wie wir es mit Liszt verabredet hatten, fuhren wir am Abend nach der Altenburg, die Fürstin Wittgenstein zu besuchen. Das Schloß hatte, so wie es da lag, an dem dunklen

Herbstabende etwas Unheimliches, auch der Eindruck, wenn man es betrat, war gar nicht freundlich. Trotz der unvollkommenen Erleuchtung ließ es sich erkennen, daß es lange nicht bewohnt gewesen war; und ohne daß die geringste Aehnlichkeit mit den italienischen Palästen vorhanden gewesen wäre, mahnte mich's an die Art und Weise, in welcher man sich, gegebenen Falles, in Italien in irgend einer Ecke oder einem Flügel eines solchen Baues einzuheimen pflegte.

Oben in dem Saale, in den wir geführt wurden, trug die Einrichtung auch das unverkennbare Gepräge des Zufälligen, des Vorläufigen, obschon einzelne stattliche Möbel und Geräthe vorhanden waren. Als man uns die Thüre öffnete, sahen wir die Fürstin, der zwei Herren Gesellschaft leisteten, am Kamine sitzen. An einem Tischchen am anderen Ende des Zimmers spielte Liszt mit der schönen, eben der Jugend entgegenreifenden Tochter der Fürstin, Dame. Eine steife, wie aus Holz geschnitzte englische Gouvernante sah dem Spiele zu, das aufgegeben wurde, als wir kamen.

Die Fürstin, eine mittelgroße, feingliedrige Frau, mochte in unserem Alter sein, wenn ihr Aeußeres nicht täuschte. Ihr schwarzes Haar, die dunkeln Augen und das ungewöhnlich scharf ausgeprägte Profil hatten etwas Orientalisches, eigentlich etwas Semitisches, und doch wieder eine gewisse Aehnlichkeit mit der ältesten Tochter Bettina's, der nachmaligen Gräfin Oriolla, die allerdings die Schönere war. Die Fürstin trug einen Ueberrock von weißem Wollenzeug, eine kleine Haube mit wasserblauen Bändern. Sie war eine eigenartige Erscheinung. Bei unserem Eintritt legte sie die große Cigarre fort, die sie geraucht, und die neben der feinfarbigen Kleidung sich sonderbar ausgenommen. Man reichte,

da man sich eben vom „Mittagsbrod“ erhoben hatte, den Kaffee herum, und Liszt bemerkte, sie wären hier bei seiner Freundin jetzt auf dem besten Wege, sich in die Tageszeit gewöhnlicher Sterblichen zurecht zu finden. Früher habe sie buchstäblich aus der Nacht Tag gemacht, und den Tag darüber versäumt. Nun man eher speise, komme man wohl bald dahin, um zehn Uhr ein Mittagsschläfchen zu machen, und werde so den Turnus hoffentlich vollenden.

Die Unterhaltung war lebhaft. Liszt führte sie mit dem ganzen Sichgehenlassen, das ihm so wohl anstand; die Fürstin regte unablässig bedeutende Fragen an: politische, wissenschaftliche, religiöse, künstlerische, und erwies sich überall voll Geist und Wissen. Sie war uns beiden Frauen, Theresen und mir, an philosophischer Bildung nach diesen Richtungen hin ganz fraglos überlegen, abgesehen davon, daß sie eine scharfe, schneidende Dialektik besaß. Da aber Liszt sie immer zurückrief, wenn sie sich in irgend eines ihrer philosophischen oder politischen Themas ernstlich vertiefte, kam etwas Unruhiges in diese beständig abspringende Unterhaltung, und ich wurde den Gedanken nicht los, daß uns Allen wohler sein würde, wären die beiden Herren fort, und sprächen wir einfach von uns selber, und nicht von den hohen und höchsten Dingen, die weder Liszt noch die Fürstin, weder Therese oder mich in diesem Augenblicke so lebhaft beschäftigen konnten, als die noch ungefestigten und ungeklärten Zustände, in welchen jene Beiden sich zurechtzufinden hatten, und deren Schwere sich in ihrem gegenseitigen Verkehr auch kund gab. Wir beklagten Beide. Es kam zu keinem wirklichen Behagen an dem Abend, und ich bin gewiß, die Hausherrin fühlte das mehr noch als wir, und litt

darunter. Einen ruhigen, wohlthuenden Eindruck machte sie überhaupt sehr selten.

Da wir den Wagen auf der Altenburg behalten, und es, während wir oben waren, in Strömen zu regnen begonnen, brachen wir nach etwa einer Stunde, schon aus Mitleid mit dem Kutscher, auf, und Liszt folgte unserem Beispiel. Weimar war damals mit Fuhrwerk noch wenig gesegnet, und der kleine zweisitzige Wagen, den man uns geschafft, hatte eben nur Raum gehabt für uns und das Schleppkleid Theresens, die im Hofanzug geblieben war. Als wir uns in dem Wagen untergebracht hatten, machte Liszt Anstalt, ebenfalls einzusteigen.

„Das ist ja unmöglich!" riefen wir Beide aus, „Sie können sich hier nicht unterbringen."

„Was heißt Ihr pas moyen de se fourrer là dedans!" entgegnete er mit seinem frohesten Lachen. „Wenn Sie einen großen Pudel hätten, wäre schon Platz für ihn!" — und rasch hineinspringend, setzte er sich, seine Füße unterschlagend wie ein Türke, auf den Boden nieder und rief: „à présent mettez vos quatre jolies pattes sans gêne sur moi; vous serez à merveille et je serai á l'abri de cette grosse pluie!"

In vollem Lachen langten wir in unserem Gasthofe an, saßen bald darauf in Theresens Stube beim Thee zusammen, und eine der ersten Fragen Theresens galt der, wie man damals annahm, nahe bevorstehenden Heirath der Fürstin und ihres Freundes. Ich wollte mich also mit einem schicklichen Vorwande entfernen, da ich auf Liszts Vertrauen keinen Anspruch hatte. Liszt jedoch hielt mich davon zurück.

„Bleiben Sie doch! ich gehöre nicht zu denen, die wie

der Strauß den Kopf in den Busch stecken, um nicht gesehen zu werden. Ich kenne nichts, was so dumm ist, als ein Geheimniß zu machen aus Dingen, die vor aller Welt Augen liegen. Unsere Verhältnisse sind verwickelt, wir werden zu sehen haben, wie sie sich gestalten lassen. Die Fürstin ist in Rußland nach allen Seiten hin gebunden, und sie vergessen hier in Weimar immer, daß wir keine Protestanten sind — daß wir um Nichts in der Welt, nicht die Fürstin und nicht ich, an einen Glaubenswechsel denken können."

„Ach," rief Therese, „sprechen Sie doch überhaupt von Ehe nicht. Sie sind nicht beständig und Sie wissen nicht, was eine unglückliche Ehe ist!" fügte sie seufzend hinzu. „Sie würden nur unglücklich machen und unglücklich werden in jeder Ehe."

„Sehr möglich!" unterbrach er sie, „im Grunde glaube ich das selbst. Der Eid ist eine ernste Sache. Was man gethan hat, das weiß man, das kann man beschwören. Was man empfinden, thun wird, nicht thun wird, das kann man nicht wissen, das zu beschwören ist bedenklicher. Wer kann beschwören, daß er immer derselbe bleiben wird! Ich bin gewiß, daß man mit mir am besten fährt, wenn man mir meine Freiheit läßt, daß es riskirt ist mich zu binden, sei es an eine Person oder an einen Ort." Er sprach das zwischen Ernst und Scherz, aber der Ernst überwog, als er hinzusetzte: „Sie müssen die Fürstin kennen lernen! Es ist etwas Großes in ihrer Natur, und sie hat ebensoviel Geist als Charakterstärke. — Es war ein Entschluß, daß sie hierhergekommen, mir gefolgt ist; ich hatte sie nicht erwartet."

Ich dachte an den Ausspruch der greisen Frau von Schwendler: das künftige Glück ist zweifelhaft! Die Sorgen und Schmerzen waren gegenwärtig.

Es wurde rasch abgebrochen von dem Gegenstande. Liszt erzählte von Metternich, von dessen Frau, vom Kaiser von Oesterreich, von den Wienern im Allgemeinen, dann kam er von Oesterreich auf Bayern zu sprechen, und pries scherzend König Ludwig als den glücklichsten Sterblichen, um Lola Montez willen.

„Sie ist das vollendetste, bezauberndste Geschöpf, das ich je gekannt!“ rief er mit Begeisterung. Er fragte, ob ich sie gesehen; es war nicht der Fall gewesen.

„O! man muß sie gesehen haben! Sie ist immer neu! immer plastisch! In jedem Momente schöpferisch! Sie ist wirklich ein Dichter! Das Genie der Anmuth und der Liebe! Alle anderen Frauen verbleichen neben ihr! Man kann Alles verstehen, was König Ludwig für sie gethan und geopfert hat! Alles!“

So ging es eine Weile fort; er wurde selbst schöpferisch und zum Dichter, in der rückwirkenden Bewunderung ihrer Schönheit. Wir hörten ihm zu, wie einem Improvisator — und es war wieder Mitternacht, als wir uns trennten.

Am anderen Morgen geleitete er uns in aller Frühe nach dem Bahnhofe. Am Abende waren wir in Dresden; und als ich, fast ein Jahr später, Liszt und die Fürstin wiedersah, hatte ihr Zusammenhang sich festgestellt, wie er geblieben ist bis zuletzt.

IV.

Es war im August von 1849 und in Helgoland. Der Zufall hatte dort eine durch ihre einzelnen Glieder anziehende Gesellschaft zusammengeführt, die sich durch unser Hinzutreten bald zu einem erfreulichen Kreise vereinte, da Stahr und ich die verschiedenen Personen kannten.

Als wir in der dritten Woche des August dort landeten, fanden wir aus Berlin den Hauptredakteur der „National-Zeitung," Dr. Friedrich Zabel, und den Geheimrath Professor Mitscherlich am Ufer. Der reiche Kaufherr Konferenzrath Donner aus Altona, Julius Fröbel, Falatti, Dingelstedt, der flüchtende Konrad von Rappart (unter dem Namen eines Kaufmann Najack), Frau Mathilde von Guaita aus Frankfurt am Main, Bettina's Nichte, waren Bekannte von uns. — Zwei uns von Rom her befreundete Maler, der noch jugendliche Rudolf Lehmann aus Hamburg und der alte Ernst Meyer von Altona, der gar nicht so alt war, aber so genannt wurde, weil er noch ein Freund von Thorwaldsen gewesen, waren mit uns auf demselben Schiffe angelangt. Den in Helgoland ansässigen tüchtigen Maler Heinrich Gäthke kannten wir von früheren Aufenthalten, ebenso wie den gescheidten und liebenswürdigen Badearzt Dr von Aschen; und acht Tage nach uns, in den ersten Tagen des September, hatten Liszt und die Fürstin Wittgenstein die Insel erreicht.

Am Tage nach ihrer Ankunft kam Liszt mit Dingelstedt am Nachmittage zu uns. Stahr und Liszt sahen sich da zum ersten Male und sagten vom ersten Augenblicke einander zu; denn sie waren Beide gleich lebhaft, Beide durchaus zum Anerkennen des Guten und Schönen an Anderen, und ebenso zum enthusiastischen Vertreten dessen geneigt, was sie als anerkennenswerth gefunden. Wahrhaft in sich selbst waren der Eine wie der Andere.

Der Zufall fügte es, daß eine Arbeit von Lamartine über die Revolution von 1848 aufgeschlagen auf dem Tische lag, an dem wir saßen. Ich glaube, es waren die „Trois mois au pouvoir." Es machte sich also ganz von selbst, daß

Liszt, als wir von dem Buche, von der Darstellung und Charakteristik der handelnden Personen sprachen, sein persönliches Wissen von ihnen zur Geltung brachte, daß er erzählte, was er in verschiedenen Zeiten mit ihnen erlebt; und auch dabei trat das Unbefangene und das Schöpferische seiner Natur bewundernswerth hervor. Er war wie ein klarer Spiegel, in dem die Menschen und die Ereignisse sich in wahrhaftiger Deutlichkeit darstellten, weil er sie ohne Rückblick auf sich selbst, in sich aufnahm; gerade im Gegensatz zu Dingelstedt, dessen Urtheil über Personen und Zustände immer von der Bedeutung beeinflußt wurde, die sie für ihn und seine Zwecke gehabt. — Uns fiel es auf, daß er Liszt, wenn dieser sich erwärmte, regelmäßig, und meist mit einem schneidenden Gegensatz unterbrach. Liszt aber beachtete das nicht und schied dann mit der Bemerkung gegen Stahr: „ich glaube, wir verstehen einander, obschon ich weder das Scheitern der französischen, noch wie Sie, das der deutschen Umwälzungen beklage! Denn ehrlich gesagt, ich glaube nicht an den Segen von politischen Revolutionen. Aber ich bin nur maßgebend für mich selbst, und ich will hier Niemanden in seinem Glauben stören, wie im verwichenen Jahre Fräulein Lewald in ihrer Bewunderung von „Rachel chantant la Marseillaise!"

Er lachte dazu; Stahr sagte, ich hätte ihm ausführlich davon geschrieben, „und," fiel Liszt ihm ein, „ich hoffe, sie hat Ihnen dann auch mitgetheilt, daß uns dies nicht gehindert, als Freunde zu scheiden." Er schüttelte uns die Hände, wir schieden heiter, und fast möchte ich sagen: wer ist jemals anders von ihm gegangen?

Fast täglich war man beisammen, auch ohne daß man es besonders suchte; bei den Ueberfahrten nach der Düne, im

Frühstückshause auf der Düne, bei dem erquicklichen Herumliegen und Sitzen auf den weichen, sandigen, von der Meeresluft und der Sonne umspielten Hügeln; und es gehörte dann, wenn nicht Fremde sonst es sahen, zu Liszts Vergnüglichkeiten, sich von den Aufwellungen in dem warmen Sande, wie ein Knabe herunterzurollen, um das Spiel bald noch einmal und noch einmal zu wiederholen.

Alle trachteten darnach, ihn zu sehen, ihm vorgestellt zu werden, ihn zu sprechen; aber er lebte viel in Gesellschaft der Fürstin, in unserem kleinen Kreise, und er war auch in Helgoland nicht ganz ohne Gefolgschaft. Zwei junge Musiker hatten ihn begleitet. Er war in sehr guter Stimmung.

Einmal, als wir bei Windstille rudernd eine lange Fahrt nach der Düne zu machen hatten, befanden sich in dem Boote unter den Ueberfahrenden, außer uns Beiden und Liszt, auch Rudolf Lehmann, Ernst Meyer und Geheimrath Mitscherlich; und auf irgend eine äußere Anregung hin, fing der gescheidte, liebenswürdige, aber kleine und verhutzelte Ernst Meyer eine Erzählung mit den Worten an: „Als ich in Island war —"

„Sie waren in Island?" fragte Mitscherlich überrascht, denn damals waren solche Nordfahrten noch nicht in die Reihe der gewöhnlichen Sommervergnügungen aufgenommen. „Was hatten Sie denn da zu suchen? und wie haben Sie es dort gefunden?"

„Sehr angenehm, Herr Geheimrath! sehr!" erwiderte ihm Meyer; „denn da war ich ein Adonis! Da machte ich bei den Frauen Glück!"

Unser helles Lachen lohnte ihm den Scherz, und im selben Augenblicke sprach Rudolf Lehmann davon, daß er

einmal viele Wochen in den pontinischen Sümpfen zugebracht, um dort Studien für ein Bild zu machen, das er beiläufig viele Jahre später gemalt, und das ich, irre ich nicht, 1864 in dem Museum zu Lille gesehen habe. Es stellt die Segnung der pontinischen Sümpfe durch den Papst dar.

„In den pontinischen Sümpfen!“ rief der Geheimrath, „das ist ja ein Verbrechen gegen sich selbst! wer lebt ohne Nothwendigkeit in solcher Atmosphäre!“

„Schönere Augen und interessantere Farben als dort, habe ich kaum irgend wo gefunden!“ versicherte Lehmann.

Der Geheimrath zuckte geringschätzend die Schultern. Er mochte den Morgen nicht in der guten Laune sein, mit welcher er sich sonst in unseren Kreis hinein zu passen liebte, oder eine Grille mochte ihn reizen, die Maler zu necken. „Schöne Augen! Schöne Farben!“ spottete er. „Die Hauptsache und die Hauptschönheit an einer Frau sind eine gesunde Knochenstruktur —“

Und wieder lachte Alles hell auf, und Liszt, sein langes Haar nach hinten werfend, rief durch das Lachen: „Da hören Sie's! Sag' ich das nicht immer! — Die Liebe! Die Frauen! Sie sind die bewegende Kraft in der Welt! Den Einen locken sie nach dem Nordpol, den Andern treiben sie halb Weges in den Tod! Der Dritte begeistert sich für ihre Knochen! Und wir wundern uns und klagen sie an, daß sie herrschsüchtig sind, daß sie uns zu ihren Sklaven machen! Seien wir ehrlich! Gestehen wir es ein! Wir sind in ihrer Gewalt, denn wir können sie nicht entbehren! — Die Frauen sollen herrschen zu Lande und zur See!“

Wenn man ihn in solchen Stunden des Scherzes gesehen, so überraschte der Ernst und die Beharrlichkeit, mit

denen er an seinen künstlerischen und überhaupt an seinen Idealen fest hielt, umsomehr. Schon damals trug er den Gedanken warm im Herzen, daß man in Weimar eine Gesellschaft, eine Stiftung zur Erinnerung an Goethe gründen müsse. Er hatte wohl in seiner und in der Seele seines fürstlichen Gönners und Freundes, des damaligen Erbprinzen, seinen Ursprung gehabt; und da die in Helgoland versammelten Deutschen eben erst, zur Feier von Goethe's hundertjährigem Geburtstag, wie überall in Deutschland, sich zu einem Feste vereinigt hatten, kamen wir oftmals auf den Gegenstand zurück, dessen Gestaltung Liszt freilich nur in verschwimmenden Umrissen vorschwebte. Er dachte sich die „Fondation Goethe“ als einen „Concours“, der wie seiner Zeit die Olympischen Spiele, sich in regelmäßigen Zeitpausen wiederholen, und bei dem alle Künste, jede innerhalb ihres Bereiches, zum Wettstreit herangezogen werden sollten. Wenn man denn auch an der Ausführbarkeit dieses Planes zu zweifeln hatte, war es doch immer hochzuschätzen, daß ein Nichtdeutscher, in reiner Begeisterung für den größten Genius unseres Volkes den Plan gehegt, und redlich an ihm festgehalten hatte.

Stahr hat auf Liszt oftmals das Wort angewendet, das, wie ich glaube, Wieland von Goethe gebraucht hat: „Wer kann der Uneigennützigkeit dieses Menschen widerstehen!“

Da Stahr ihn niemals hatte spielen hören, ging Liszt einmal mit uns in den oberen Saal des Konversationshauses hinauf, in welchem ein von Jung und Alt mißbrauchter Flügel stand, um ihm — anspruchslos im höchsten Grade auch in Bezug auf dieses Instrument — etwas vorzuspielen. Kaum aber war man es gewahr worden, daß Liszt hinauf-

gegangen, kaum hatte man die ersten Klänge vernommen, so kam herbei, wer irgend des Weges oder in der Nähe war; denn der Zutritt stand Allen offen zu dem Saale, und bald hatte sich leise eine Anzahl von Zuhörern versammelt, die Liszt nicht beachtete, die in lautem, nicht endendem Beifall ausbrachen, als er zu spielen aufhörte. — Unser gehofftes stilles Vergnügen war damit zu Ende. Es war jedoch schön zu sehen, wie man seinen Dank aussprechen wollte, und wieder einmal die Freundlichkeit zu beachten, mit der er ihn hinnahm, als hätte er nicht von allen Großen und Mächtigen der Erde die gleiche und größere Huldigung erfahren. — Nur als ein Bremer Kaufmann es immerfort wiederholte, das Allererstaunlichste sei doch diese Fingerfertigkeit, wendete sich Liszt kopfschüttelnd und lächelnd zu uns und sagte: „On a tant de fois fait l'éloge de mes dix doigts au détriment de ma tête, que je commence à prendre mes dix doigts en grippe! Allons nous en!“

Es war eine sehr liebliche volhynische Melodie gewesen, die Liszt der Fürstin verdankte. Er hatte sie an dem Morgen in freier Weise behandelt und zuletzt zu einem glänzenden Schluß gebracht, und sie war Stahr so lebhaft in der Erinnerung geblieben, daß er am Nachmittag des folgenden Tages, als wir uns zum Kaffee nach dem Strandpavillon hinunterbegaben, in das Konversationshaus ging, sie sich vorzuspielen.

Mit einem Male trat Liszt herein. „O! Sie sind's!“ rief er; „ich dachte, es wäre ein Spuk! Die Melodie hätte sich da oben irgendwie verfangen! Aber ich wußte nicht, daß Sie musikalisch sind! und Sie sind es sehr! Die Melodie ist intakt! Das macht mir Vergnügen! Es giebt also doch

Ueberraschungen hier auch für mich!" setzte er hinzu, und wir gingen dann gemeinsam zum Kaffee.

So kam in freundlichem Stillleben der Tag heran, an welchem der größere Theil unserer Bekannten, Liszt unter ihnen, die Insel verlassen wollten, während Stahr und ich noch eine halbe Woche länger zu bleiben beabsichtigten. Den Vormittag des 15. September hatten wir mit Liszt und seiner Freundin sehr anmuthig in den Dünenhügeln zugebracht und waren als die Letzten mit dem letzten Boote nach der Insel zurückgekehrt. Am Abende wollte man sich zum Nachtessen oben im Saale des Konversationshauses als besondere Gesellschaft zusammenfinden, und der Wirth hatte den Saal dazu festlich herrichten lassen. Ich meine, es können damals dreißig bis vierzig Personen beisammen gewesen sein.

Dingelstedt, Stahr und Andere hatten gesprochen, die Stimmung war gehoben und heiter. Nur eine sehr schöne und edle Frau, der einer der Abreisenden während der ganzen Zeit in auffälligster und leidenschaftlichster Weise gehuldigt, und die er an dem Abende eisig kalt zurückwies, weil für ihn die Huldigung und die Herzensneigung nur zu den Badevergnügungen gehört, hatte die schönen Augen voll Thränen und meine ganze Sympathie für sich, denn sie war von dem eiteln Manne gewissenlos behandelt worden. Liszt sah es wie ich, und sagte leise: „Das ist brutal! So handelt nur ein Herzloser gegen eine Frau! Aber was wollen Sie! ich kenne ihn de longue date — es ist Alles Schein an ihm!" — Indeß war die Reihe des Sprechens nun an Liszt gekommen und sich erhebend begann er: „Wir sind hier eine Gesellschaft von fast lauter Deutschen! wir befinden uns auf englischem Grund und Boden; donc! parlons français!" —

und nun gedachte er lobend all der guten Stunden, die man gehabt, ließ England, Deutschland, die Kunst, die Wissenschaft, die Frauen und die Freunde leben, und hatte Alle für sich aufs Neue eingenommen, als man verlangte, nun solle er ganz Liszt sein und sich zum Schluß noch einmal hören lassen!

Er ließ sich nicht bitten, ging an den Flügel und spielte die große Chopin'sche Polonaise mit der Energie, die eben nur ihm eigen war, wenn er in guten Stunden sein ganzes Selbst in der Musik zur Erscheinung brachte. Als er geendet hatte, riefen Personen, die ihn früher schon gehört: „Die Don Juan-Phantasie! die Don Juan-Phantasie!"

Und wieder ließ Liszt sich zum Spiele nieder. Ich bin so wenig in musikalischen Kompositionen und in Liszts Werken bewandert, daß ich nicht weiß, ob eine solche Komposition unter den letzteren vorhanden ist, oder ob es freie Phantasien waren, in die er sich nach Motiven aus dem Don Juan versenkte. Nur das ist mir in der Erinnerung geblieben, daß das Motiv von: „Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise" immer wiederkehrte, daß die Musik immer wilder, immer bacchantischer, immer dämonischer wurde, daß alle Männer endlich vom Tische aufgesprungen waren und mit den Gläsern in der Hand den Spielenden umringten, daß Liszt endlich, aufgeregt wie Alle, sich vom Flügel erhob und halb lachend, halb zornig in die Worte ausbrach: „Il ne faut pas me faire jouer ces sortes de choses là! je ne devrais pas me faire entraîner! mais enfin — c'est fait!"

Er brach ab, nahm wieder seinen Platz neben mir ein, rief einen Kellner herbei und ich sah, wie er in die große Champagner-Bowle, die man eben aufs Neue gefüllt, zwei

Flaschen Cognac hineingießen ließ, weil er das Getränk fade fand — und man trank dann rüstig weiter.

Wir Frauen entfernten uns gleich darauf. Die Männer blieben zum Theil bis gegen Tagesanbruch beisammen. — Von denen, die mit dem fälligen Dampfer am Morgen die Insel hatten verlassen wollen, hielten nur Wenige, unter ihnen Dingelstedt, an dem Plane fest. Die Uebrigen hatten sich auszuschlafen, sich in das Gleiche zu bringen, und gingen dann bis zur Ankunft des nächsten Dampfers noch ruhig auf dem Falm spazieren.

In Stahrs Notizbuch finde ich die Worte: „Abds. Souper. Liszt spielt bezaubernd. Tolle Nacht. — Allgemeine Tollheit!"

V.

Am dreißigsten April 1851 trafen Stahr und ich uns in Weimar, und nahmen Wohnungen im Erbprinzen, wo auch Liszt noch sein altes Quartier hatte, wie vor drei Jahren, obschon auch in der Altenburg jetzt ein Musiksaal und eine Wohnung für ihn und sein Schaffen vorbereitet waren. Die Altenburg war nun überhaupt vollständig zum Aufenthalt der Fürstin und nach deren Bedürfnissen zu dauerndem Verweilen eingerichtet, wie denn auch Liszt selbst sich als Kapellmeister fest an Weimar gebunden hatte; aber behaglich war es auch jetzt in der Altenburg ebenso wenig, als später in der Wohnung der Fürstin in Rom. Man wurde die Empfindung des Provisorischen nie los — es war immer wie in einer Caravanseray. Die weibliche Anmuth und der weibliche Takt waren der sonst so bedeutenden Frau nicht gegeben, und sie trat sich selbst damit nur zu oft, Fremden gegenüber zu nahe, während sie die Personen, die sie hoch hielten, durch

diese Taktlosigkeiten oft geradezu erschrecken konnte, wenn ihre Heftigkeit sie hinriß.

Liszts Ergebenheit für den Großherzoglichen Hof, des Erbprinzen Freundschaft für ihn, seine fortdauernde Verbindung mit der Fürstin Wittgenstein, seine amtliche Thätigkeit und daneben der Gedanke, der in seiner Seele auch wieder mit der Goethe-Stiftung zusammenhing, eben in Weimar einen Boden zu gewinnen, auf welchem der Musik, ihrem Studium wie ihrer Ausübung, eine ideale Heimat geschaffen werden sollte, hatten ihn seinem Wanderleben noch mehr abwendig gemacht, und das war von einem wesentlichen Vortheil für ihn gewesen. Wir fanden ihn viel ruhiger geworden. Er hatte sich in großem Sinne auf sich selbst gestellt und in einer Weise in sich vertieft, wie er in der Rastlosigkeit des Virtuosenlebens und in dem Taumel des Beifallrausches, den ein beständig wechselndes Publikum ihm gezollt, es nie vermocht hätte.

Er hatte damals Schüler und junge Musiker um sich, die alle Meister geworden sind: den ganz jugendlichen Konzertmeister Joseph Joachim, Hans von Bülow, Coßmann, Singer, Winterberger, Voß und noch manche Andere; und es war, ganz abgesehen von dem großen musikalischen Genuß, den das Zusammenwirken dieser, an Liszt mit Begeisterung hängenden jungen Männer gewährte, eine Freude zu sehen, mit welcher Liebe und Hingebung er sie beobachtete und leitete, wie ihr Können ihn freute, wie warmherzig er es ihnen aussprach, wenn sie es ihm zu Dank gemacht. — Ich meine den Ton seiner Stimme noch zu hören, mit dem er ihnen zurief: „Bravo, Joachim! Bravo, Hans! je ne pourrais pas faire

mieux!" — und wie er, sich dann zu den Hörern wendend, fragte: „Nicht wahr? das finden Sie nicht überall?"

Er war, da man ihn im Gasthof von unserer Ankunft unterrichtet, gleich am ersten Abende zu uns gekommen. Im Tagebuche heißt es: „spät Abends Liszt!" — — und dabei blieb es denn durch die ganze Reihe der Wochen, die wir in Weimar zubrachten.

Obschon Liszt sehr beschäftigt war, machte er sich zu unserem Führer in Weimar. Mit ihm besahen wir die Fresken im Schlosse, mit ihm die schönen, an Erinnerungen so reichen Punkte in der Umgebung der Stadt, und ihm und der Fürstin Wittgenstein hatten wir musikalische Aufführungen in deren Hause zu verdanken, die unvergleichlich waren, und zu deren würdigender Darstellung ich nicht geeignet bin. Nur in Stahrs Notizbuch finde ich oft Bemerkungen darüber, wie: „So hörte ich Beethoven noch niemals spielen!" — oder: „Wie groß wird Alles, wenn Liszt seine Seele hineinlegt!"

Und etwas Großes waren auch die Aufführungen der Wagner'schen Opern, des Tannhäuser und des Lohengrin, die wir in jenen Tagen zum ersten Male hörten; denn sie wurden damals in Berlin noch nicht gegeben.

Wie Liszt sich zum Apostel von Berlioz gemacht, so war er auch mit aller seiner Kraft für Wagner eingetreten. Er hatte ihm fortgeholfen, als Wagner nach der Revolution aus Dresden fliehend, durch Weimar gekommen war, um sich nach der Schweiz zu wenden; und er hatte die Wagner'schen Opern in Weimar in einer Weise zur Darstellung gebracht, bei deren Schilderung ich eben auch nichts Besseres zu thun weiß, als daß ich auf Adolf Stahrs darüber geschriebene Kapitel in seinem „Weimar und Jena" verweise.

Liszts Geist war in Allen lebendig, die bei den Aufführungen mitzuwirken hatten. Er lebte in jedem Einzelnen und schwebte über dem Ganzen mit jener Ruhe, die nur der Fülle einer großen Willenskraft entstammt. Seine Bewegungen, wenn er dirigirte, waren gemessen; aber wie Michel Angelo's Schöpfer, in den Deckengemälden der Sixtinischen Kapelle, den Menschen ins wache Leben ruft durch die kaum merkliche Berührung mit seinem Finger, so belebte Liszts Blick die Darstellung, die Musiker und, man hätte fast sagen mögen, die Instrumente. Das, was Wagner geplant hatte von dem Zusammenwirken der Künste für die Oper als einheitliches Kunstwerk der Zukunft, das hatte in Liszt seinen Widerhall gefunden; denn es traf in ihm zusammen mit dem Gedanken an die Goethe-Stiftung, an jene Neubelebung und Vereinigung aller Kunst, in dem Wettstreit der Künste in sich.

Liszt hatte den Hof für seinen Gedanken einzunehmen gewußt, und war gleich an dem ersten Abende, an dem er uns besuchte, auf die in Helgoland über diesen Gegenstand gepflogenen Unterhaltungen zurückgekommen.

„Nun ich Dich hier habe," sagte er zu Stahr, „nun kommst Du mir nicht fort, ehe wir nicht ein Ende weiter in die Sache hineinsehen. Es gehören Hingebung und Selbstlosigkeit dazu, um sich auf solche Dinge einzulassen, um einzeln und mühsam die Steine zusammen zu tragen, aus denen man ein Denkmal für einen Anderen errichten will. Aber ich meine, wir ermangeln Beide der Eigenschaften nicht!" — sagte er, und wie er gern den Scherz dem Ernste folgen ließ, setzte er hinzu: „und wer weiß! vielleicht hat der Himmel uns eben dazu an dem gleichen Tage geboren werden lassen!" —

Für den Gedanken einer Goethe-Stiftung hatte Stahr

bei seiner unbedingten Verehrung für Goethe natürlich die lebhafteste Theilnahme, nur die Art der Ausführung, wie Liszt sie sich dachte, hielt er nicht für möglich; und das Für und Wider wurde mit allen seinen Einzelnheiten immer aufs Neue zwischen ihnen durchdacht, wurde auch in weiteren Betracht gezogen.

Es gab verschiedene Besprechungen über den Gegenstand mit seiner Königlichen Hoheit dem Erbprinzen. Stahr wurde zu der Frau Großfürstin berufen, ihr aus einander zu setzen, was er für möglich, was für unausführbar halte; er wurde endlich aufgefordert, seine Ansichten in gründlicher Feststellung als eine Art von Programm auszuarbeiten, während man gleichzeitig mit ihm darüber in Unterhandlungen trat, in welcher Weise und unter welchen Bedingungen er sich entschließen könnte, nach Weimar überzusiedeln, seine Thätigkeit dieser Stiftung zu widmen und, als eine der ersten Aufgaben, die Gründung einer Zeitschrift zu übernehmen, welche die Goethe-Stiftung einleiten, und ihren Bestrebungen zum Mittelpunkte dienen sollte.

Das Programm ist sorgfältig ausgearbeitet und von Liszt an die Betreffenden übergeben worden. Eine Abschrift für sich hatte Stahr nicht behalten und dies bedauert; denn als er nach einer Reihe von Jahren seine Arbeit zurück zu haben wünschte, um selbständig an eine Goethe-Stiftung zu mahnen, war jene Arbeit nicht aufzufinden gewesen. Es war aber freilich auch an eine Goethe-Stiftung außerhalb Weimars, in dem damals nicht geeinten Deutschland, nicht wohl zu denken gewesen; und ich erwähne des Vorgangs nur, weil auch er Liszts Neigung bekundet, sich an ein Ideales hinzugeben, und weil er Liszt und Stahr näher noch zu einander

führte, als das erste Beisammensein in Helgoland es bereits gethan. Es ist jedoch nicht Stahrs oder meine Lebensgeschichte, die ich hier schreibe, sondern es sind Erinnerungen an Liszt, wie sie sich mir rückblickend der Reihe nach bieten, und ich breche also von der Goethe-Stiftung ab.

Wie nun Liszt auch immer mit einem Allgemeinen beschäftigt war, blieb sein Herz für jeden Einzelnen offen. Er war hilfreich und dienstfertig im Kleinen wie im Großen alle Zeit; seine Schüler wußten auch davon zu sagen.

Joachim Raff liebte es z. B. zu erzählen, wie er als ein junger, unbekannter Mensch, sich nach langem Kampfe das Herz gefaßt, zu Liszt zu gehen, als dieser einmal in Zürich Konzerte gegeben, und ihn um ein Eintrittsbillet zu bitten, da ihm die Mittel gefehlt, es zu bezahlen. „Und nicht nur das Billet hat er mir gegeben, er ist, so wie er gesehen, daß ich des nicht unwerth war, mir zu Hülfe gekommen mit Lehre, Rath und That, in einer Weise, die nicht abzuverdienen ist, sondern für die man zu danken hat sein Leben lang!“

Einer von Liszts Hilfsleistungen wohnte Stahr einmal bei und erzählte mir dann ganz gerührt davon. Ein Schüler von Liszt wollte nach Amerika gehen, und es mochte zwischen dem Schüler und dem Lehrer wohl die Rede davon gewesen sein, daß dieser dem jungen, unbemittelten Manne die Möglichkeit zu seiner Reise schaffen würde, auf welcher er zunächst Leipzig berühren und dort spielen sollte. Als der junge Mann nun zu Liszt kam, um Abschied von ihm zu nehmen, sagte dieser: „Hör, mein Junge! ich habe nachgesehen! Geld, so viel Du brauchst, habe ich nicht und kann Dir's auch im Augenblick nicht schaffen, denn frei heraus gesagt:

ich bin selber ein wenig auf dem Trocknen. Aber hier, das ist für den Anfang," sprach er, ihm eine kleine Geldrolle reichend. „Nimm und genire Dich nicht! Ich und Professor Stahr stammen auch nicht von Millionären! und dann —" Er wendete sich nach seinem Schreibtisch, nahm ein bereit gelegtes Notenmanuskript von demselben, bot es dem Scheidenden, und bemerkte dazu: „die Arbeit ist fertig, ich habe mit . . . (er nannte den Namen eines Verlegers und einen Preis) darüber das Nöthige verabredet. Nimm es mit! verkaufe es und geh dann Deines Weges mit dem Gelde! et bon voyage mon cher! bon voyage! und mach' mir Ehre! hörst Du!"

Das Geben, Helfen, Verpflichten waren ihm so natürlich, gehörten so sehr zu ihm, daß man sich niemals über diese Thatsache, sondern nur über die Anmuth wunderte, mit welcher er sich dabei benahm.

„Ich bin durch alles Das gegangen," sagte er einmal, als von einer Familie die Rede war, die sich in drückendsten Umständen befand, und sich um Hülfe an ihn gewendet hatte. „Ich bin als ein halbes Kind dahin gedrängt worden, das tägliche Brod nicht nur für mich, sondern für meine Familie zu verdienen, als mein Vater uns gestorben war; und ich habe danach das Gold mir zuströmen sehen, und es wie ein Narr mit vollen Händen fortgeworfen. Ich würde es jetzt besser zu halten und zu brauchen wissen! Aber was wollt Ihr! Es hat das Alles ein Gutes für mich gehabt. Die Armuth, die Entbehrungen schrecken, der Reichthum und der Luxus reizen und blenden mich nicht. Ich könnte mit meinem Flügel und ein paar Menschen leben überall und wie es eben kommt! Ich bin sehr philosophisch geworden in dem Betrachte!"

„Und Du hättest doch allen Grund, verwöhnt oder übersättigt zu sein!“ meinte Stahr, und gedachte dabei eines Festes, das die Studenten Liszt einmal in Bonn gegeben und von dem einer der Theilnehmer, der preußische Gutsbesitzer und Abgeordnete Herr Julius von Hennig, uns erzählt, daß sie, nachdem Liszt am Flügel improvisirt und sie sich in fanatischem Jubel von der Tafel erhoben, ihre Gläser aus den Fenstern geworfen, damit kein Anderer, der nicht ihre Begeisterung getheilt, sie mit unheiligen Lippen berühre.

Liszt lachte. „Das ist wahr!“ sagte er. „Nicht allein die Gläser haben sie hinausgeworfen, sie ließen in ihrer Tollheit die Teller und die Schüsseln folgen, und da ein Theil von ihnen auch zu viel getrunken haben mochte, hatte ich Noth, sie von noch größerem Unfug, vom Hinauswerfen der Spiegel, zurückzuhalten.“

Liszt hielt einen Augenblick lächelnd inne. Dann sagte er: „Erinnert Euch an den Sommer von 1849. Es ist etwas Gefährliches um solche Improvisationen: Man steigert sich gegenseitig und hat es doch sehr nöthig, den Andern gegenüber seiner Herr zu bleiben. Denkt an Helgoland! Und wir waren doch dort Alle keine Studenten mehr. Es ist, wie ich gesagt! ich bin sehr gleichgültig gegen Aeußerlichkeiten; aber an den Menschen hänge ich und an dem Glauben, daß sie mehr werden und erreichen können, als bis jetzt geschehen, wenn Jeder dazu seinen Obolus liefert. Damals aber in Bonn war ich nicht viel gescheidter als die Studenten. Sie warfen die Gläser zum Fenster hinaus, und ich — ich hatte mich auf Nonnenwerth mit der d'Agoult eingerichtet — ich warf das Geld zum Fenster hinaus.

J'ai dépensé un argent stupide là-bas! — und für Dinge, die mir im Grunde keinen Werth hatten."

Liszt hatte nicht zuviel von sich gesagt. Es war etwas unzerstörbar Einfaches in ihm; und er hatte keine Spur jener Sattheit, welche übersättigt und unersättlich nach immer stärkeren Reizmitteln verlangt. Die geringste Aufmerksamkeit, die kleinste Rücksicht auf seine Neigungen und Gewohnheiten freuten ihn unverkennbar; und wie sehr er auch von Frauenliebe und Huldigungen aller Art von Jugend an umringt worden war, hatte ich doch schon damals oft die Empfindung, daß, gegen seine und Theresens Ansicht, der Segen einer festen, ruhigen Häuslichkeit eine Wohlthat für ihn sein, und daß er sie im Alter schwer entbehren würde. Meine Voraussicht hat mich leider nicht getäuscht. Er war sehr empfänglich für ruhige, freundliche Vorsorge, und er ist gestorben, wie er fast immer gelebt, im Wirrsal zufälligster Umgebung.

Wir saßen oft weit über die Mitternacht mit ihm in meinem Zimmer zusammen, wenn er sich in sein Suchen nach einer idealen Gestaltung der menschlichen Zustände, in sein Brüten über den Anfang und das Ende der Dinge verlor. Er hatte sich von den verschiedenen philosophischen Systemen Vorstellungen verschafft und konnte sich nicht darein finden, wenn ich ehrlich erklärte, daß ich mich vom Grübeln über die ersten Ursachen und die letzten Dinge, von dem durchaus kein Erfolg zu erwarten sei, fern halte, weil dies nicht wissen könnende Wissenwollen mich um den Verstand bringen würde, wenn ich mich darin verlöre. Für mich seien alle Philosophien auf Voraussetzungen gegründet, auf die man baue, wie auf andere Glaubensartikel — und glauben, was ich nicht verstehe, könne ich einmal nicht.

„Aber,“ rief er einmal aus, „Etwas muß man doch glauben! Was fangen Sie denn mit sich an?“

„Sie thut, was ihr Herz ihr eingiebt und ihre Vernunft vor sich vertreten kann,“ fiel Stahr ein, um mir zu Hilfe zu kommen.

„Das heißt,“ rief Liszt, „sie glaubt an den Gott in sich, und darum landet sie im Spinozismus!“

Stahr lachte. „Zerbrich Dir den Kopf darüber nicht!“ sagte er, „und geht alle Beide Euren Weg. An Dir aber,“ fuhr er zu Liszt gewendet fort, „ist es höchst eigenartig, wie Du alle die Systeme, denen Du nachgeforscht, so mit Deinem eigenen Wesen und Bedürfen durchtränkt hast, daß man meinen sollte, Du hättest sie in ihren Ursprüngen erzeugt. Sie sehen Dir dadurch fast ähnlicher als ihrem Schöpfer. Du transponirst sie für Dich, und nur so sind sie Dir brauchbar und werth.“

Zum Schlusse jener Unterredung setzte Liszt uns weitläufig auseinander, wie ihn zuerst der Hinblick auf die furchtbare Ungleichheit der Menschenschicksale, dann der Zwiespalt zwischen dem christlichen Sittengesetz und der Natur des Menschen, auf die Lehren der St. Simonisten aufmerksam gemacht und ihnen zugeführt habe. Von Bazards Staatsbanken, in die alles Erworbene einfließen und aus denen es an die Einzelnen vertheilt werden sollte, von des Père Enfantin Lehre von der Heiligung des Fleisches sprach er; von den durch Bruderliebe und Gleichberechtigung geeinten, solidarischen Gemeinden, in welchen jedoch dem Einzelnen seine Freiheit gewahrt bleiben, dem veredelnden, priesterlichen Einfluß der Künste der weiteste Spielraum geöffnet, und die zusammengehalten werden sollten durch die Weisheit eines

gesetzgebenden, von der Gesammtheit der Gemeinden frei gewählten Oberhauptes.

Die Sache war für ihn ein überwundener Standpunkt, und doch sprach er sich in den Erinnerungen warm, und in eine Glaubenssehnsucht, in eine Begeisterung für eine bessere glücklichere Zukunft hinein, bis er plötzlich mit dem Ausruf abbrach: „Du hörst mir zu, mein Freund, aber Du schweigst. Hältst Du denn die Zustände, in denen die Menschheit lebt, für die richtigen? Hältst Du einen Zustand, einen Ausgleich zwischen dem Elend und der sinnlosesten Verschwendung, einen Zustand für unmöglich, in welchem die Menschheit in Frieden ihrer möglichsten Vollendung nachstrebt?"

Stahr blieb ihm die bestimmte Antwort darauf schuldig, da er ihn in seiner Erhebung nicht stören mochte. „Was willst Du?" sagte er, „es sieht und erschaut Jeder die Zukunft mit den Augen seines Geistes; es wünscht und hofft Jeder mit den Fibern seines Herzens. Ich sehe die Welt anders an als Du. Ich theile Deine Hoffnungen nicht; denn die bewegende Kraft in der Natur ist nicht die Liebe! — Aber Dich muß man lieben! Du bist viel besser als viele Andere, die sich sehr gut dünken; bist viel jünger als Deine vierzig Jahre, und mit Deinen St. Simonistischen Erinnerungen — weit katholischer als Du weißt und glaubst!"

Ich habe mich an den Abend oft mit Stahr erinnert, als wir, fünfzehn Jahre später, Liszt in Rom im geistlichen Gewande wiederfanden.

VI.

Im Frühjahr von 1852 hatte Stahr Oldenburg verlassen und war mit seiner Familie nach Jena übergesiedelt, nachdem er schon früher auf Schönleins Rath, seines Hals-

leidens wegen, sich mit schwerem Herzen dazu entschlossen, sein Konrektoramt am Oldenburgischen Gymnasium niederzulegen; denn er liebte sein Amt, seine Lehrthätigkeit, den Verkehr mit seiner Prima, und man wünschte ihn in dem Amte zu erhalten, indem man ihm alle möglichen Erleichterungen anbot. Aber Schönleins Ausspruch ließ keine Wahl.

Der Verkehr zwischen Weimar und Jena war damals noch auf die Postverbindung oder auf eigenes Gefährt beschränkt: trotzdem besuchte Liszt den Freund in Jena, Stahr war verschiedene Male in Weimar; und in jener Zeit hieß es, Liszt beabsichtige eine Umgestaltung seiner Lebensverhältnisse. Man sagte, daß er nie mehr in Konzerten auftreten, daß er seine musikalische Thätigkeit einschränken, sich der Literatur zuwenden wolle, daß er zu einer diplomatischen Verhandlung vom Hofe ausersehen, daß er an eine diplomatische Laufbahn denke, daß ihm ein Grafentitel von Oesterreich zugedacht sei, daß er sich doch noch mit der Fürstin verheirathen werde, wenn er diesen erhalten. — Es war Alles müßiges Gerede, wie es sich überall erzeugt, wo ein bedeutender Mensch in enger Umgebung sich in einer von dem Herkommen und der Sitte abweichenden Lage zu bewegen hat; und der Schutz und die Freundschaft, deren Liszt sich von Seiten der Großfürstin Maria Paulowna und des jungen Hofes zu erfreuen hatte, regten neben dem Bestreben, den so geehrten Mann ebenfalls zu ehren, und neben aller Liebe und Freundschaft, mit der man an ihm hing, damals doch das nur zu menschliche Laster des Neides gegen den neidlosesten Menschen in dem Herzen von gar Manchem auf.

Wer Liszt und die Verhältnisse kannte, glaubte nicht, daß er der Musik, d. h. sich selber untreu werden könne,

glaubte nicht an die beabsichtigte politische Laufbahn und auch an seine Verheirathung nicht. Aber seine Stellung war peinlich, trotz der Vortheile, die sie ihm bot, und er litt darunter mehr, als er es zeigte. Als er einmal mit Stahr unten auf dem kleinen Wege an der Ilm spazieren ging, den er zu gehen liebte, sprach er sich offen gegen ihn darüber aus und sagte: „Du wirst mich ja nicht verrathen! ich bin ja ohnehin schon der bestverrathene Mensch.“

Ich meine, es war im Jahre 1853, daß wir nach den Weimarischen Tagen Liszt in Berlin einmal in einem Konzerte spielen hörten, zu dessen Probe er uns — Stahr lebte damals schon in Berlin — gleichfalls eingeladen hatte. Aber er verweilte nicht lange in Berlin; der Hof, die musikalische Welt nahmen ihn sehr in Anspruch; und nur, daß er es trotzdem möglich gemacht, für ein paar flüchtige Besuche bei mir vorzusprechen, um mich „an seinem guten Willen und seiner Freundschaft nicht zweifeln zu machen“ ist mir in der Erinnerung geblieben.

Zwei Jahre später, als wir 1855 in den letzten Tagen des August einen kurzen Aufenthalt in Kösen machten, wohin Stahr auch seine Töchter und seinen jüngsten Sohn hatte kommen lassen, besuchte uns Liszt dort in Begleitung seines Vetters, eines Gerichtsraths Liszt aus Wien, und brachte den Tag mit uns zu. — Er hielt noch fest an seinem Plane, in Weimar die Allkunst des Dramas der Zukunft zur Ausführung zu bringen, welches später in Bayreuth zu Stande gekommen ist, und vielleicht, wenn es in Weimar möglich, einer dauernden Wirkung sicher gewesen wäre. Inzwischen hatte man in Weimar unter seiner Leitung den Manfred, den Faust, die Genovefa von Schumann, den Benvenuto

Cellini von Berlioz aufgeführt. Berlioz war nach Deutschland gekommen, sein in Frankreich zurückgewiesenes Werk in Weimar auf der Bühne zu sehen; und von einem Verlassen Weimars war damals noch nicht die Rede.

Ich glaube, es muß auch im Anfang der fünfziger Jahre gewesen sein, daß Liszt seine beiden Töchter nach Berlin schickte und unter den Schutz von Frau von Bülow stellte, die dann später die Schwiegermutter der Jüngeren geworden ist. Es waren sehr anziehende Mädchen. Die Aeltere, Blandine, war fast schön zu nennen, ohne daß sie ihren Eltern glich; die Jüngere aber sah Liszt und ihrer Mutter ähnlich und hatte das herrliche blonde Haar von ihr geerbt, in dem sich die deutsche Herkunft der Gräfin d'Agoult kundgab, deren Mutter eine Bethmann aus Frankfurt a. M. gewesen war. Deutsches jedoch hatten die beiden Mädchen Nichts in ihrem Wesen. Ihre Anschauungen, ihre Vorstellungen waren durchaus französisch. Sie mußten sich fremd fühlen in der Umgebung, in die sie in Berlin versetzt worden waren, und dasselbe galt von dem schönen und liebenswürdigen Daniel Liszt, der nach der Verheirathung seiner jüngeren Schwester, um sie zu besuchen, einmal nach Berlin gekommen war.

Eines Mittags hatten wir damals Daniel Liszt und den Sohn Julius Fröbels bei uns allein zum Essen. Es waren schöne, ziemlich gleichalterige junge Männer, aber entschiedene Gegensätze im Aeußeren, wie in ihrer Denkweise. Während Fröbel sich ganz auf den Augenblick und auf die Thatsachen stellte und ein festes Ziel im Auge hatte — er war Ingenieur oder sonst mit einem technischen Unternehmen beschäftigt — verlor der blonde, schlanke Daniel sich gern in Erinnerungen

an die klassische französische Literatur der vergangenen Zeiten, und kam dabei wiederholt auf Fénélon, Pascal, Bossuet zu reden, wie er denn überhaupt eine Neigung für philosophische und theologische Studien verrieth. Sein Gesichtsausdruck hatte etwas Schwärmerisches. Man konnte sich ihn leicht in der Kutte irgend eines Mönchsordens auf einem religiösen Bilde denken.

„Aber was wollen Sie denn werden?“ fragte Fröbel plötzlich.

„Ich weiß das noch nicht,“ entgegnete ihm Daniel.

„Sie wissen es nicht? Sie müssen doch irgend ein Ziel vor Augen haben?“

Daniel schüttelte verneinend das Haupt. „Ich denke, wenn ich einundzwanzig Jahre alt sein werde, wird es mir wohl einfallen!“ sagte er sanft.

„Aber wenn es Ihnen dann nicht einfällt?“ fuhr Fröbel dazwischen.

Daniel schreckte auf. „Ich denke,“ sagte er in demselben sanften Tone, „so Etwas sagt zur rechten Stunde uns der Geist!“

„Nun! auf den Geist können Sie lang warten!“ rief Fröbel lachend; und so sehr er mit der Aeußerung im Rechte war, konnten wir in sein Lachen nicht von Herzen mit ihm einstimmen, als er mit der festen Hand der Wirklichkeit in das idealistische Träumen Daniels hineingriff. — Die Wahl und die Entscheidung für einen Beruf sind dem schönen Jünglinge erspart geblieben. Er ist früh gestorben.

Erst im Herbste von 1864 trafen wir wieder einmal nach längerer Zeit mit Liszt zusammen, und zwar in Paris, wo seine älteste Tochter sich inzwischen mit Ollivier verheirathet

hatte. Liszt war in Weimar von der Direktion der Oper zurückgetreten, nachdem er zu der Gewißheit gelangt, daß er dort für das Drama der Zukunft den Boden nicht gewinnen werde; und Störungen seiner Wirksamkeit, welche er auf Dingelstedts Betrieb zurückführen zu müssen glaubte, hatten ihn endlich bestimmt, Weimar ganz zu verlassen. Aber er hing noch ebenso von Herzen an dem Weimar'schen Fürstenhause, wie an der Goethe-Stiftung und an den Idealen und Planen Richard Wagners, ohne daß es seiner Freundschaft für uns den geringsten Eintrag that, daß Stahr und ich uns mit den neuen Dichtungen Wagners, wie mit seinen neueren Kompositionen, nicht mehr im Einklang befanden, was sich dann später nur noch gesteigert hat.

Aus jenem Pariser Aufenthalte ist mir ein Ereigniß lebhaft im Gedächtniß geblieben, das sich am 12. Oktober zugetragen hatte. Wir wohnten, wie immer in Paris, in der Rue Castiglione in der Pension der Generalin Chamorin, und hatten in derselben zwei Zimmer mit einem kleinen Vorsaal inne. Liszt, der sehr in Anspruch genommen wurde, war ein paar Mal schon um elf Uhr Vormittags zu uns gekommen. Das war auch am 12. Oktober geschehen, und er hatte unter anderen heiteren Dingen, von denen er gesprochen, auch erzählt, wie Madame Ollivier ihn eben heute dahin gebracht, sie in ein Modemagazin zu begleiten und einen Anzug für sie auszuwählen, wobei er sich komisch, wie sein eigener Doppelgänger, erschienen sei.

Mir aber war gar nicht heiter zu Muthe, denn die Gräfin d'Agoult hatte mir ein paar Tage vorher geschrieben: „Ich komme einen dieser Tage zu Ihnen und zwar zu früher Stunde, um Sie sicher zu treffen!“ — Der Gedanke, daß

sie eben an diesem Morgen kommen, daß sie dadurch zu einem unerwarteten Begegnen mit Liszt geführt werden könne, wollte mir nicht aus dem Sinn. Ich wußte, daß sie sich seit ihrer Trennung, oder doch mindestens sehr lange nicht gesehen hatten, und erfreulich konnte ihr Zusammentreffen ihnen nicht sein. — Es blieb anfangs Alles ruhig. Wir plauderten von den verschiedensten Dingen, da — plötzlich wurde die Klingel des Vorzimmers gezogen. Meiner Ahnung folgend, ging ich selbst hinaus, und die Gräfin d'Agoult stand in aller ihrer stolzen Schönheit vor mir. Ich hielt es für geboten, ihr zu sagen, daß Liszt bei uns sei.

„Qu'est-ce que ça me fait!“ sagte sie, schritt in das Zimmer, die beiden Männer erhoben sich, und hochgehaltenen Hauptes reichte sie Stahr mit einem: „bon jour mon ami!“ die Hand und sagte dann zu Liszt gewendet: „Mais imaginez vous, Madame Stahr, qui ne veux pas me faire entrer à cause de vous!“ — Indeß die lächelnden Lippen, mit denen sie die Worte gesprochen, waren bleich geworden; auch Liszt, so gut er seine Fassung behauptet, war bestürzt und bewegt. Sein Willkommenswort klang unfrei. Wir setzten uns nieder, die oberflächlichen Fragen nach dem äußerlichen beiderseitigen Ergehen wurden zwischen Liszt und der Gräfin in der landläufigsten Weise mit gemachter Leichtigkeit abgethan, und wir bemühten uns, so gut es sich thun ließ, einen Weg zu einer anderen Unterhaltung einzuschlagen. Die Sache kam jedoch in keinen Fluß. Das Beisammensein war peinlich für uns Alle; und doch schienen weder Liszt noch die Gräfin mit sich einig darüber zu sein, wer sich zuerst entfernen, wie man am schicklichsten von einander gehen sollte. Die Minuten lasteten schwer auf Beiden. Endlich zog die

Gräfin die Uhr aus dem Gürtel und stand auf. Wir folgten ihrem Beispiel. Sie trat an Liszt heran, gab ihm die Hand, er schüttelte sie ihr in seiner herzhaften Weise, und sie mit mir bis zur Stubenthüre geleitend, rief er ihr ein: „Adieu Marie! adieu!“ zu, ehe die Thür sich hinter ihr schloß.

Es war das letzte Mal, daß sie sich gesehen, wie Liszt dies viele Jahre später, im Winter von 1880, mir in Rom einmal erzählte.

VII.

Als wir im Herbst von 1866 nach Rom kamen, hatte Liszt bereits seit einem Jahre die Weihen genommen. Er wohnte auf dem Monte Mario in dem Kloster von Sta. Maria del Rosario, das Klausur hatte. Seine Freundin, die Fürstin Wittgenstein, hatte sich in der Via del Babuino eingerichtet, in welcher sie seitdem ihren festen Aufenthalt behalten.

Als Liszt uns aufzusuchen kam, fand er einen unserer Bekannten bei uns, der uns eben davon unterhalten hatte, wie Liszt die Weihen nur genommen, weil Pius IX. ihm die Aussicht eröffnet habe, ihm die Leitung der päpstlichen Kapelle zu übergeben. Ob davon überhaupt die Rede gewesen ist, weiß ich nicht; daß Liszt aber nicht, um eines solchen Grundes willen, in den geistlichen Stand getreten wäre, wenn er den Schritt nicht mit seinem innern Bedürfen in Einklang gefunden, davon bin ich für mein Theil überzeugt.

Befremdlich war es uns im ersten Augenblicke allerdings, ihn in dem geistlichen Gewande zu sehen, das ihm übrigens bei seiner damals noch immer schlanken Gestalt vortrefflich stand; er war jedoch in seinem Wesen völlig unverändert und eben ein Mann, über den man das Kleid vergaß, das er

trug. Auch war es, wie mich dünkt, nicht eben schwer, sich die Wandlung, die er mit sich vollzogen hatte, nach seinem Lebensweg und nach seinen Erfahrungen ohne besondere Erklärungen zurechtzulegen.

Großen Naturen, wie die von Liszt, wenn sie auf Einklang mit sich selber angelegt sind, wohnt bewußt oder unbewußt, neben dem Triebe des freien künstlerischen Schaffens, das Bedürfniß inne, das eigene Leben zur Klarheit zu bingen und es, in Schönheit und Würde abschließend, zu einem lebenden Kunstwerk auszugestalten.

Was die Welt dem Ehrgeiz eines Virtuosen, der Genußsucht einer lebhaft empfindenden Künstlernatur zu bieten hatte, das hatte sie ihm gewährt. Er war jetzt fünfundfünfzig Jahre, das Allegro con brio seines Lebens lag hinter ihm. Die Plane, die er auf Weimar gebaut, hatten keine Verwirklichung gefunden. Seine Verbindung mit seiner fürstlichen Freundin war nicht zu dem in sich beruhenden Abschluß durch die Ehe gekommen; er mochte und mußte gefühlt haben, daß er eine Schranke zu setzen habe zwischen seiner Vergangenheit und Zukunft; und er war, wie er später gegen Stahr geäußert, als dieser ihn auf dem Monte Mario besucht, nach Rom gegangen, um in sich zu einer „Entscheidung" zu gelangen. Dazu aber ist sicherlich kein Ort geeigneter als eben Rom. Es gewährt dem denkenden Geiste den betrachtenden Hinblick auf Jahrtausende, auf das Vergehen und Werden, das Wiedervergehen und Wiederwerden. Leid und Freude, Gelingen und Mißlingen, der Einzelne und sein Glück inmitten der Gesammtheit, sehen sich in Rom — wie ich es empfunden — anders an, als an jedem anderen Orte; und daß ein Katholik von Liszts Gesinnung in Rom auf den

Gedanken kommen konnte, sich der festen Gliederung der katholischen Kirche anzuschließen, mit diesem Anschluß zugleich dem Unfestgestellten in seinem Verhältniß zu der Fürstin eine unabänderliche Form zu geben, das ist mir immer erklärlich vorgekommen, auch ohne daß ich ermessen konnte, welche Gemüths- und Geistesbefriedigung Liszt durch den Eintritt in den geistlichen Stand empfunden haben mochte.

Obschon er entfernt von dem Mittelpunkte der Stadt und von den Bereichen lebte, in denen der Verkehr der Fremden aus allen Erdstrichen sich bewegt, sah man ihn doch häufig; und wo er sich zeigte, waren auf den Signor Commendatore, wie man ihn wegen seiner vielen Orden nannte, alle Augen gerichtet. Man begegnete ihm in der preußischen Botschaft im Palazzo Caffarelli, und wir trafen ihn auch zum Oefteren im Palazzo Lovatti auf der Piazza del Popolo bei einer Freundin, Frau Marie Espérance von Schwarz — bekannt unter ihrem Schriftstellernamen Elpis Melena — die damals in Rom ein Haus machte, und als lebhafte Anhängerin Garibaldi's bekannt war.

Man kam auf Liszts Wunsch bei ihr zu „early and substantial teas“ zusammen, und die Gesellschaft, die sich in ihren Sälen bewegte, sprach für die internationale Gesinnung der Hausherrin. Wir kannten sie seit dem Jahre 1846, wo sie uns lieb und werth geworden war, fanden in ihr 1866 völlig dieselbe warmherzige und excentrische Seele wieder, und als ich sie dann im Jahre 1881, fünf Jahre nach meines Mannes Tod, in Rom mit ihrem damals bereits leicht ergrauten Lockenkopfe, im Hotel Molaro, in welchem auch sie abgestiegen war, unerwartet in mein Zimmer eintreten sah, war sie der alten Freundschaft treu, war sie offenherzig,

phantastisch und, durch viele Enttäuschungen nicht erkaltet, sich gleichgeblieben in ihrer hilfereichen Theilnahme für Andere, die ihre warme Sonne scheinen ließ über Gerechte und Ungerechte. Selbst wenn man sich mit ihr nicht in Uebereinstimmung befand — lieb haben mußte man sie immer. Die unzerstörbare Güte hatte sie mit Liszt gemein.

Damals, im Beginne des Jahres 1867, beherrschte Pius IX. unter dem Schutze französischer Bajonette, von Rom aus die katholische Welt. Die Chassepots hatten bei Mentana ihre Wunder gethan; aber die italienischen Vaterlandsfreunde gaben die Sache Italiens nicht verloren und erwarteten eigentlich in jedem Augenblicke eine neue Erhebung gegen die weltliche Herrschaft des Papstes, während der Abzug der Franzosen bevorstand. Da machte es sich denn wunderlich, wenn leidenschaftliche italienische Patrioten sich in demselben Raume mit Monsignoren und Abaten vereinigt fanden, die treue Anhänger der Kirche und ihres Oberhauptes waren, und wenn der Abate Liszt, am Flügel sitzend, die Gesellschaft zur Bewunderung hinriß, während Jeder wußte, wie unsere Wirthin vor der Möglichkeit zitterte, daß die Plane Garibaldi's und seiner Anhänger verrathen, die von ihr gehoffte neue Erhebung vereitelt werden könne.

Von Liszt je eine fanatische Aeußerung gehört zu haben, entsinne ich mich nicht. Er war friedliebend von Natur, obschon er dem Angriff fest und mit Schärfe zu stehen, mit Entschiedenheit einzutreten, ja Alles an Alles zu setzen wußte, wo es der Sache seiner Freunde und seiner und ihrer künstlerischen Ueberzeugung galt. An Niemand mehr als an Wagner hat er das bewiesen.

Schon in jenen Tagen in Rom gewann das lehrende

Element noch mehr als in Weimar die Oberhand in ihm; und als er dann später von Santa Maria del Rosario hinuntergezogen war nach dem Forum, in das zur Kirche von Santa Francesca Romana gehörende Kloster, hatte er dort bald wieder einen Schülerkreis um sich, wie in den weimarischen Zeiten.

Die Umgebung, in welcher er in Sta. Francesca lebte, paßte vortrefflich zu der Romantik seiner Person. Aus den hohen Fenstern des Saales, in welchem sein Flügel stand, sah man hinaus auf den Titusbogen, hinüber zu den Farnesischen Gärten, die sich über den Ruinen der römischen Kaiserpaläste erheben, und wie er in seinen bewegten Virtuosentagen in raschem Fluge die Welt durchzogen, so übersah jetzt sein Blick die Trümmer der alten Welt und des Mittelalters, während der sich täglich erneuernde Fremdenstrom aus allen Welttheilen unter seinen Fenstern vorüberrauschte und die Blicke Derer, die es wußten, daß er in dem Kloster weile, sich hinaufhoben, mit der Hoffnung, Liszt durch einen glücklichen Zufall an ihnen erscheinen oder aus der Thüre in das Freie hinaustreten zu sehen.

Wie in Weimar lud er seine Freunde bisweilen zu den musikalischen Aufführungen seiner Schüler ein, und es kam dann wohl vor, daß er sich selber an den Flügel setzte. Oeffentlich hat er, wie ich glaube, in Rom nicht mehr gespielt. Doch habe ich ihn 1878 und 1881 in der deutschen Botschaft noch einige Male gehört, wo die Musik mit Vorliebe gepflegt wurde, weil der Botschafter, Baron von Keudell, selbst in hohem Grade musikalisch, ein vortrefflicher Klavierspieler war und ist.

Trotz seines Eintritts in den Klerus fesselte sich Liszt

doch keineswegs an Rom, und von 1870 oder 1871 ab, blieb sein Jahr in einem fast regelmäßigen Wanderleben zwischen Rom, Pesth und Weimar getheilt, der Besuche in Bayreuth und des Anwohnens der verschiedenen großen Musikfeste nicht erst zu gedenken. Ob dies ganz seine freie Wahl war, ganz seiner Neigung und, in den letzten Jahren, seinem Bedürfniß entsprach, das möchte ich bezweifeln nach einer Aeußerung, die er früher gegen mich that, als die Rede davon war, daß wir Beide in dem Kometen-Jahre von 1811 geboren wären. „Man spricht von dem Einfluß der Gestirne auf unser Geschick," sagte er scherzend; „aber an uns Beiden bewährt sich das nicht, obschon wir Beide unter dem Einfluß des gleichen Wandelsternes das Licht erblickt. Ihr Leben ist trotz ihrer mannigfachen Reisen ein stabiles geworden; Sie wurzeln mit Ihrem Manne geistig und materiell in der Heimat; ich flottire in der Welt umher, und obschon ich ein Musikant und kein Soldat bin, kann ich mit den Wallensteinern singen, daß ich auf Erden kein bleibend Quartier habe."

„Und treue Lieb' nicht bewahren kann!" scherzte ich ebenfalls, ihn unterbrechend.

„Vielleicht auch das! Es ist ein Los wie ein anderes, und Jeder hat das seine. Aber Ihr Beide," er sprach zu Stahr und mir, „Ihr habt das Eure zu loben."

Er machte an dem Tage keinen Rückschluß auf sich selbst; allein sein Ausdruck, sein Ton ließen uns unwillkürlich ergänzen, was er verschwieg, und er sprach es mir in späteren Tagen einmal ehrlich aus, daß sein unstätes Leben ihm nicht erfreulich sei. Ich bin im Laufe der Zeit dann immer mehr des Glaubens geworden, daß er stets gern und immer lieber, nach Weimar zurückkehrte; daß er dort in sich

beruhigter lebte als in dem Hin und Her zwischen dem Palast seines Freundes, des Kardinals Hohenlohe in der Villa d'Este in Tivoli und den verschiedenen Gasthöfen, in welchen er in Rom abwechselnd verweilte, nachdem er die Wohnung auf dem Forum aufgegeben hatte. Er hatte Ruhe nöthig, wenn er auch nicht darüber klagte, daß er sie entbehre. Er klagte überhaupt sehr selten und immer sehr gemessen. Er nahm sich in dem Betracht nicht wichtig.

Ich entsinne mich aber mit Vergnügen des kleinen freundlichen Heims, das die Vorsorge der Frau Großherzogin ihm in Weimar am Eingang des Parkes in dem Hofgärtnerhause eingerichtet, seit er sich entschlossen hatte, alljährlich einige Monate dort zu verweilen. Wie Goethe von seinem Gartenhaus, so konnte man von dem Eintritt in die Hofgärtnerei die Worte gebrauchen: „Uebermüthig sieht's nicht aus!“ Behaglich war's im höchsten Grade.

Die Treppe, die man zu ersteigen hatte, die Hausflur, konnten nicht schlichter und bescheidener sein. Aber als wir Ende Juni 1875 auf der Reise nach Liebenstein für einige Tage nach Weimar gekommen waren, warfen die prächtigen Bäume, die das Haus umstanden, ihren Schatten über die nicht eben hohen Fenster des Raumes, der Liszts Arbeits- und Empfangszimmer war, und der Eindruck desselben war, gerade im Vergleich mit der Einfachheit des Hauses, ebenso ernst als freundlich und anmuthend. Der große Bechstein'sche Flügel in der Mitte des Saales, die Bücher- und Notenschränke an den Wänden zeigten, daß hier wirklich gearbeitet wurde. Ein paar Lehnstühle, ein Schreibtisch, einige Oelbilder, darunter ein schönes Portrait der Frau von Calergi, von Riccard, und Andenken mancher Art, gaben dem Saale

jene Vornehmheit und Würde, die man nur da antrifft, wo die Vergangenheit mit ihren Erinnerungen an ein edles und reiches Leben den Hintergrund bildet, auf welchem die Gegenwart sich bewegt; und Liszts ganze Erscheinung und Haltung hatten den Ausdruck der Würde gewonnen, ohne daß diese seiner Freundlichkeit, seiner gelegentlichen Heiterkeit im Entferntesten Abbruch that.

Liszt hatte eben an dem Tage unserer Ankunft eine Morgenmusik bei sich veranstaltet, und die Gesellschaft, die sich zu derselben vereinigt, war auch wieder einmal international genug, wenn man bedachte, daß man sich nicht in einem Mittelpunkte des Weltverkehrs, sondern in einer der kleinen Residenzen von Deutschland befand. Die Musikschule, wie die von Karl Alexander gegründete Maler-Akademie zogen von allen Seiten bedeutende Leute heran, und da sich, eben um Liszts willen, die sehr musikalische und liebenswürdige Baronin von Meyendorf in Weimar aufhielt, die ein Haus ausmachte, hatten wir an einem der folgenden Tage zweimal die Freude, Liszt spielen zu hören. Frau von Meyendorf hatte eine Kaffeegesellschaft zu sich geladen, zu der auch der Großherzog sich eingestellt, und in der Liszt mit einem Fräulein Gower aus Baltimore auf zwei Instrumenten eine wilde ungarische Musik spielte, die sich wie ein tollkühnes und siegesgewisses Wettrennen anhörte — staunenerregend durch die Kraft der Spielenden, durch die Wildheit der Melodie, durch die Sturmfluth der Tonfülle. Den Titel des Werkes weiß ich nicht mehr; der Eindruck ist mir unvergessen und wird mir's bleiben.

An demselben Abend tranken wir im kleinen Kreise bei Liszt unsern Thee. Es waren nur Frau von Meyendorf,

Fräulein von Watzdorf, Kapellmeister Lassen und wir geladen, und es war eine angenehme Ueberraschung, als nach mündlicher, am Nachmittag mit Liszt genommener Abrede, Seine Königliche Hoheit der Großherzog dazukam. Die ganze überfließende Herzlichkeit unseres Wirthes zeigte sich dabei einmal wieder in ihrer vollen Schönheit. Jedem wollte er es bequem machen, Jedem das Beste zuwenden, das er zu bieten hatte; und er selber genoß das feine aber einfache Mahl mit ersichtlichem Vergnügen, weil es ihm so viel Freude gewährte, es den ihm werthen Gästen bereitet zu haben. Die Worte „von Herzen liebenswürdig" waren wie für ihn erfunden. Als wir uns vom Tisch erhoben hatten, ging er, „den Nachtisch zu bieten", an seinen Flügel und spielte, während durch die offenen Fenster die balsamische Luft leise in das Zimmer zog, „den Erlkönig". Dann ließ er sich, alle Zukunftsmusik vergessend, die am Nachmittag bei Frau von Meyendorf fast ausschließlich gespielt worden war, eine Weile in sanftem Träumen auf dem Flügel gehen, als wolle er den Zauber der Mittsommernacht noch steigern, um uns ganz in demselben einzuspinnen, und wir hätten uns, glaube ich, nicht gewundert, wenn es draußen in den Bäumen zu leuchten begonnen hätte und Elfenreigen unter den Klängen dieser Töne an uns vorübergezogen wären.

Man kann sehr glücklich sein in solchen Stunden, und sie dauern in uns fort, auch wenn sie lange, lange entschwunden sind!

Da wir uns hier in der Atmosphäre der Zukunftsmusik und der Wagner'schen Dichtungen und Kompositionen befanden, und Liszts Sinn neben seinen eigenen Arbeiten mit höchster Theilnahme auf Bayreuth gerichtet war, konnte es nicht fehlen,

daß es abermals zu Erörterungen über Wagner, namentlich als Dichter kam.

Als seiner Zeit der Text des „Rheingold“ im Druck erschienen war, hatte Liszt das Buch an Stahr gesendet, ihn um sein Urtheil und zugleich um die Erlaubniß gebeten, gegebenen Falles von diesem Urtheil einen „offiziösen“ Gebrauch machen zu dürfen. Stahr hatte ihm geantwortet, daß er ihm volle Freiheit gebe, mit dem betreffenden Brief zu machen, was ihm zweckmäßig dünkte, da er gewohnt sei, sein Urtheil zu vertreten, und hatte dieses dahin gefällt, daß der Text der ursprünglichen Dichtung zu nahe getreten, und daß es eine Monomanie sei, nach Schiller und Goethe, in der deutschen Poesie mit so schlimmen Allitterationen eine Wirkung machen zu wollen.

Das wurde in Weimar näher ausgeführt. Ich sagte, daß mir eine Stelle, in welcher die Konsonanten Pr. in immer neuer Wiederholung dicht aneinander vorgekommen, geradezu als etwas Erschreckliches im Ohr haften geblieben sei, und fügte hinzu: wie Menschen mit einem besonders feinen Gefühl für die Musik geboren würden, ohne daß sie sich das als ein erworbenes Verdienst anzurechnen hätten, so habe ich von Natur einen feinen Sinn für unsere Muttersprache. Ich erinnere mich, daß mich als Kind der bloße Klang von Versen entzückt, deren Sinn ich kaum verstanden, und daß eben deshalb die erschreckende Geschmacklosigkeit der Wagnerschen Sprache oftmals, selbst durch die Musik hindurch, für mich unüberwindlich sei, ganz abgesehen von den Gewaltthaten, die er gegen die Sprache und gegen alle Regeln ausübe.

Liszt wollte das nicht gelten lassen, Stahr führte ihm

Einzelheiten auch aus den Meistersingern an, die wir der Zeit in Berlin gehört, und sagte endlich: „Du weißt, wie hoch ich Dein Urtheil halte, wie ich mich ihm in allen Deinen Bereichen füge; aber in Bezug auf unsere Sprache bist Du nicht maßgebend. Sie ist nicht Deine Muttersprache, und wenn Du ihre Schönheiten auch zu würdigen gelernt hast, so wirst Du nicht durch ihre Mißhandlung beleidigt, so wie wir. Da ist eine Grenze zwischen unserem Empfinden und dem Deinen!"

Liszt hob den Kopf auf, wie er es oft that, wenn ihn Etwas überraschte, und sagte: „Tiens! c'est vrai! daran habe ich nicht gedacht!" — und als wir darüber lachten, daß er auch dies Zugeständniß zufällig französisch gesprochen hatte, lachte er mit uns, und ließ es sich gefallen, daß ich ihm meine anderen Ausstellungen gegen den Text der Meistersinger machte, über den, wie man behauptete, der Kaiser eine höchst originelle Aeußerung gethan haben sollte, die ich hier nicht wiederholen zu dürfen glaube, obschon sie die Person mir erzählt, gegen welche er sie ausgesprochen hatte.

Liszt ließ sich das gefallen, blieb jedoch dabei, daß wir nach Bayreuth kommen müßten, daß wir dort anderen Sinnes, daß wir von dem dortigen Zusammenwirken der Künste, von der Einrichtung der Bühne, der Großartigkeit der Werke beherrscht werden würden. Daß dies sehr möglich sei, leugneten wir nicht; es war nur an ein solches anstrengendes Unternehmen für uns nicht zu denken. Um so mehr aber lockte uns der Gedanke, doch noch einmal nach Rom gehen, und den nächsten Winter dort vielleicht in des verehrten und theuren Freundes Nähe zubringen zu können.

„Ihr hängt ja an Rom!“ sagte er, „die Reise geht nicht über die Kräfte von Stahr, und ich brauche nicht von mir in Bezug auf Euch zu denken, was Viktor Emanuel von sich behaupten soll: „Les étrangers n'aiment plus de venir à Rome, depuis que moi j'y suis!“

Es war eine Hoffnung, ein Traum von neuem Glück gewesen, die sich nicht erfüllten. Stahr kam nicht mehr nach Italien, sah sein geliebtes Rom nicht wieder.

VIII.

In den Wintern von 1878 und 1880 kam ich dann wieder nach Rom. Es war trotz all' der Wandlungen, die sich seit 1867 vollzogen, doch noch immer Rom, und Liszt war noch Liszt, obschon er in den letzten Jahren äußerlich sehr gealtert hatte. Sein Haar war weiß, er war stark geworden; aber der Adel seines Profils und seine geistreiche Güte, sein ganzes Wesen waren sich gleich geblieben, nur daß ein Zug von tiefem Denken sich auf seiner Stirne ausgeprägt hatte und sein Urtheil noch milder geworden war. Und auch aus diesen beiden Jahren erinnere ich mich mancher Vorgänge, die charackteristisch für ihn waren.

Einmal im Winter von 1878 hatten wir einen Abend im Hôtel de l'Europe auf dem spanischen Platze bei Gustav Richter zugebracht: Liszt, Monsignor Lichnowsky, ich, und der Bildhauer Graf Gobineau, der französischer Gesandter in Schweden gewesen, bevor er sich ganz der Kunst gewidmet. In all' der anmuthigen Heiterkeit, welche Richter und seine liebenswürdige Frau Cornelie, die Tochter Meyerbeers, überall um sich zu verbreiten wußten, waren die Stunden uns rasch vergangen. Wir hatten lange verweilt, hatten dabei

öfter hinausgesehen nach dem Himmel, weil den ganzen Nachmittag schwere, mit Gewitter drohende Wolken ihn bedeckt, waren trotzdem geblieben und geblieben — und als wir uns dann endlich zum Fortgehen entschlossen und auf den letzten Treppenabsatz gegen das Erdgeschoß gekommen waren, verlöschte plötzlich das Gas. Es ward stockfinster; mit einem jäh aufflammenden Blitze schmetterte der Donner über uns fort und prasselte ein stürzender Regen hernieder.

Wir meinten im ersten Augenblicke, der Blitz habe eingeschlagen in das Haus; das war glücklicher Weise nicht der Fall, und ob und wie das Versagen des Lichts im Hause mit dem Unwetter zusammenhing, weiß ich nicht. Es war aber eine Art von Verwirrung über die Dienerschaft gekommen, die noch auf den Beinen war. Der Portier, nach dem man rief, glaubte sich am Gasometer nöthig; ein Kellner, der mit einer Lampe herankam, trug sie so ungeschickt, daß sie verlöschte, öffnete uns aber die Thüre eines finsteren Saales, und nun saßen wir, ich mit meiner Kammerjungfer, und die drei Männer, und warteten auf die Wagen, die herbeizurufen man den Hausknecht fortgeschickt.

Aber wir hatten gut warten! Es war in Rom damals gerade so wie dreißig Jahre vorher. Rom hörte auf bei einem ordentlichen Platzregen, und wer einen solchen aus Erfahrung kennt, verwundert sich nicht darüber. — Wir saßen und saßen bei dem Schimmer der zurückgebrachten schwelenden Lampe, und Warten ist nicht Jedermanns Sache. Fürst Lichnowsky rieth, zu Richters zurückzukehren, womit doch Nichts gewonnen war, als daß wir sie, die uns wohl unterwegs glauben mußten, in ihrer Ruhe störten und in unser Unbehagen hineinzogen. Der Graf ging ungeduldig

von Fenster zu Fenster; meine gute Laune hielt auch nicht sonderlich Stand, als endlich der Diener mit der einfältigen Meldung wiederkam: es sind keine Wagen mehr draußen! — während sich ganz in der Nähe des Hôtels ein großes Fuhrgeschäft befand, in das er nun geschickt wurde, Wagen zu bestellen; denn das Wetter raste noch in der gleichen Heftigkeit fort.

Nur Liszt behielt den schönen Gleichmuth, den er sich anerzogen und der ihm zur Natur geworden war. „Nun, meine Freunde," rief er, „da wir sicher noch eine Weile zu warten haben werden, nehmen wir unsere Partie!" Und mit rascher Hand ein paar kleine Sophas einander gegenüber rollend, setzte er hinzu: „Bilden wir uns ein, wir wären auf der Eisenbahn; plaudern wir wie in einem Coupé — und im Grunde sind wir hier noch besser daran, als die Hunderte, die jetzt auf den Bahnen sind." — Und seinem Vorschlage die That folgen lassend, fing er an von einem Gewitter auf einer ungarischen Bahn zu erzählen, den und jenen heiteren Einfall daran knüpfend, so daß wir über seine reizende Improvisation die Dunkelheit und den garstigen Dampf der Lampe und die Zeit vergaßen, und Alle durch ihn erheitert uns erst erhoben, als der Ruf: der Wagen ist da! endlich erschallte, und wir hinausgingen nach dem Portal. — Aber es war kein viersitziger Wagen, sondern nur ein Coupé, und in dieses ließ man mich und Graf Gobineau einsteigen, der sehr weit draußen wohnte, in der Via Cavour. Mein Mädchen wurde angewiesen, sich auf dem kleinen Rücksitz unterzubringen, und während er mir in den Wagen half, sagte Liszt: „Erinnern Sie sich, wie wir mit Therese so gefahren sind? Damals hatten wir kein graues Haar! und jetzt könnte ich mich nicht so zusammen-

falten wie damals! Tempi passati! et bonne nuit!“ rief er mir noch zu, bevor er dem Kutscher befahl, so rasch als möglich zurückzukehren, um ihn und den Fürsten nach ihren Wohnungen zu befördern.

Ich hatte wie er, in dem Augenblicke mich jenes Abends in Weimar erinnert und der Vergangenheit meinen stillen Seufzer nachgesendet. Daß Liszt desselben sich auch entsann, machte mir jene Stunde noch lebendiger.

* *
*

Aus dem letzten Winter, den ich 1881 in Rom verlebte, und in welchem ich Liszt weit seltener sah, da er sich viel in Tivoli aufhielt, ist mir ein langes ruhiges Gespräch mit ihm unvergeßlich. Er hatte irgend einen, in unserer Straße wohnenden Fremden besucht, und war dann, die Tage wurden schon lang, bei mir eingetreten. Er hatte jüngst einem amerikanischen Bildhauer gefällig zu einer lebensgroßen Büste gesessen, und der Künstler, der sonst ein Mann von Talent und Geschmack war, hatte — verführt durch den zur Mode gewordenen sogenannten Realismus in der Kunst — ein Portrait von Liszt zu Wege gebracht, das geradezu für ein Zerrbild gelten konnte. Allerdings war Liszts Gesicht schwammiger geworden, der Kopf ragte nicht immer mehr so stolz auf dem Nacken empor; aber sowie er ihn hob, wie er umherzublicken, zu sprechen begann, leuchtete sein Auge, strahlte die Herrschaft seines Geistes von seiner Stirn. Man sah die Veränderung nicht mehr, welche die Zeit auch an ihm vollzogen; man vergaß des Vergänglichen, weil das Unvergängliche in ihm noch in seiner ganzen Macht vorhanden war.

Da ich den Bildhauer kannte, ihn als Menschen hoch-

hielt, an seinem künstlerischen Schaffen Theil nahm und mich doch an dieser seiner Arbeit geärgert hatte, fragte ich Liszt, wie er über dieselbe denke und hielt mit meinem Urtheil nicht zurück. „Sie ist nicht verführerisch, diese Büste!" sagte Liszt lächelnd, „aber ich glaube, sie ist nützlich! Lassen wir sie gelten, wie manches harte Urtheil über uns, aus dem wir doch im Leben ein Gutes, eine Lehre für uns haben ziehen können."

Ich fragte, was das heißen solle. „Wir Anderen," sagte er, „die wir lange ein Stück Jugend in uns bewahren, werden sehr leicht zu Täuschungen über uns verleitet, und der Freund, der uns aufklären könnte, unser guter Freund, der Spiegel, ist kein verläßlicher Freund. Wir sind an ihn gewöhnt, unsere mit uns alt gewordenen Freunde sind ebenso an uns gewöhnt; wir bleiben also für einander eben dieselben jungen Freunde. Das trügt, das verführt uns; und da ist es denn vielleicht recht nützlich, wenn solch' ein wirklich Junger einmal kommt, uns mit seinen nicht an uns gewöhnten Augen ansieht und uns zuruft: Sieh'! mein Freund! so sehen wir Dich! und das bist Du!"

„Ich habe von Ihnen," wendete ich ein, „als ich Sie zum ersten Male gesehen, das Wort vernommen: man ist immer jung, so lange man zu gefallen weiß!"

„Für die Anderen! nicht für uns selbst! denn wir wissen mehr von uns als sie. Uebrigens aber ist solch' ein Kunstwerk wie die Büste, am Ende ein vortheilhafter Hintergrund, auf welchem das Original sich besser ausnimmt, und das ist auch Etwas werth! Es ist da, und so ist's gut."

Ich hatte wieder die Nachsicht zu bewundern, mit welcher er die ganz verfehlte Arbeit hinnahm, die ihn doch

viel Zeit gekostet hatte; und wie dann in dem Gespräch über die Behandlung des Porträts ein Wort das andere gab, sagte ich, daß mir in aller Kunst, in der Dichtung ebenso wie in den bildenden Künsten, das trockene unvermittelte Wiedergeben der Natur als etwas Unvollkommenes, ja Geringes, und daß es mir nirgends weniger am Platze scheine als in dem Porträt. Ich sei der Meinung, daß der Künstler sich an das Bleibende, und ebenso an das zu halten habe, was an dem darzustellenden Menschen das Schöne sei. Ob man, wie der Amerikaner gethan, die paar Warzen, die Liszt im Gesichte hatte, sie stark bezeichnend, wiedergebe, sei gleichgültig; daß er den unzerstörbaren Adel seines Profils und den geistigen Ausdruck nicht voll zur Erscheinung gebracht, das sei der Fehler. Als Wilhelm Wieder, in meinen sechziger Jahren, ein Bild von mir gemacht, hätte ich ihm eingewendet, daß es zu jung sei. „Was heißt das, zu jung?“ hatte er mir entgegnet. „Wenn ich Sie genau so male, wie Sie jetzt vor mir sitzen, ist das Bild in zwei, drei Jahren auch wieder zu jung. Der Maler muß sich an das halten, was aus den besten Zeiten seines Vorbildes als das Dauernde vorhanden ist und über das Andere mit leichter Hand hinweggehen.“ — Und es war ein gutes Bild, das der nun auch schon verstorbene Freund auf solche Weise von mir zu Stande gebracht hatte.

„Man könnte,“ sagte Liszt, und das eben ist der Ausspruch, der in mir nachklingt heute noch, „nicht nur von profaner und von religiöser, man sollte immer nur von göttlicher Kunst sprechen; und wenn dem Menschen von früh auf gelehrt wird, daß Gott ihm Vernunft und freien Willen und

sein Gewissen gegeben habe, so sollte man immer sagen: und die Kunst! — denn die Kunst ist das wahrhaft Göttliche!“

Ich führte die Worte an: „Die Kunst ward Dir, o Mensch, allein!“

„Gewiß,“ fuhr er fort. „Wem die Empfindung für sie, und vollends Derjenige, dem die Begabung zur Ausübung der Kunst gegeben ward, der hat die Weihe bekommen für seinen Lebensweg, und hat sich danach zu achten. Wer seine Anlage, soweit es ihm immer möglich ist, in sich ausbildet, und mit ihr leistet, was er kann, der wirkt mit zu der Erhebung des Menschengeschlechts und sichert der Individualität, welche die Vorsehung in ihm erschaffen hat, zugleich das Stückchen irdischer Unsterblichkeit, an der wir doch Alle hängen, der Eine mehr, der Andere weniger.“

Ich sagte, es sei schön und erhebend, wie er durch das ganze Menschenalter, seitdem wir uns kannten, seinem Glauben an die Vervollkommnung des Menschengeschlechts treu geblieben sei.

„Wir sind Alle Missionäre! Jeder nach seiner Art!“ gab er mir zurück, und wie ich danach, seiner Worte über die irdische Unsterblichkeit gedenkend, die Bemerkung machte, daß die Juden, welche die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele nicht gehabt, sich ihre Unsterblichkeit durch frühe Heirathen und eine zahlreiche Nachkommenschaft zu sichern getrachtet, entgegnete er:

„Darin liegt ja auch ein Richtiges und Wahres. Man lebt fort in seinen Kindern, und es ist hart, seine Kinder sterben zu sehen; es geht uns selbst ans Leben. Ich habe die Probe davon gemacht.“

Er hielt einen Augenblick inne und sagte dann: „Aber

ein Stück von uns selbst lebt fort in unseren Werken, und ein anderes gutes Theil in unseren Schülern, und das habe ich immer gefühlt. Mit dem, was wir in sie pflanzen, in ihnen entwickeln, zur Reife bringen, erhalten wir ein Stück von uns selbst lebendig; und so," setzte er lächelnd hinzu, „stecken denn auch vielleicht in unserer Liebe für unsere Schüler, in unserer Freude an ihrem Vorwärtskommen, an ihren Erfolgen — wie in aller Liebe — unsere Selbstsucht, unser Egoismus. Wir genügen uns und lassen uns dafür lieben, und das Eine ist so angenehm wie das Andere."

Er war nicht der Mann, seine Verdienste prahlend zu erheben; er verkleinerte seine Leistungen, indem er darüber scherzte, und es war keine leere Redensart, daß er einmal, als sein fürstlicher Gönner und Freund ihn befragte, welch' einen Wahlspruch er wohl für sich erwählen würde, nach kurzem Besinnen, wie seine Königliche Hoheit mir erzählt, die Antwort gab: „faire sans dire".

Und welch' ein Lehrer und treuer Freund ist er all' seinen Schülern und Schülerinnen gewesen!

Man läutete im Hause zum Essen. Liszt erhob sich; wir, meine Schwester, die mit mir in Rom war, und ich, gingen mit ihm gemeinsam den langen Gang und die Treppe hinunter, und rechts und links blieben die ebenfalls zum Essen gehenden Bewohner des Hôtels stehen, ihn grüßend, ihm ein Wort der Freude entgegenrufend. Unten am Speise-saale trennten wir uns — meine Schwester und ich, wieder einmal Beide unter dem Zauber seines Geistes, seiner Güte.

* *
*

Schon wenig Tage danach kam er zu meiner angenehmsten Ueberraschung an einem Vormittage wieder zu mir.

„Ich komme mit einer Forderung zu Ihnen," hob er gleich beim Eintritt an, und wie er sich dann zu mir hingesetzt hatte, zog er zwei kleine Päckchen aus seinem Rock hervor, wickelte sie sorgfältig auf und legte zwei, etwa acht bis neun Centimeter große Bronce-Medaillen auf den Tisch.

„Wir haben neulich von Porträts geredet," sagte er, „sehen Sie sich diese einmal an."

Es war die große Medaille von Leo XIII, welche nach seiner Erhebung zum Papste geprägt worden, und eine andere, welche der nämliche Bildhauer von Liszt beim Eintritt in dessen siebenzigstes Jahr gemacht. Die erstere war ungemein ähnlich, die letztere ebenso und ein vollendetes Meisterwerk, dessen ich beim Beginn dieser Erinnerungen schon erwähnt. — Ich trage eine von den verkleinerten, wie ein deutsches Markstück großen Liszt-Medaillen in meinem Armband, und sie zeigt nicht den jugendlichen, nicht den greisen Liszt — sie zeigt eben „Liszt", wie er fortleben wird im Gedächtniß aller Derer, die ihn kannten.

Ich sprach ihm meine Freude an der Arbeit aus, fragte, wer die Medaillen gemacht.

„Ein junger Württemberger mit Namen Wittig, der hier lebt, und der seine Werkstatt im venetianischen Palaste hat. Der österreichische Botschafter bei dem Papste, Graf Parr, hat ihm die Werkstatt geboten. Ich halte viel von dem jungen Manne, und da Sie seine Arbeit bewundern, so werden sie ihm, hoffe ich, auch gern sitzen. Er soll eine solche Medaille auch von Ihnen machen."

Ich fühlte keine Neigung dazu. Es gab Bilder genug

von mir, auch eine Büste von Siemering, und eben erst hatte der treffliche Karl Knauer eine sehr schöne Arbeit, ein lebensgroßes Hautrelief von mir für sich gemacht; so daß ich nicht einsah, wozu noch ein neues Bild von mir nöthig sein sollte. Ich sprach das aus; Liszt suchte mich umzustimmen, und wie ich nicht gleich nachgab, rief er: „Mais si je vous dis, que cela me fait plaisir!“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so ist das der beste Grund, und ich stehe zu Diensten. Schicken Sie mir den jungen Mann, wir wollen unsere Abrede treffen.“

Das geschah; die Arbeit wurde gemacht und war gelungen. Als die ersten Abgüsse fertig geworden waren, kehrte Liszt noch einmal wieder.

„Nun sollen Sie erfahren,“ sagte er, „was ich mit Ihrer Medaille gewollt habe. Wittig möchte nach Deutschland zurück, und ich möchte ihm dort zu einer festen Anstellung verhelfen. In Weimar fehlt, wie ich glaube, an der Kunstschule ein eigentlicher Medailleur. Das wäre ein Platz für Wittig. Der Großherzog kennt mich und Sie. — Hält er die Medaillen für ähnlich, die Arbeit für gut, so ist vielleicht der Platz für Wittig gefunden, und der Kunstschule und dem jungen Mann gedient.“

Es war immer bis in das Kleinste das gleiche Thun, die schlichte Menschenfreundlichkeit, das „faire sans dire!“

Was aus der Angelegenheit geworden, habe ich nicht erfahren; von einer Anstellung des jungen Künstlers konnte leider nicht mehr die Rede sein. Er ist bald danach in Rom am Typhus gestorben; und ich habe Liszt dann auch nur noch flüchtig in Gesellschaft wiedergesehen, denn ich verließ Rom im Anfang Mai und wir standen nicht in brieflichem Verkehr.

Nur von Stahrs beiden Töchtern, die, in Weimar als Musiklehrerinnen lebend und als Liszts Schülerinnen ihm nah befreundet und sehr ergeben, sich eine geachtete Stellung gemacht haben, hörte ich immer von ihm. Auch ihnen hatte er sich als der treueste Lehrer, als ein väterlicher Freund erwiesen von Anfang bis zuletzt, und sie trachten fortzuwirken in seinem Sinne.

Von ihnen und von Marianne Brandt, die ihn bei einem Musikfeste gesprochen, erfuhr ich in den letzten Jahren, daß er ernstlich leidend sei; daß er sein Leiden mit Größe trage; daß er arbeite und diene weit über das ihm gebotene Maß. Aber als ich ihn dann auf dem Bahnhofe in Lindau vor mir sah, schien er mir unverändert, und ich dachte, es würden ihm noch viele Jahre des Wirkens möglich sein.

Da man noch im verwichenen Frühjahr von seinem Erscheinen bei dem Musikfest, von seiner Reise nach Frankreich, von seinem Besuche in Bayreuth vernahm, gab man sich dem Hoffen gerne hin — bis kein Hoffen möglich war — bis der Tod ihn ereilte.

Sich selbst getreu, war er ein Schaffender, ein Vorwärtsstrebender bis zu seinem letzten Tage, und das Wort Goethe's:

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schauen!

war wie für ihn gesprochen.

Bleibe sein Andenken lebendig unter uns!

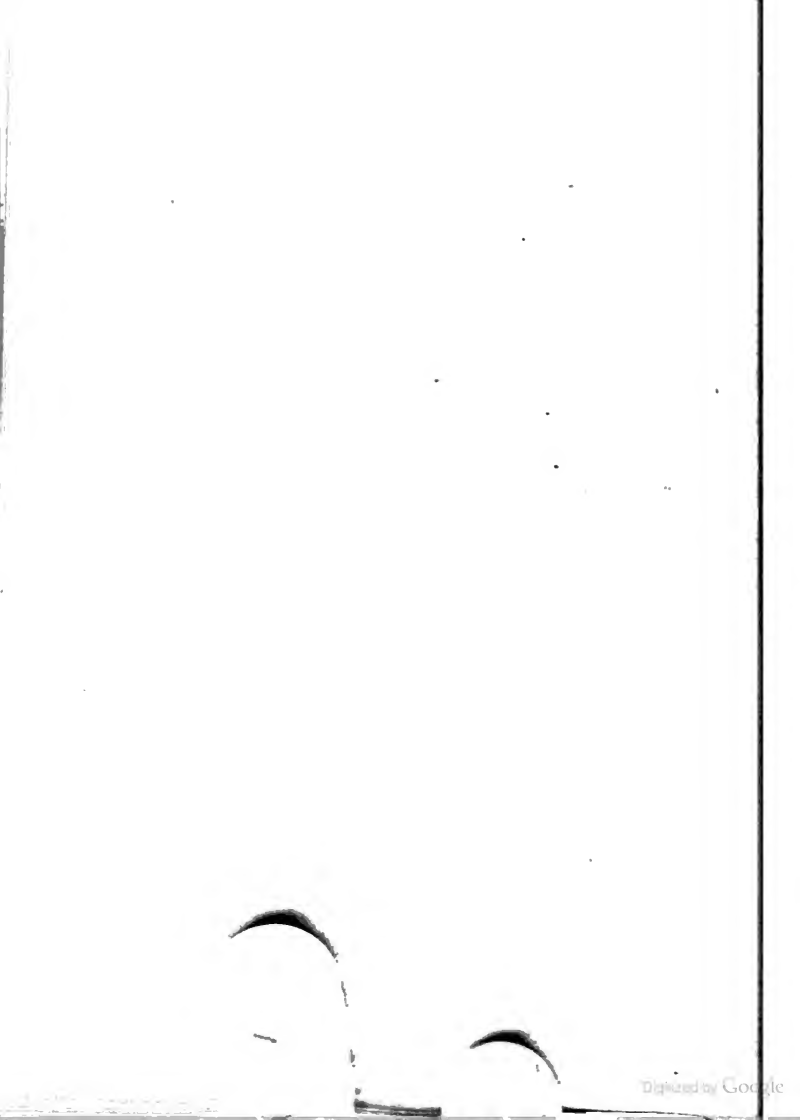


Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft. (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins.)

Inhalt.

Druckfehler.

Cosi van tutte — nicht Cosi van tutti . .	Seite 76	—	Zeile 12
sein — nicht seinem	„ 84	—	„ 6
Herz — nicht Herzen	„ 84	—	„ 7
Sie — nicht sie	„ 252	—	„ 18
Tracht — nicht Pracht	„ 284	—	„ 14
Unterdrückers — nicht Unterdrückens	„ 301	—	„ 2



DATE DUE

MAY 02 1991 -ILL			